Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig Mosle, Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor

Mosle, Johann Ludwig

Oldenburg, [ca. 1879]

urn:nbn:de:gbv:45:1-7331

Visual Library

58

Landesbibliothek Oldenburg

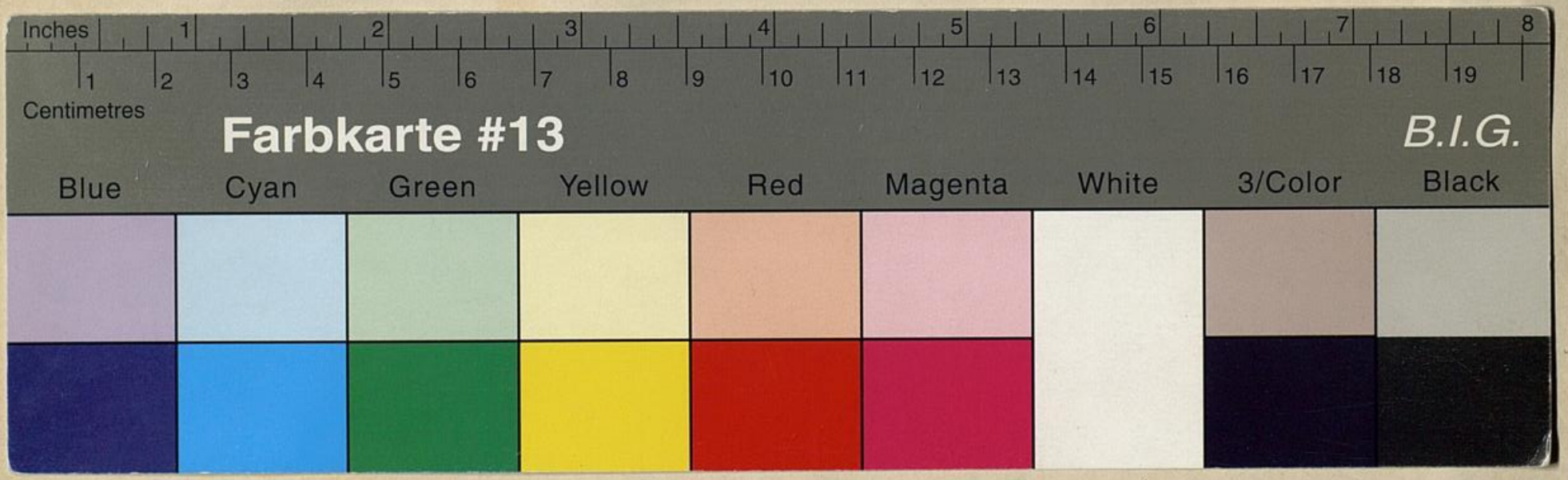
Landesbibliothek Oldenburg

A. f. 187.

19 AuB 2658
LANDESB BL.
OLD NBURG
Abt.
Nr.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Aus dem literarischen Nachlasse

von

Johann Ludwig Mosle,

Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor.

Mit einem kurzen Lebensabrisse.

Herausgegeben in Anlaß der hundertjährigen Stiftungsfeier der Literar-Gesellschaft in Oldenburg.

A. f.

Oldenburg.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
(C. Berndt & A. Schwartz.)

6

Landesbibliothek Oldenburg

LANDES-
BIBLIOTHEK
OLDENBURG

Landesbibliothek Oldenburg

Unter überaus zahlreicher Begleitung wurde am 27. October 1877 in Oldenburg einer unserer ältesten und würdigsten Mitbürger, der Generalmajor Johann Ludwig Mosle, zur Erde bestattet. War derselbe auch schon seit langen Jahren vom Schauplatze öffentlicher Thätigkeit zurückgetreten, so blieb er doch bis in sein hohes Alter mit allem auf's innigste verflochten, was die allgemein menschlichen, sittlichen wie socialen oder auch die besonderen Verhältnisse seines Berufs und seiner gesellschaftlichen Stellung nur irgendwie berührte. Wer ihm nahe genug stand, um ihn in dem thatkräftigen Wirken zu beobachten, mit dem er in den verschiedensten Lagen seines langen Lebens in den täglichen Gang der Dinge eingriff — sei es als Officier, der mit musterhafter Strenge leutselige Gesinnung zu verbinden wußte, sei es als begeistert für Volkswohlfahrt wirkender Ehrenmann, oder als hochgebildeter Leiter und Lehrer seiner jüngeren Kameraden, deren geistige und sittliche Förderung ihm warm am Herzen lag, oder auch als der vertraute Diener seines Fürsten — jeder wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren, und seinen näheren Freunden wird der lebendige und geistanregende Verkehr mit ihm unvergeßlich bleiben.

Landesbibliothek Oldenburg

Aber auch weiteren Kreisen verdient das Bild eines Mannes bleibend vor Augen gestellt zu werden, der wie wenig andere von früher Jugend bis zum späten Alter das Ziel der deutschen Einheit unverrückt und klaren Blickes verfolgte, wie weit auch die Richtungen, welche für den Augenblick Beruf und gesellschaftliche Stellung ihm anwiesen, scheinbar abweichen mochten.

Die Literar-Gesellschaft in Oldenburg, welcher er länger als 41 Jahre angehörte, wünscht am Vorabende ihres hundertjährigen Bestehens*) ihrem heimgegangenen Mitgliede ein Andenken zu stiften, und habe ich als deren Senior es übernommen, einen Einblick in unseres Freundes Mosle wirkungsvolles Leben und in einen Theil seines schriftlichen Nachlasses zu öffnen, der für diesen Zweck in meine Hände gelegt ist.

Möge das also Dargebotene freundlich aufgenommen werden.

Otto Lassius.

*) Die Literar-Gesellschaft, ein engerer, aus höchstens zwölf Mitgliedern bestehender Verein, der sich wöchentlich bei einem seiner Mitglieder versammelt, ward im December 1779 durch G. A. von Halem gegründet. Vgl. Jansen, „Aus Oldenburgs vergangenen Tagen". Was daselbst S. 66 ff. darüber gesagt ist, wird ziemlich das Einzige sein, was über die Gesellschaft als solche bisher in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Wohl haben ihre Mitglieder vielfach in das öffentliche Leben eingegriffen; sie selber aber hat ihre private Intimität niemals verleugnet.

Landesbibliothek Oldenburg

Kurzer Lebensabriß.

Geburt, Familie und Jugendjahre.

Johann Ludwig Mosle wurde am 2. Januar 1794 zu Varel an der Jade geboren, wo sein Vater, Alexander Mosle, damals als junger Advokat lebte.

Dieser war lothringisch-hessischer Abkunft. Lothringisch abseiten seines Vaters, welcher als Capitain im französischen Dragoner-Regiment du Roy während des siebenjährigen Krieges 1761 längere Zeit im hessischen Vogelsgebirge in Winter-Quartier lag. Hessisch abseiten seiner Mutter, der Tochter des Oberförsters Johannes Köhler, der zu Dirlammen im Dienste des Standesherrn von Lauterbach, des Freiherrn von Riedesel auf Eisenbach, stand. Der Vater hieß de Moncelet, die Mutter Catharina Elisabeth Köhler; letztere folgte dem Capitain, als das Regiment Oberhessen verließ, mußte dann aber in Thüringen zu Ruhla bei Verwandten zurückbleiben, woselbst der Sohn geboren wurde. Der Name des Capitains steht im Ruhlaer Kirchenbuch als Leonhard Moßler verzeichnet, vermuthlich, weil thüringische Zungen den französischen Nasenlaut nicht richtig wiedergegeben hatten. Bald nach der Geburt des Kindes brachte der Reitknecht des Capitains der Frau dessen letzten Gruß und zugleich sein Pferd, seine Uhr und Börse. — Capitain de Moncelet war in einem Gefechte zwischen Preußen und Franzosen gefallen und hat seinen Sohn nie gesehen.

Alexander wuchs in dem Hause seines Großvaters Köhler auf, und bei der mangelhaften Kunde, die er über seines Vaters Namen haben mochte, schrieb er sich von Jugend auf Mosle; er kam kraft eines Familienrechtes seines Großvaters 1777 in das große Waisenhaus der Franckeschen Stiftung zu Halle a. d. Saale und bezog um Michaelis 1779 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Nach dreijährigen Studien wurde er von einem Onkel, Köhler, welcher Oberförster in Varel war, dorthin gerufen, war daselbst zuerst Advokat und trat dann in den Dienst des Grafen Bentinck, zunächst als Amtmann in Kniphausen und sodann als Amtsrichter und Oberinspector, mit dem Titel Canzleirath, in Varel. Er verheirathete sich am 19. Februar 1791 mit Dorothea Catharina Rendorff, Tochter des Gastwirths Georg Rudolf Rendorff im Schüt-

Landesbibliothek Oldenburg

ting zu Varel; aus dieser Ehe entsprossen eilf Söhne, von denen Johann Ludwig der zweite und längstlebende war.

Johann Ludwig besuchte seit 1808 das Gymnasium zu Oldenburg; als er aber 1811 zum Studiren abgehen sollte, war das Oldenburger Land Frankreich einverleibt und blieb jetzt nur der Besuch einer französischen Universität rathsam. Der Vater schickte ihn nach Straßburg, weil das doch noch halbdeutsch sei: dort fand er sich mit mehreren Oldenburgern und anderen jungen Leuten aus den damaligen hanseatischen Departements zusammen.

Dies Häuflein junger Leute von der Elbe, Weser und Ems her stand daselbst einer ziemlich fremdartigen Welt gegenüber. Die Vorlesungen auf der Universität waren größtentheils in französischer Sprache, die Masse der Studenten waren Franzosen oder französirte Lothringer und Elsasser, die fremd auf sie herabsahen; jene schlossen sich daher mehr ab und zusammen, um unter sich ihr durch die große geschichtliche Strömung ohnehin verletztes Nationalgefühl durch Gespräch und Unterhaltung möglichst zu befestigen. So bildete sich ein Verein, welcher deutsche Literatur und Geschichte zum ausschließlichen Gegenstand wählte, gemeinschaftlichen Mittagstisch hatte, dasselbe Kaffeehaus besuchte, zusammen Ausflüge in die reizende Umgegend nach dem Odilienberge und in die Vogesen machte, vor allem aber regelmäßig zu gemeinschaftlichem Lesen und Besprechen deutscher Schriften und Poesien sich versammelte. Mit Begeisterung wurde Schiller's Tell und dessen Tendenz gegen fremde Gewaltherrschaft ergriffen; Shakespeare in Schlegel's Uebersetzung und Behandlung, Hamlet und Goethe's Besprechung desselben in Wilh. Meister, Jean Paul und was sonst Deutsches in ihre Hände kam, nährte den Gegensatz, in dem das junge Volk sich mit seiner Umgebung fand.

Soldatenberuf und wissenschaftliches Streben.

So mochte ein Jahr vergangen sein, als die große Katastrophe von 1812, Napoleon's Rückzug aus Rußland, dann auch Preußens Erhebung alle Gedanken und Interessen verschlang. Statt zum Leseverein, wanderte man über den Rhein nach Kehl, um deutsche Zeitungen einzusehen, und im April 1813 vereinigten sich fünf junge Oldenburger in dem Plane, den Spaziergang nach Kehl zu einer Flucht nach Deutschland auszudehnen, um bis zur großen deutschen Armee zu gelangen. Sie pilgerten zunächst nach Heidelberg; da sie aber erkannten, daß sie die noch von Franzosen besetzten Länderstrecken nicht ohne Pässe durch-

Landesbibliothek Oldenburg

streifen konnten, ließen sie sich als Studenten in Heidelberg immatrikuliren, benutzten dann die Pfingstferien zu einem Ausfluge nach Erlangen und gelangten unter großen Mühseligkeiten endlich Ende Juni in der Gegend von Schweidnitz zu den preußischen Vorposten.

Was sie unterwegs erlebten, wie sie bei den preußischen freiwilligen Jägern eingestellt und eingeübt wurden, wie eine Begegnung mit dem Erbprinzen von Oldenburg sie aus dringenden Verlegenheiten befreite, wie während des zweimonatlichen Waffenstillstandes das Zusammenleben mit den neuen Kameraden (zum Theil Berliner und Breslauer Studenten, Referendarien, Candidaten, Assessoren, Kaufleuten, Fabrikanten u. s. w.), die bei Lützen und Bautzen tapfer und unter großem Verluste mitgefochten hatten, ihren Soldatenmuth hob und sie zu Anfang August mit Jubel den Abbruch der mit einem faulen Frieden drohenden Prager Verhandlungen begrüßten, wie sie nach etwa vierwöchigem Lager bei Teplitz und dem höchstbeschwerlichen Marsch im Gefolge einer großen Armee in Leipzigs Ebenen ankamen, als gerade Murat zum großen Reiterangriff und Blücher nach blutiger Schlacht von Möckern gegen einander rückten und sie am 18. October bei Wachau und Liebertwolkwitz im Reservetreffen der großen Schlacht standen; — wie sie dann über Naumburg nach Weimar und weiter nach Frankfurt marschirten, dann nach mehrwöchentlichen Aufenthalten mit der großen Schwarzenbergschen Armee rheinaufwärts bis Basel, hierauf westwärts über Langres, Bar sur Aube, Brienne und Troyes nach Frankreich vorrückten und, voll Begierde nach Paris zu kommen, die Zeit mit Märschen und Cantonnirungen verbringen mußten; — wie sie dann in der Mitte Februars durch die Ordre überrascht wurden, in Folge einer vom Herzoge von Oldenburg eingelangten Reclamation, sich zur Einstellung in das oldenburgische Contingent sofort dorthin zu begeben; — wie ihrer drei auf mancherlei Umwegen in der Heimath anlangten und zwei von ihnen (Mosle und Cloſter) unterm 12. April 1814 zum Officier befördert wurden — dies alles hat Mosle in den vier ersten Abschnitten des nachfolgenden „Mein Soldatenberuf" überschriebenen Aufsatzes lebendig und mit gutem Humor erzählt. Der fünfte Abschnitt berichtet sodann, wie der Pariser Friede dem Ausmarsche der Oldenburger zuvorkam, wie dem Schwanken Mosle's zwischen der Rückkehr zu juristischen Studien nach des Vaters Wunsche und dem Verharren in der Soldatenlaufbahn, wozu der oldenburgische Oberst Wardenburg aufforderte, durch Napoleon's Rückkehr von Elba im März 1815 ein schnelles Ende gemacht wurde, wie das Oldenburger Regiment bei Bouillon, Sedan,

Landesbibliothek Oldenburg

Mezières und Montmedy thätig eingriff, Mosle erst in Sedan als Platzadjutant und in Rethel als Stadtcommandant vorübergehend beim Stabe beschäftigt, dann vom Obersten Wardenburg zum Regimentsadjutanten erwählt wurde und bei der Rückkehr nach Oldenburg sich bleibend für den Soldatenberuf entschied, dem er fortan alle seine Kräfte widmete und der, so beschränkt auch im Anfange die Aussichten zu sein schienen, doch nach seinem eigenen Zeugnisse, ihm Genugthuung und Ehre, angemessene Wirksamkeit und Beschäftigung in reichem Maße gebracht hat.

In der Ruhe des Garnisonlebens fand er bald Gelegenheit, mit älteren und neueren Bekannten sich, ähnlich wie früher in Straßburg, zu wissenschaftlichem Streben zu vereinigen, auch verstand er es, sich in angenehmer Weise in die gesellschaftlichen Kreise Oldenburgs einzuleben, welche durch die Erscheinung der jungen und liebenswürdigen Erbprinzessin Adelheid im Winter 1817/18 ein ganz neues Leben gewonnen hatten. Lesegesellschaften, literarisch-poetische Vereinigungen, Liebhabertheater ꝛc. gaben reichen Anlaß zu geistiger Unterhaltung; dazu kam 1818 der Auftrag zur Unterrichtertheilung in der neu errichteten Militairschule, welche in der Folge unter seiner Leitung zur Pflanzstätte für die jungen Officiere der oldenburg-hanseatischen Brigade sich ausbildete. Diesem Berufe widmete er sich mit ganzem Eifer und von diesem Zeitpunkte an datirt eine fortwährende Einwirkung auf den Bildungsgang der jungen Leute, auch wenn in einzelnen Fällen dieselben zu höherer Ausbildung auf die Berliner Kriegsschule entsandt wurden. Eine Sendung nach Wien zu dem Geheimrathe von Berg, welcher daselbst für Oldenburg dem in Folge der Carlsbader Beschlüsse im November 1819 berufenen Minister-Congresse beiwohnte, eine Sendung mit dem Obersten Wardenburg (Ende 1821) nach Hamburg, sowie eine Reise nach Holland und ein fünfmonatlicher Aufenthalt in Berlin (1823) zur Einübung im Cavalleriedienste unter dem Herzog Carl von Mecklenburg u. dgl. m. gaben Veranlassung zu Bekanntschaften mit hervorragenden Männern und führten zugleich in der Heimath zur Verbesserung seiner gesellschaftlichen Stellung, welche auch durch seine Verheirathung mit dem Fräulein Friederike von Jägersfeld (1824 Februar 6) sich weiter befestigte.

Im Januar 1828 wurde ihm das Commando des Landdragoner-Corps übertragen, zu dessen Verwandlung in eine Schwadron Cavallerie er einen Entwurf ausarbeitete, welcher später theilweise zur Ausführung kam, theilweise in die Vorschläge überging, die er nach dem Regierungs-

Landesbibliothek Oldenburg

antritte des Großherzogs August (1829 Mai 21) Höchstdemselben unterbreitete.

Der Großherzog hatte nämlich schon lange in Mosle einen Mann erkannt, welcher dessen eigne Gedanken über eine den Forderungen der Zeit angemessene Umgestaltung des oldenburgischen Militairwesens in seiner Weise durchdacht und klar entwickelt hatte. Er beehrte ihn mit seinem Vertrauen und überwies ihm als Hauptmann und Großherzoglichen Adjutanten (1830) die Militair-Kanzlei und die Ausarbeitung einer neuen, die Errichtung eines Cavallerie-Regiments einschließenden Militair-Formation, welche im Wesentlichen später zur Ausführung kam.

Als in Nachwirkung der Pariser Juli-Revolution von 1830 auch in Deutschland sich unruhige Bewegungen zeigten, als der vertriebene Herzog Carl von Braunschweig mit einer Landung an der Nordseeküste drohete und im oldenburgischen Fürstenthum Lübeck Unruhen ausbrachen ꝛc., mehrten sich in Mosle's Wirkungskreise die Geschäfte, zu denen auch der Auftrag kam, in Hamburg mit den drei Hansestädten die Einleitung zur Bildung einer oldenburg-hanseatischen Brigade zu treffen, welche Luxemburg zu besetzen ausersehen war. Die desfälligen Vorverhandlungen kamen im Mai 1831 zu einem vorläufigen Abschlusse; der Ausmarsch nach Luxemburg aber unterblieb und wurde bei den 1833 in Frankfurt gepflogenen Militair-Conferenzen im Sinne einer verbesserten Kriegsverfassung des Deutschen Bundes beschlossen, die zweite Division des zehnten Armeecorps aus drei Brigaden -- nämlich der holsteinischen, der mecklenburgischen und der oldenburg-hanseatischen -- zu bilden. Bei diesen Conferenzen hatte Mosle den Großherzog von Oldenburg und die Senate der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg als Bevollmächtigter zu vertreten, und als in Folge der im Jahre 1834 ratificirten Verhandlungen ein neuer Normal-Etat für das oldenburgische Militair aufgestellt wurde, ward Mosle zum Major befördert, als welcher er auch in der dritten Brigade zu fungiren hatte.

Bei einer der Reisen, welche er mit dem Brigade-Commandeur, General Wardenburg, nach den Hansestädten zu machen hatte, wurde (1835 Juni 19) bei Ottersberg der Wagen umgeworfen, wobei Mosle einen Beinbruch erlitt, der ihn bis zum December dienstunfähig machte.

Inzwischen war (1833) Mosle's Vater und (1835) der Graf Bentinck gestorben. Diese Todesfälle brachten manche Verwickelungen, indem Ansprüche des Vaters an den Grafen erst sehr spät zu einiger Erledigung gelangten.

Im Jahre 1836 ward Mosle in die in Oldenburg bestehende

Landesbibliothek Oldenburg

Literar-Gesellschaft aufgenommen, welcher er eine desto größere Thätigkeit widmete, je mehr der Kreis literarischer Freunde, dem er seit 1818 angehörte, sich nach und nach zerstreut hatte.

Im Jahre 1836 ging er zur Stärkung seiner Gesundheit in Begleitung seiner Frau nach Teplitz zur Kur. Diese wirkte zwar günstig, indeß hielt doch bei Mosle das Gefühl einer, durch lange Kränklichkeit geschwächten Kraft noch lange an, und erst die Vorbereitungen zu einem, von der ganzen Brigade bei Falkenburg im Jahre 1837 zu beziehenden Feldlager mit Manövern gaben bei rückkehrender Körperkraft ihm auch die geistige Spannkraft wieder, mit welcher er die verschiedenen, der ersten Vereinigung dieses Truppencorps sich entgegenstellenden und immer von neuem auftauchenden Schwierigkeiten überwand. Und als endlich die Truppen wirklich sich versammelt hatten, erwuchs in der von Tag zu Tag zunehmenden Kränklichkeit des Generals Wardenburg ein neues Hinderniß, das Mosle's Aufmerksamkeit und Umsicht desto mehr in Anspruch nahm, je weniger der jetzt fehlende Scharfblick und die Energie des Generals durch einen der ihm im Commando am nächsten stehenden Officiere ersetzt werden konnten. Es ging aber alles gut, und Mosle durfte in seinem Tagebuche, nach mehrfach eingehender Selbstschau, sich das Zeugniß geben, daß er seinen Platz zu seiner eignen und Aller Befriedigung ausfülle, er auch in der Meinung sichtlich steige.

Der General Wardenburg erholte sich nicht; nach langem Krankenlager verschied er am 29. Mai 1838. Mosle widmete ihm in den „Oldenburgischen Blättern" einen ehrenden Nachruf, erweiterte diesen auch in der Folge zu einem Lebensbilde, welches er im Winter 1862/63 in drei Vorträgen vor der Officier-Versammlung entwickelte und im December 1863 zum 50jährigen Stiftungsfeste der oldenburgischen Militair-Formation auf Befehl des Großherzogs drucken und vertheilen ließ.

Im Sommer 1838 begleitete Mosle den Großherzog auf einer Reise um die Deiche und nach Wangeroog; im Herbste wurde, erst zu Bremen, dann in Oldenburg, die 25jährige Festfeier der Schlacht bei Leipzig, der Rückkehr des Herzogs Peter aus Rußland und der Errichtung des ersten oldenburgischen Infanterie-Regiments sinnvoll und festlich begangen, wobei Mosle überall thätig und vielfach leitend eingriff. Ihm gab diese Feier eine erwünschte Gelegenheit, das hohe Ziel der Befreiungskriege in begeisterten Ansprachen in das Bewußtsein derer zurückzurufen, die im Genusse einer Reihe ungestörter Friedensjahre schon anfingen, in dem Verlangen nach deutscher Einheit zu erschlaffen,

Landesbibliothek Oldenburg

die ihm als das mit voller Kraft zu erstrebende Ziel immer vor Augen schwebte, ja als der rothe Faden sich durch das Denken und Thun seines ganzen Lebens hinzog.

Im Frühjahr 1839 wurde Mosle zum Oberstlieutenant und Commandeur des zweiten Regiments ernannt. Er widmete sich nun vorwiegend einerseits der soldatischen Ausbildung der Mannschaften, den Gefechtsübungen, dem Casernendienste u. s. w., andererseits den Officier-Versammlungen, in welchen monatlich, meistens unter Anwesenheit des Großherzogs, kriegswissenschaftliche Vorträge gehalten wurden.

Zu solchen Vorträgen war Mosle nicht nur durch ausgedehnte Belesenheit, durch geschichtliche und politische Studien besonders befähigt, zu welchen die von ihm verwaltete Militair-Bibliothek ihm reichen Anlaß bot, — er verband sich auch mit einigen Freunden (v. Buttel, Stahr, Wibel, Kindt, v. Kobbe u. A.) zu regelmäßigen philosophischen Unterhaltungen und schloß sich später auch dem Kreise an, der sich wöchentlich einmal um des Dichters Julius Mosen Krankenlager bis zu dessen Tode versammelte. Daneben ergriff er auch gern jede Gelegenheit, durch Vorträge und Aufsätze in engeren und weiteren Kreisen die Interessen der Menschheit zu fördern; so trat er z. B. 1839 und 1840 in öffentlichen Versammlungen und in Druckschriften *) für die Bestrebungen des Mäßigkeits-Vereins kräftig ein; 1841 bethätigte er seine Begeisterung für den Ausbau des Cölner Doms, als eines, französischer Anmaßung gegenüber, auf dem linken Ufer des deutschen Rheines würdig herzustellenden Denkmals, durch verschiedene Aufrufe und Begründung einer Groschensammlung; 1845 gab er durch einen, vom hiesigen Handels- und Gewerbeverein veröffentlichten Vortrag **) den Anstoß zur Anlage des Hunte-Ems-Kanals, dem 1846 die durch allgemeine Theilnahme bewerkstelligte Kartirung, Nivellirung und Veranschlagung des Werkes, und nach 1848 unter Mitwirkung der Regierung und des Landtags der Beginn der Ausführung und 1874 die Anlage der ersten großen Ziegelei am Kanal unter Beilegung des Namens Mosleshöhe folgte. Auch führte er 1845 bei der 500jährigen Jubelfeier der Stadt Oldenburg ***) den Bürgern derselben die Bedeutung des Ereignisses zu Ge-

*) Zwei Reden gegen den Branntwein von einem Mitgliede des oldenburgischen Mäßigkeitsvereins. Oldenburg, 1840. Schulzesche Buchhandlung. (Mehrfach aufgelegt.)

**) Behn-Colonien und Hunte-Ems-Canal. Vorgelesen am 27. November 1844 im oldenb. Handels- und Gewerbevereine von einem Mitgliede desselben. Gedruckt und vertheilt auf Veranlassung dieses Vereins. Oldenburg, 1845. Schulzesche Buchhandlung.

***) Flugblatt in 4°. — Feier des 6. Januar 1845.

Landesbibliothek Oldenburg

müthe; — überhaupt machte sich die fast sprudelnde Lebhaftigkeit, mit welcher er alle völkerbewegenden und literarischen Ereignisse auffaßte, in einer großen Menge von Ergüssen Luft, welche zum Theile gedruckt, theilweise in den Protokollen der Literar-Gesellschaft niedergelegt, theilweise auch in dem schriftlichen Nachlasse noch vorhanden sind. Von denjenigen des letzteren, welche im Nachfolgenden nicht abgedruckt sind, mag hier Folgendes erwähnt werden:

Der Mißwachs des Jahres 1846 hatte in vielen Gegenden Theuerung und Noth hervorgerufen; in einem damals zur Linderung derselben in Oldenburg zusammentretenden Hülfsvereine knüpfte Mosle dahin gehende Vorschläge an die 1816 zu Elberfeld gemachten Erfahrungen, wo auf den Vorschlag eines schlichten Bürgers und ohne alles Eingreifen von Behörden ein Verein von 153 Bürgern, jeder mit Zeichnung einer Actie von 500 Thalern, zusammengetreten war, welcher schon 7 Tage nach dem ersten Vorschlage mit Kornaufkäufen begann und Vorräthe sammelte, die derselbe ohne Verlust zu einem Mittelpreise wieder verkaufen, auch für die Umgegend der Stadt einer übermäßigen Preissteigerung wehren konnte. Aehnliches auch hier anzustreben ward gerathen.

Von der vielseitigen Beschäftigung und dem Bedürfnisse, über alle Vorkommnisse sich Rechenschaft zu geben, zeugen viele in Aufsätzen, Tagebüchern und einzelnen Blättern niedergelegte Betrachtungen, wie z. B. über Gutzkow's Wort (1844) „jede gute Regierung soll nur das Organ der intelligenten Mehrheit der Nation sein wollen;" — über die confessionellen und politischen Zerwürfnisse unserer Zeit (December 1844) — über die Aufgabe eines Staatsmannes am Ruder (April 1845) — über Uhlich, Wislicenus, über Robert Blum, Franz Wigand, über die deutsch-katholische Kirchenversammlung, über Puseyismus u. s. w. Dazwischen schildern freundschaftliche Briefe aus Ems (1845) das dortige Badeleben; — es schließen sich daran Dispositionen zu 50 Vorträgen über „Militairische Encyclopädie", welche im Auftrage des Großherzogs Mosle vom 29. October 1845 bis 30. April 1846 dem Erbgroßherzoge gehalten; — ferner Dispositionen zu mehr als sechszig in der Officier-Versammlung von 1843 bis zum Februar 1848 gehaltenen Vorträgen: — über Napoleon Bonaparte's Feldzüge von 1796 bis 1800, von 1805 in Oesterreich, von 1806 und 1807 in Polen; von Soult, Sir John Moore und Wellington von 1808 bis 1812 in Spanien, über den Feldzug von 1814 in Frankreich und von 1831 in Polen u. s. w.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrachen die Fortsetzung dieser Vorträge und warfen Mosle für einige Jahre in eine neue Laufbahn, zu welcher die vorerwähnten Studien gleichsam eine Vorbereitung gebildet hatten.

Diplomatische Zwischenzeit, 1848 bis 1851.

Als die französische Februar-Revolution auch in deutschen Landen den Boden aufwühlte, das in Frankfurt zu Ende März 1848 zusammengetretene Vorparlament in den Mitgliedern des Bundestags das Verlangen hervorrief, bei ihren Regierungen die Entlassung von einer unhaltbar gewordenen Stellung nachzusuchen, und eine neue provisorische Bundesversammlung mit erweiterten Befugnissen eingerichtet wurde, beauftragte der Großherzog von Oldenburg am 17. April Mosle, dieser Versammlung beizutreten, welche ihn dann zum Referenten in dem Ausschusse für Militair-Angelegenheiten bestellte, dem die Sicherheit gegen etwaige Angriffe von außen, oder auch gegen revolutionäre Bewegungen im Innern übertragen war. In dieser Eigenschaft stellte er in der Bundesversammlung vom 5. Juli einen „Antrag auf Ergreifung vorbereitender Maßregeln zur Vermehrung militairischer Macht in Deutschland".*)

Im August ward er seitens der Centralgewalt mit dem Auftrage nach Wien gesandt, deren Vermittelung bei der Pacification Italiens dem österreichischen Ministerium anzubieten; — nach mehrwöchentlichen Verhandlungen mit dem Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Wessenberg, aber kehrte er mit der Ueberzeugung zurück, daß weder Regierung noch Bevölkerung in Oesterreich von Frankfurt etwas wissen wollten, und daß die dortige kleine, die deutsche Fahne annoch hochhaltende Partei keinerlei Einfluß besitze **).

Als der Reichsverweser und sein Ministerium nach dem Wiener Zeughaussturme vom 6. October und der weiteren dortigen revolutionären Bewegung glaubten, durch versöhnliches Dazwischentreten vielleicht Ruhe stiften zu können, entsandten sie abermals Mosle, begleitet von Welcker, zu diesem Endzwecke nach Wien. Beide ließen kein Mittel unversucht, die bei jedem Schritte sich häufenden Schwierigkeiten zu überwinden und der vom Kaiser dem Fürsten Windischgrätz aufgetragenen unbedingten Unterwerfung Wiens den drohenden blutigen Cha-

*) Gedruckt Frankfurt bei Sauerländer, 16 Seiten in 8°.

**) Erste und zweite Sendung nach Oesterreich; im Nachstehenden abgedruckt.

Landesbibliothek Oldenburg

rakter zu beschränken; — aber weder die Verhandlungen mit dem Fürsten in dessen Hauptquartier vor Wien, noch der Appell an den Kaiser in Olmütz konnten die Entscheidung aufhalten, die zu Ende October Wien dem siegreichen Feldherrn unterwarf.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, benutzte Mosle die zwischen seinen dortigen Geschäften ihm übrig bleibende Zeit zur Veröffentlichung seiner Ansichten über die Grundzüge einer deutschen Wehrverfassung;*) desgleichen über „die Zukunft Oesterreichs und Preußens", einer zuerst in der „Deutschen Zeitung" (Frankfurt, 1848, December 10 und 11), aber auch im Nachfolgenden abgedruckten Denkschrift, welche für Preußen die Hegemonie des deutschen Reiches verlangt, wie wenig Sympathien es zur Zeit auch besitze; — Ansichten, welche zu Ende 1848 vielfach Anlaß zu Besprechungen gaben und zum nicht geringen Theile durch die Geschichte gerechtfertigt worden sind.

Außerdem lieferte die schleswig-holsteinsche Frage und die Näherberechtigung der einen oder andern holsteinschen Linie ihm vielfachen Anlaß zur Entwickelung seiner Thätigkeit, zumal die Ansprüche des oldenburgischen Hauses dabei vorwiegend in Betracht kamen.

Als in der Mitte des Jahres 1849 beim Zerfall der Frankfurter Centralgewalt Preußen, Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündniß schlossen, ward Mosle von Seiten Oldenburgs den zur näheren Berathung der vorgeschlagenen Reichsverfassung 2c. in Berlin zusammentretenden Bevollmächtigten deutscher Staaten, sowie auch im September dem Verwaltungsrathe der verbündeten deutschen Regierungen als Bevollmächtigter zugeordnet. Daran knüpften sich im März 1850 die Verhandlungen des Erfurter, zum Volks- und Staatenhause berufenen Parlaments, sowie der vom König Friedrich Wilhelm IV. auf Mai 1. nach Berlin berufene Fürstencongreß, bei welchen allen Mosle fortwährend beglaubigt war, und die Oldenburg betreffenden Verhältnisse zu vertreten hatte — was er in einer, nicht blos von seiner Staatsregierung, sondern auch von denjenigen Staatsmännern höchlich anerkannten Weise vollführte, welche die Interessen der mittleren und kleineren Bundesstaaten wahrnahmen. Namentlich sind hier die im Verwaltungsrathe von Mosle angestrengten Bemühungen zu erwähnen, die nach einem vielverheißenden Anfange, bald nur noch nothdürftig hingehaltene deutsche Flotte vor gänzlichem Verderben zu retten. Von dem leb-

*) Grundzüge einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Von einem alten deutschen Officier. Frankfurt, 1848, Sauerländer. 68. S.

Landesbibliothek Oldenburg

hafteſten Intereſſe für dieſe junge nationale Schöpfung durchdrungen, bemühete er ſich auf's äußerſte, die preußiſche Regierung zur Beſitzergreifung der Flotte für die Unionsſtaaten zu bewegen; allein wie klar er dieſe zur Rettung der Flotte nothwendige Maßregel als ebenſo berechtigt wie natürlich vorſtellen mochte, alles ſcheiterte an der Zaghaftigkeit der preußiſchen Regierung, die nur nach Vorwänden zur Bemäntelung ihrer ängſtlich zurückhaltenden Schwäche ſuchte. Sie vermochte ſich nicht zu einem präventiven oder poſitiven Vorgehen zu ermannen und ſo wurde die Flotte preisgegeben.

Die Wichtigkeit der Berliner Verhandlungen ſteigerte ſich für Mosle, als im Laufe des Sommers 1850 Oeſterreichs Aufforderungen zur Wiederbelebung des alten Bundestags immer dringender wurden, — als im Herbſt erſt zu Bregenz, dann zu Olmütz Maßregeln gegen die auf Conſtitutionalismus beruhenden freieren Staatsformen und zur gewaltſamen Unterdrückung der in Kurheſſen und in Schleswig-Holſtein entſtandenen Verwickelungen beſchloſſen wurden; — als ferner Oldenburg den Einmarſch der öſterreichiſch-preußiſchen Executionstruppen in das Fürſtenthum Lübeck als illegal abwehren mußte, und als auf den Dresdener Conferenzen Wege geſucht werden ſollten, wie die vom König Friedrich Wilhelm IV. halb und halb ſchon aufgegebene Union auch ohne die als unausführbar erkannte Verfaſſung (auf welcher ſie jedoch fußte) allenfalls gerettet werden könne.

In dieſe Zeit fällt eine Unterredung, welche der König Friedrich Wilhelm IV. Mosle gewährte, als dieſer im Auftrage des Großherzogs einen Brief perſönlich zu übergeben hatte, in welchem derſelbe ſeinen Dank ausſprach für die ihm völlig überraſchend gekommene Ernennung zum Chef eines preußiſchen Infanterie-Regiments und zum preußiſchen General der Infanterie. Wohl hatte der Großherzog zu erkennen geglaubt, daß dieſe unerwartete Gunſtbezeugung eine Antwort ohne Worte auf einen Brief ſein ſolle, in welchem er ſelber in der ernſteſten und eindringendſten Weiſe „wie der Mann zum Manne“ ſich gegen den, ihm von dem Feldzuge von 1813 ſehr werthen und vertrauten König ausgeſprochen und dem Schmerz und Unwillen Ausdruck gegeben hatte, mit dem der Verſuch ihn erfülle, die Unionsverfaſſung aufgeben, die Union dennoch aber feſthalten zu wollen; — der Großherzog wünſchte aber dem Könige Gelegenheit zu geben, über den Grund der unerwarteten Ernennung ſich zu äußern.

Wie dies am 6. Februar 1851 mündlich auch geſchah, hat Mosle in einem der Literar-Geſellſchaft in Oldenburg gehaltenen Vortrage aus-

Landesbibliothek Oldenburg

führlich entwickelt und darin einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte der Zeit und des Königs niedergelegt *).

Nachdem in Folge der Dresdener Conferenzen im Jahre 1851 der alte Frankfurter Bundestag wieder hergestellt worden, trat Mosle zunächst zur Stärkung seiner, durch die Anstrengungen der letzten Jahre angegriffenen Gesundheit einen längeren Urlaub an, und darauf als Regiments-Commandeur wieder in sein militairisches Verhältniß zurück.

Rücktritt in das Militair und aus demselben in den Ruhestand.

Es war natürlich, daß nach den großen Zielen, die Mosle einige Jahre lang mit vollster Anstrengung seiner Körper- und Geisteskraft verfolgt hatte, der alternde Mann sich nicht mit gleicher Hingebung, wie vordem, dem Garnisondienste widmen konnte, der überdies durch die großentheils unter seiner eigenen Leitung herangebildeten Officiere seinen regelmäßigen Gang ging. Weil er aber wahrnahm, daß sein die Geschichte aller Zeiten und die Gebiete der Wissenschaft vielfach beherrschendes Gedächtniß für die Tagesereignisse ihm nicht in gleichem Maße wie früher treu blieb, er auch körperlich sich nicht mehr völlig „felddienstttüchtig" fühlte, seinem Grundsatze nach aber ein höherer Officier noch mehr als jeder andere Staatsbeamte die Pflicht habe, wenn er eine derartige Abnahme seiner Kräfte fühle, nicht zu warten, bis man von anderer Seite ihm das bemerklich mache, sondern seinen Platz Männern zu räumen, die eines vollen Kraftbesitzes sich erfreuen, so bat er im August 1857 um Versetzung in den Ruhestand, welcher ihm dann unter den ehrendsten Ausdrücken mit Verleihung des Charakters als Generalmajor und Ernennung zum General-Adjutanten bewilligt ward.

Von jetzt an war seine Thätigkeit, die man bis dahin als eine productive und vorwärtsschauende bezeichnen konnte, mehr eine rückwärtsblickende, sammelnde. Mit besonderer Liebe bearbeitete er noch Vorträge für die monatlich sich versammelnde Officiersgesellschaft; es liegt u. A. die Entwickelung der Schlacht von Austerlitz, deren Einleitung und Schlußwort im Nachfolgenden abgedruckt ist; ferner eine die deutsche Literaturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte behandelnde Abhandlung vor, den jungen Officieren den Werth klassischer Bildung auch für ihren besonderen Beruf darlegend. Aber auch in den andern Zweigen wissenschaftlicher Bestrebungen ließ seine Thätigkeit nicht nach; mit mehreren,

*) Im literarischen Theile abgedruckt.

Landesbibliothek Oldenburg

von Frankfurt und Berlin her ihm befreundeten Diplomaten unterhielt er einen die Zeitereignisse warm besprechenden Briefwechsel,*) in welchem, sowie in Gelegenheitsaufsätzen, die er den Freunden daheim vorlegte, eine bemerkenswerthe, klare Voraussicht der seitdem wirklich erfolgten Entwickelung sich kund giebt. Proben davon finden sich z. B. in den aus dem Nachlasse abgedruckten Briefen und Aufsätzen von 1852 bis 1870; aber auch in den Zeitbetrachtungen, welche nicht durch den Erfolg als zutreffend bekräftigt wurden, zeigt sich eine kluge Abwägung der Verhältnisse; so z. B. ließ er im Jahre 1840, als Thiers den freien deutschen Rhein bedrohte, einen Mahnruf erschallen, wachsam und gerüstet zu sein, wenn vielleicht Frankreich, das sich von seinem Einflusse im Mittelmeere ausgeschlossen sah, ein Bündniß mit Rußland gegen Deutschland dadurch sollte zu erkaufen suchen, daß es jenes am Bosporus gewähren lasse. In ähnlicher Weise wies er nach, als im Sommer 1854 die im Orient aus Religionsstreitigkeiten entstandenen Wirren in den Krimkrieg auszuarten drohten, daß die große Frage des Augenblicks weder eine religiöse, noch eine griechische oder türkische, sondern vorwiegend eine russische sei, und die Behauptung, „Rußland sei groß genug, Länderzuwachs könne es nur schwächen, und sein wahrer Vortheil sei Uneigennützigkeit", sei nur ein Aushängeschild, unter dessen Schutze es seit 150 Jahren die Ukraine und die Krim, Kaukasien und Georgien, Erivan, Bessarabien, Polen und Litthauen, Liefland und Kurland, Finnland und die halbe Moldau verschluckt habe, ohne den Appetit zu verlieren, und wie dessen Zurückdrängung in seine Schranken eine Aufgabe sei, an der sich zu betheiligen Deutschland die Gelegenheit ergreifen müsse.

Zahlreich sind die im engeren Kreise der Freunde mitgetheilten Rückblicke auf bedeutende Persönlichkeiten und Erscheinungen, z. B. stellte er über den Feldmarschall Gneisenau aus dem von Pertz gesammelten Materiale ein sehr vollständiges Lebensbild zusammen; Abhandlungen über G. H. von Berenhorst und Heinr. v. Kleist sind aus dem Nachlasse abgedruckt. Außerdem benutzte er gern jede Erinnerung an irgend einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands oder seiner engeren Heimath, um seinen Landsleuten oder etwaigen Festgenossen die Bedeutung der durchlebten Zeit ans Herz zu legen So veranstaltete er 1859 in Oldenburg eine Schillerfeier, über welche eine kleine Festschrift Auskunft giebt;**) 1863 rief er bei der 50jährigen Wiederkehr des Tages

*) Siehe den literarischen Nachlaß.

**) Die Schillerfeier im Casino am 9. November 1859; veranstaltet vom literarisch-geselligen Verein in Oldenburg; 26 S. 1859. Schulzesche Buchhandlung.

Landesbibliothek Oldenburg

der Rückkehr des von den Franzosen vertriebenen Landesherrn und der Gründung vaterländischer Militair-Einrichtungen, die alte Zeit und den würdigen General Wardenburg durch zwei Denkschriften*) mahnend und ehrend ins Gedächtniß, von denen die erste den Fortschritt der Zeit seit 50 Jahren vor Augen legen und zum Danke gegen Gott für die gnädige Führung auffordern sollte, zugleich aber auch vorahnend auf die innerhalb des nächsten Jahrzehend bedingungs- und möglicher Weise zu erlangende nationale Einigung hinwies; — die andere galt dem Andenken seines ehemaligen, von ihm hochgeschätzten Generals Wardenburg. Dieselbe Pietät, welche in dieser Schrift sich kund gegeben hatte, gelangte in noch höherem Maße zum Ausdrucke in einem 1864 Nov. 4 im Casino öffentlich vorgetragenen „Biographischen Versuche: Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg",**) den er freilich nur als einen Versuch bezeichnet, das allmählich verblassende Bild des theuren Verewigten zu fixiren, zu welchem er aber sich berufen fühlte durch die Gesinnung dankbarster Treue und Ergebenheit, die sich in erfreulicher Weise auch in dem gelungenen Bestreben bethätigte, dem verehrten Großherzoge durch Gründung des Augusteums ein volksthümliches Denkmal zu setzen.

Eine große Thätigkeit entwickelte er in dem Bestreben, Oldenburg durch Eisenbahnen mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen. Im Handels- und Gewerbe-Verein legte er 1854 April 8 ein Gutachten nebst Karte vor,***) in welchem die Bahnrichtungen von Oldenburg auf Heppens, Bremen, Minden und Osnabrück eingehend besprochen wurden; in der Oldenb. Zeit. von 1856 Nr. 198 bis 201 beleuchtete er alle seitdem aufgetauchten Eisenbahnprojecte; im März 1862 ward er (noch nach seiner Versetzung in den Ruhestand) von der Staatsregierung nach dem Haag entsendet, um mit der Königl. niederländischen Regierung eine dem Anschlusse nach Oldenburg und Bremen günstige Richtung der durch Friesland und Groningen zu bauenden Bahn auszuwirken.

---

*) Oldenburg vor fünfzig Jahren. Eine Gedenkschrift für das Jubeljahr 1863. Oldenburg. Ferd. Schmidt. 34 S.

Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge, gehalten im Winter 1862/63 vor der Officier-Versammlung. Gedruckt und vertheilt zum 50jährigen Stiftungsfeste der oldenburgischen Militair-Formation, auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs im December 1863. Oldenburg. Stalling. 162 S.

**) Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. Ein biographischer Versuch von Mosle. Oldenburg, 1865. Schulzesche Buchhandlung. 71 S.

***) Verhandlung des Handels- und Gewerbe-Vereins. 1854. Bd. III. Heft 8.

Landesbibliothek Oldenburg

Am längsten behielt er bei Versetzung in den Ruhestand von seiner dienstlichen Thätigkeit denjenigen Zweig bei, welchem er als seiner eigensten Schöpfung eine besondere Vorliebe zugewandt hatte: das Commando des Landdragoner-, jetzt Gendarmerie-Corps. Es ist ihm gelungen, jedem einzelnen Gliede dieses Corps den Geist der Wachsamkeit und strenger Rechtlichkeit, umfassender Umsicht und Pünktlichkeit, verbunden mit dem vollsten Maße der mit polizeilichen Maßregeln nur irgend verträglichen Humanität einzuhauchen, und dadurch dem ganzen Corps bei allen Bewohnern des Landes ein Vertrauen zu erwecken, dessen sonst die Gendarmerie sich selten zu erfreuen hat. Erst als er bemerkte, daß ihm Persönlichkeit und Name jedes einzelnen Mannes nicht mehr allezeit gegenwärtig war, entschloß er sich, auch diesem Commando mit dem Anfange 1870 zu entsagen; auch war von nun an seine Beschäftigung mit der Literatur nur noch eine aufnehmende, während dieselbe früher das Aufgenommene selbstthätig für eigene oder fremde Zwecke verarbeitete. Davon werden die nachstehend abgedruckten Schriftstücke aus seinem literarischen Nachlasse eine Probe geben.

Mosle's Ehe mit Friederike von Jägersfeld war, wenngleich kinderlos, eine der glücklichsten, die man sehen konnte, da Mann und Frau an gegenseitiger Hochachtung liebevoll und in zarter Weise sich überboten. Eine Schwester der Frau hatte mehrere Jahre hindurch eine ihrer Töchter der Schwester überlassen, die sie wie ihre eigne Tochter erzog und auch nach deren Verheirathung als solche behandelte; auch ein Sohn der Schwägerin erfreute sich, zumal er den Vater früh verlor, fast von seiner Kindheit an einer väterlichen Liebe des Oheims, der wiederum durch die glückliche Entwickelung des Neffen sein höheres Alter wesentlich erheitert sah. Von Mosle's Brüdern hat nur einer Söhne hinterlassen, die ebenfalls in glücklichen Verhältnissen leben. Am 6. Februar 1874 vereinigte das Fest der goldenen Hochzeit in des Generals Hause eine große Zahl von Verwandten und Freunden, die sich der damals noch rüstigen Lebenskraft des Jubelpaares freuen durften. Im Laufe des letzten Vierteljahres nahmen Mosle's Kräfte langsam ab; bis in die letzte Woche seines Lebens konnte er noch seine täglichen Spaziergänge machen und am 21. October noch den Geburtstag seiner Frau in ziemlicher Heiterkeit feiern; am 22. ward er bettlägerig und am 24. October 1877 früh um 6 Uhr entschlief er sanft und ohne alle Schmerzen.

Wohl dem, der so wie er auf ein thatenvolles Leben, reich an Wohlthun und Liebe, Freundschaft und Ehre, zurückblicken kann!

Landesbibliothek Oldenburg

Auswahl aus dem literarischen Nachlasse.

Mein Soldatenberuf. (Vortrag von 1866.)*)

G. H. von Berenhorst und dessen Betrachtungen über die Kriegskunst. (Vortrag von 1861.)*)

Der Prinz von Homburg von Heinrich v. Kleist. 1837.

Manöverbekanntschaften. 1842.

Zwei Sendungen nach Oesterreich 1848. Erste im August und September, zweite im October.

Die Zukunft Oesterreichs und Preußens. Denkschrift vom 4. December 1848.

Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. 1851 Februar 6.

„Noch nicht verzweifeln!" Brief vom 5. September 1852.

Oesterreich oder Preußen? (1857 durch G. Dietzel's Schriften veranlaßt.)

Dreimal in Teplitz: 1813, 1836 und 1858.

Rückblick auf das Jahr 1859 und Hinausblick vorwärts.

Die politische und militairische Lage von Europa im Jahre 1805. Vortrag vom 2. März 1864.

Hoffnungen auf Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem parlamentarischen Deutschland: 1866.

Ueber die künftige Verfassung des deutschen Bundesstaats; aus einem Briefe vom 5. November 1870.

---

*) Die beiden ersten Aufsätze, wenngleich in späterer Zeit geschrieben, sind vorangestellt, weil sie wesentlich die Wahl des Lebensberufs betreffen. Die übrigen Aufsätze folgen nach der Zeit ihrer Entstehung.

Landesbibliothek Oldenburg

Mein Soldatenberuf.

(Vortrag von 1866.)

Wie ich Soldat geworden bin.

Als ich 1812 in Straßburg Jura studirte, kam ich ganz am Ende des Jahres, eines Nachmittags, wie gewöhnlich, in's Kaffeehaus, um meine demi-tasse zu trinken und die Zeitung zu lesen. Es war noch leer im Saal und nur ein mir bekannter alter Franzose, Cuirassier-Capitain und Commandeur des in Straßburg garnisonirenden Depots seines Regiments, ging unruhig auf und ab, unter schmerzlichen Seufzern und Exclamationen. Ich verstand: „Oh, quel malheur! — quelles pertes! — mon pauvre régiment!“ und dergleichen mehr, — und auf meine Frage: „Q'avez Vous, capitaine?“, ergriff er ein Zeitungsblatt und legte es mit den Worten vor mich hin: Lisez, la moitié de l'armée est anéantie; l'empereur est de rétour en France!“

Ich griff zitternd vor innerer Bewegung nach dem Blatt, welches das bekannte 29. Bülletin brachte, und den Rückzug aus Rußland wie die ungeheuren Verluste der französischen Armee zum ersten Male, wenn auch nur halb, eingestand, um auf die Opfer vorzubereiten, welche die Regierung unter solchen Umständen vom Volke verlangen müsse.

Wir hatten bisher in den uns allein zugänglichen französischen Zeitungen nur Siegesberichte gelesen. Zwar das Verlassen des verbrannten Moskau war angekündigt, aber nur, um am Dnieper gute Winterquartiere zu beziehen und im nächsten Frühjahr ganz Rußland zu erobern. Und nun verkündete man officiell, daß die ganze Cavallerie vernichtet, fast alles Material verloren sei, daß die Reste der Armee in Preußen und Deutschland sich sammeln würden!

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachrichten auf den 19jährigen Studenten machten, der die Franzosen als die Unterdrücker seines Volks haßte, der durch und durch deutsch gesinnt war!

Landesbibliothek Oldenburg

— Und die 20 bis 30 Commilitonen aus den sogenannten hanseatischen Departements, die damals mit mir in Folge des französischen Universitätszwangs in Straßburg studirten, theilten, bis auf ein paar Ausnahmen, diese Empfindungen. Wir raunten einander die große Nachricht zu, wir steckten die Köpfe zusammen, um unsere Hoffnungen und Erwartungen zu besprechen, wir machten Spaziergänge über die Rheinbrücke nach Kehl, um dort in dem badischen Ort die deutschen Zeitungen zu lesen. Bald brachten uns dieselben die Nachricht von dem Abfall Preußens und einige Wochen später (im Februar 1813) las ich in der Augsburger Zeitung den bekannten Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk". Nun war kein Halten mehr unter uns jungen Leuten. Wir sahen die preußische und russische Armee schon vor den Thoren von Straßburg; wir wollten uns nicht in eine französische Festung einschließen lassen; wir waren einig darüber, wir mußten fort von hier. Einige wollten zu Haus, sich mit den Eltern zu besprechen, Andere vorläufig eine deutsche Universität beziehen und dort das Weitere abwarten, noch Andere direct zur preußischen Armee zu kommen suchen, um als Freiwillige einzutreten und gegen die Franzosen zu fechten. Ich gehörte zu den letzteren und verabredete mit vier anderen jungen Oldenburgern, daß wir uns über Heidelberg, Bamberg und Coburg nach Sachsen auf den Weg machen wollten, wo wir die Preußen zu finden hofften.

Ein Brief, den ich Ende Februar 1813 erhielt, entschied vollends unsern Entschluß. Mein Vater schrieb mir, ich möchte Straßburg verlassen und auf eine entfernte deutsche Universität gehen. Er besorgte, daß die Franzosen mich unter den gegenwärtigen Umständen zum Militairdienst aufrufen würden, wie es in der That einige Monate später geschah. Eine Geldanweisung war dem Schreiben beigelegt. Die Freunde fügten hinzu, was sie eben besaßen oder durch Verkauf und Versatz rasch zusammenbringen konnten, und so wanderten wir in den ersten Tagen des März mit einer nicht ganz unansehnlichen gemeinschaftlichen Reisecasse wie zu einer kurzen Erholungs- und Vergnügungsreise über die Rheinbrücke nach Kehl und von da weiter über Durlach und Bruchsal nach Heidelberg. Obwohl ohne Paß, fanden wir nirgends Schwierigkeiten; — man hielt uns für Heidelberger Studenten auf einer Fußtour begriffen; — in jenen Gegenden eine alltägliche Erscheinung. —

In Heidelberg fanden wir die Studentenschaft in großer Aufregung. Ueber achtzig von den damals 400 Studirenden, größten-

Landesbibliothek Oldenburg

theils Preußen und Norddeutsche, waren plötzlich abgereiset, wie Jedermann wußte, zur alliirten Armee. Man sprach davon ganz unbefangen, wie von einer Sache, die sich von selbst versteht. Ein paar Bekannte, die wir aufsuchten, sagten uns geradezu: „Wir merken es wohl, Ihr wollt zur Armee! — dürften wir nur mit Euch gehen!" — Wir leugneten denn auch nicht und baten um Anweisung, wie die nöthigen Pässe durch Baiern und Thüringen zu erlangen seien. Hier zeigte sich aber eine große Schwierigkeit. Auf dem Paßbüreau verlangte man natürlich unsere Legitimationspapiere, wer und woher wir seien? — Wir hatten nichts der Art bei uns und wurden also abgewiesen. Ohne Paß aber, darüber war Alles einig, würden wir in Baiern keinen Schritt machen können, ohne der Gendarmerie in die Hände zu fallen.

Was war zu thun? — Unsere Sache wurde Abends in der Weinstube förmlich berathen, und die Meinung eines jungen Freundes aus Holstein, wir müßten uns hier in Heidelberg als Studenten immatriculiren lassen, und zwar als Holsteiner, und dann etwas später auf unsere Matrikel Pässe nehmen, fand allgemeine Zustimmung. Wir stellten uns anderen Tages dem Universitäts-Amtmann vor als junge Leute aus Oldenburg in Holstein, die in Heidelberg studiren wollten. Da wir von ein paar bekannten Holsteinern begleitet waren, fragte man nicht nach unserer Legitimation, und — anderen Tages hatten wir unsere Matrikeln in Händen.

Natürlich ging es nun aber nicht an, ganz kurz darauf wieder Pässe zu verlangen. In etwa vier Wochen schloß das Semester und die Osterferien begannen. So lange mußte in Heidelberg ausgeharrt werden. Wir trösteten uns um so leichter wegen dieser Verzögerung, als alle öffentlichen Blätter erzählten, die russische Armee habe an der schlesisch-polnischen Grenze Halt gemacht, um sich zu erholen und zu sammeln, der König von Preußen aber verweile fortwährend in Breslau und organisire dort seine Armee für den bevorstehenden Feldzug, während die Franzosen sich allmälig an der Elbe sammelten. Ein Monat werde noch vergehen, ehe die Feindseligkeiten ernstlich beginnen könnten. So hatten wir ja Zeit bis zur Mitte April etwa. Es fiel keinem von uns ein, daß wir vor unserm Eintritt in die Truppe einexercirt werden müßten, somit in Heidelberg eine kostbare Zeit verlören. Wir stellten uns vor, man werde uns gleich bei den Vorposten ein Gewehr in die Hand geben, und dann mit darauf und vorwärts! —

So verloren wir denn in Heidelberg fast vier Wochen auf freilich für uns sehr angenehme Weise. Wir besuchten die interessantesten

Landesbibliothek Oldenburg

Collegia, wir lernten den alten Voß und den berühmten Thibaut kennen, wir genossen des keimenden Frühlings in dem wundervollen Land, wir erfreuten uns des lebendigsten Verkehrs mit vielen gleichgestimmten, neuen jugendlichen Freunden. Dann kamen die Osterferien heran und mit ihnen die Nachricht von dem Aufbruch der alliirten russisch-preußischen Armee nach der Lausitz, — bald auch von dem Angriff und der Einnahme von Dresden.

Nun war für uns kein Halt mehr. Es wurden Pässe genommen für eine Ferienreise über Erlangen nach Baireuth und Karlsbad, und in der zweiten Hälfte des April wanderten wir fünf Oldenburger über Mergentheim auf Erlangen, von wo wir dann nach Umständen über Coburg oder Baireuth zur Armee stoßen wollten, welche nach unserer Rechnung dann wohl Thüringen erreicht haben werde.

In Erlangen waren einige Briefe von Heidelberger Studenten an dortige Commilitonen abzugeben. Das verschaffte uns sofort eine Menge Bekanntschaften unter der Erlanger Studentenschaft. Man erkannte oder errieth unsere Absicht, man hätte sich uns gar gern angeschlossen, aber Alle, die sich noch dort befanden, waren Einheimische, Franken oder Bayern, die polizeilich streng beaufsichtigt wurden und nicht ohne größte Gefahr für sich und die Ihrigen fortgehen konnten, um bei dem Feinde Dienst zu nehmen. Man mußte sich begnügen, uns seine warme Sympathie auszusprechen, uns auf das herzlichste zu begrüßen und zu bewirthen. Wir mußten zwei volle Tage in Erlangen bleiben; die drei bestehenden Landsmannschaften luden uns nach einander zu festlichen Mahlen ein. Und als wir endlich auf unsere Abreise am folgenden Morgen fest bestanden, kam eine Senioren-Deputation, um uns zum Abschied zu begrüßen und uns zu bitten, 200 Gulden aus ihren landsmannschaftlichen Cassen zur Fortsetzung unserer Reise anzunehmen, denn wir würden einen weiteren Weg haben, als wir vermuthet. Es sei Nachricht eingelaufen, daß die französische große Armee in Thüringen sich gesammelt habe und nach Leipzig und Dresden vorrücke. Zugleich fuhr ein im Voraus bezahlter Wagen vor, der uns nach Baireuth bringen sollte, um den uns verursachten Zeitverlust einzuholen. — Ich führe diese Specialitäten an, damit sie den Geist der damaligen deutschen Jugend bekunden. Man kann sich vorstellen, wie sich unsere Herzen dadurch gehoben fanden!

Von Baireuth hatten wir uns auf Plauen und Altenburg wenden wollen, aber uns trat dort die Nachricht entgegen, daß die französische Armee die Saale passirt habe und in die Gegend von Leipzig

Landesbibliothek Oldenburg

gerückt sei. Gleich darauf wurde (am 2. Mai) die Schlacht bei Lützen geliefert, welche die alliirte Armee bis zur Elbe und nach Dresden zurückwarf. Nun mußten wir uns von Baireuth östlich nach Böhmen wenden und über Eger, Karlsbad und Teplitz Dresden zu erreichen suchen. Es war am 18. Mai, als wir Abends nach einem langen Tagemarsch in Teplitz eintrafen und im Adler am Markt einkehrten, um dort Nachtquartier zu nehmen.*) In der Wirthsstube, in die man uns führte, lag auf dem Tisch ein frisches Zeitungsblatt, das sogleich hastig ergriffen wurde. Es brachte die Nachricht, die verbündete preußisch-russische Armee habe die Elbe und Dresden den Franzosen überlassen, und bei Bautzen in der Lausitz eine Position bezogen, um dort eine zweite Schlacht zu liefern. Das warf uns in große Verlegenheiten und Zweifel. Wir waren darauf vorbereitet, in zwei starken Tagemärschen von Teplitz aus nach Dresden zu gelangen, und nun galt es, noch in Böhmen die Elbe zu passiren, sich dann auf Gabel oder Zittau zu wenden und von dort aus das verbündete Heer in der Lausitz zu erreichen. Das waren wenigstens noch 5 bis 6 Tagemärsche und Nachtquartiere, und die Casse wurde knapp, und wer stand dafür, daß wir nicht noch weiter östlich müßten, wenn etwa eine zweite Schlacht verloren ging, wie jene erste? — Das konnte uns nach Schlesien führen, oder gar nach Polen, und so in den sicheren Untergang für eine hoffnungslose Sache, die schwerlich einen Umschlag zum Besseren nahm, durch den Succurs, den wir ihr zubrachten! —

Das etwa war der Inhalt lebhafter Erwägungen in der Wirthsstube des „Adlers“ zu Teplitz, ehe noch irgend eine Erfrischung verlangt oder ein Nachtquartier bestellt war. Es befand sich außer uns eben Niemand im Zimmer, als etwa eine Aufwärterin, die von Zeit zu Zeit sich etwas zu thun machte, um irgend eine Bestellung von den lebhaften jungen Ankömmlingen entgegen zu nehmen. Aber diese fuhren fort zu discutiren und zu disputiren, und die Ansicht, „daß man einige Tage hier bleiben, weitere Nachrichten abwarten und, wenn die Armee abermals rückwärts ginge, nach Erlangen umkehren müsse“, fing an, die Oberhand zu gewinnen. Ich für mein Theil opponirte lebhaft und zuletzt siegreich. Man beschloß, die Nacht hier zuzubringen, um morgen mit dem Frühesten nach Außig zu wandern und dort über die Elbe zu gehen.

*) Das hier beginnende und in dem folgenden Abschnitte sich fortspinnende „Abenteuer in Teplitz“ ist unter Aussonderung des die Kriegführung Betreffenden, in dem ersten Abschnitte des Aufsatzes „Dreimal in Teplitz“ zusammengefaßt.

Landesbibliothek Oldenburg

Nun wurde kalte Küche und böhmischer Wein bestellt. Das bis dahin nicht beachtete artige Mädchen lief hin und wieder, fiel angenehm auf, wurde angeredet und geneckt, und — als ein paar Gläser Wein hastig hinuntergestürzt waren — stand Einer der jungen Gesellen auf, haschte sie und wollte einen Kuß von ihr haben. Aber sie wehrte sich tapfer und schlug den Angriff siegreich ab. Später indeß, da wir aufbrachen, um das Nachtlager zu suchen, ergriff ich ihre Hand fragend: „Giebst Du denn auch mir keinen Kuß zur guten Nacht?" — „Ei ja," sagte das hübsche Kind, „Ihne geb' i scho!" — und litt geduldig, daß ich sie in meine Arme nahm, sich dann eilig losmachend und davon rennend. „Das hast Du Deiner Beredsamkeit von vorher zu verdanken," sagten lächelnd die Freunde. — Man wird später sehen, weßhalb ich diesen Kuß noch heute nicht vergessen habe. —

Am andern Morgen wanderten wir dann auf Außig, passirten dort die Elbe und wandten uns auf Gabel, um von dort nach Bautzen zu gelangen. Aber in der Gegend von Zittau erfuhren wir, daß die sächsische Grenze von Franzosen besetzt, bald auch, daß die verbündete Armee bei Bautzen geschlagen sei und sich nach Schlesien zurückziehe. So galt es also, noch weiter östlich in dem neutralen Böhmen vorzudringen, so die schlesische Grenze zu erreichen und dort womöglich auf preußische Truppen zu treffen.

Unsere Tagemärsche von nun an wurden beschwerlicher und unsicherer. Das Geld fing an, uns auszugehen, die Stimmung wurde bedrückt. Wir kehrten Nachts in den ärmsten Dorfwirthshäusern ein, um zu sparen; wir schliefen auf Stroh, wir aßen nicht warm zu Mittag, weil das zu theuer war, sondern kauften Brod im Bäckerladen, ließen unsere Krüge mit Bier füllen und nahmen unser sehr frugales Mahl im Freien unter einem Baum. Diese naturwüchsige Lebensweise veranlaßte einige artige Abenteuer. Nicht weit von der schlesischen Grenze waren wir Mittags durch ein großes schönes Dorf gekommen, an dem schmucken Wirthshaus vorübergegangen, und hatten uns am jenseitigen Ausgang im Freien gelagert, um unsern Mittag zu halten. Als wir unser Brod fast verzehrt hatten, sahen wir ein artiges Mädchen in der Landestracht auf uns zukommen, das eine große Schüssel in beiden Häuden trug. Sie setzte dieselbe, mit Rüben, Kartoffeln und Fleisch gefüllt, vor uns nieder, sagend: „Das schickt Euch die Mutter, Ihr würdet wohl hungrig sein und kei Geld haben, da Ihr nit im Dorf eingekehrt wärt." — Wir ließen es uns gut schmecken und dankten dem hübschen Kind gar herzlich. — Ein andermal, als wir unser Brod

Landesbibliothek Oldenburg

und Bier unter einem Baum verzehrten, ging ein junger Wandersmann auf der Chaussee an uns vorüber, der sehr ermüdet schien und sich ein paarmal fast sehnsüchtig nach uns umsah. Er wurde herangerufen und gefragt, ob er nicht einen Schluck Bier trinken wolle, was er dankbar annahm. Sich zu uns setzend erzählte er dann, er heiße Ramisch, sei ein Sattlergesell aus Potsdam, habe in Linz in Oestreich in Arbeit gestanden und sei auf dem Wege zur preußischen Armee, weil man ihm geschrieben, der König habe alle jungen Leute zum Dienst aufgerufen, aber auf der langen Reise sei ihm alles Geld ausgegangen. Uns gefiel die pflichttreue patriotische Gesinnung an dem wackeren Sattlergesellen ungemein; wir vertrauten ihm, daß wir dasselbe Ziel hätten, wie er; er möge sich uns anschließen, wir hätten noch etwas Geld, wenn auch recht wenig, und da er gar nichts habe, so werde es für sechs Mann so weit reichen, als für fünf.

Mehrere Tage später trafen wir dann bei Landshut in Schlesien auf preußische Vorposten. Es war eine Patrouille vom neumärkischen Dragoner-Regiment, geführt von einem Unterofficier, der uns examinirte und an die nächste Feldwache ablieferte. Von da ging es in ein Dorf zum Regiments-Commandeur, dem Major von Wulfen, der uns freundlich empfing und uns auf einem rasch requirirten Bauerwagen nach Schweidnitz in's Hauptquartier transportiren ließ. Dort sollten wir uns bei dem Commandanten, General von Zastrow, melden, der uns weitere Anweisung geben werde. — Die erste Frage des Generals war, ob wir Geld hätten, um uns als Freiwillige zu equipiren? — Wir mußten verneinen. „Die fast sechswöchentliche Reise von Heidelberg her, also von weit über 100 Meilen, habe unsere Mittel völlig erschöpft." — „Dann bleibt Ihnen nur übrig," erwiederte der General, „als Soldaten in ein Infanterie-Regiment einzutreten, und wenn Sie wollen, will ich Sie sogleich an den Commandeur des Bataillons schicken, das gerade den Dienst im Hauptquartier hat. Sie werden dort willkommen sein, denn das Bataillon hat kürzlich bei Bautzen viel Mannschaft verloren." — Wir waren natürlich sofort bereit, und der Adjutant des Generals erhielt Befehl, uns zum Major von Schachtmeyer zu führen. Die Straßen von Schweidnitz waren ungemein belebt durch Militairs aller Grade und Waffengattungen. Ein junger russischer General mit Adjutanten und Kosacken im Gefolge sprengte an uns vorbei. Wir blickten auf zu ihm und einige von uns riefen gleichzeitig aus: „Mein Gott, das ist ja unser Erbprinz!" — Der uns führende preußische Officier sagte: „Ja freilich, das ist der Erbprinz

Landesbibliothek Oldenburg

von Oldenburg. Sind Sie Oldenburger?" — Ein einstimmiges Ja! erscholl als Antwort. — Der Preuße sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Hören Sie, das kann ihrem Schicksal eine Wendung geben. Wir wollen umkehren und erst zu dem Prinzen gehen. Er wohnt hier nahe." — In dem Quartier des Prinzen angekommen, hieß uns der Officier unten warten, und ging hinauf, seine Meldung zu machen. Wir wurden bald darauf zum Prinzen beschieden, und derselbe rief uns, als wir uns aufgestellt hatten, entgegen: „Sie sind Oldenburger?" — Es erfolgte einstimmiges Ja. — „Wie heißen Sie denn?" — Schloifer. — „Ah, der Name ist mir sehr bekannt; Sohn von dem Kammerrath, ohne Zweifel. Und Sie?" — Becker, Sohn des Bauinspectors, — v. Muck, Sohn des Landvoigts, — Cloſter und Mosle. — Auch diese Namen wenigstens waren dem Herrn bekannt. „Und Sie?" — Ramisch! — „Ramisch, Ramisch?" — kenne ich nicht. — Nun gleichviel, — der Herr Hauptmann hier erzählt mir, daß Sie von Heidelberg kommen, um hier Dienste zu nehmen. Das ist brav und recht von Ihnen. Wir Alle hoffen, daß die gute Sache endlich siegen wird. Da es Ihnen augenblicklich an Mitteln fehlt, so will ich dafür sorgen, daß Sie als Volontair-Jäger eintreten können." — Der treffliche Herr sprach dann noch einige Worte allein mit dem Hauptmann, und dieser kündigte nach seiner Entfernung uns an, daß der Prinz jedem von uns 60 Thaler zur Equipirung werde übergeben lassen und außerdem angeordnet habe, jedem eine Zulage von 3 Thalern monatlich so lange auszuzahlen, als wir von der Verbindung mit den Unsrigen abgeschnitten sein würden.

Wir Alle jubelten hoch auf, der Glücklichste aber war doch wohl unser wackerer Ramisch, welcher uns auseinandersetzte, daß ihm der Muth gefehlt habe, gegen die ihm octroyirte Qualification als Oldenburger auf der Stelle zu protestiren, während wir Andern dem armen Teufel dies nie geahnte Glück von Herzen gegönnt hatten.

Nachdem wir unser Geld empfangen, wurden wir sodann zu dem nächsten Bataillon geführt, das bei Schweidnitz im Lager stand. Es war das 1. Bataillon des Garde-Regiments, befehligt vom Major von Röder, der uns freundlich empfing und dem Jägerdetachement zutheilte. Um die unzähligen jungen Freiwilligen, die sich damals zum Dienst meldeten, zweckmäßig unterzubringen, hatte man die Anordnung getroffen, daß bei jedem regulairen Infanterie-Bataillon der Armee eine Volontair-Jäger-, also eine fünfte Compagnie errichtet wurde. Auf solche Weise hatte das Bataillon den bedeutenden Vortheil, 150 bis 200 Büchsenschützen zu seiner Disposition zu haben, welche zunächst für

Landesbibliothek Oldenburg

das Tirailliren und für den Vorpostendienst, dann aber auch für alle besonderen Commandos und Detachements bestimmt waren, so daß das Bataillon seine Mannschaft in Reihe und Glied, länger vollzählig und intact erhielt. Für die jungen Volontairs aber, auf deren Einübung nur sehr wenig Zeit hatte verwandt werden können, ergab sich dadurch der Vortheil, daß sie in kleineren Haufen (Compagnien) einem militairisch eingeschulten größeren Körper unter solider Führung einverleibt wurden, und damit Gelegenheit zu rascher Ausbildung erhielten. Nur ausnahmsweise behielt man sich vor, die drei Volontair-Jäger-Compagnien jedes Regiments gelegentlich zu einem leichten Bataillon unter Führung eines besonderen Stabsofficiers zu vereinigen.

Die Jägercompagnie, der wir nun zugetheilt wurden, hatte bei Lützen und Bautzen lange im Feuer gestanden, und viel Abgang gehabt. So waren wir dem Hauptmann von Grevenitz recht willkommen, aber von sofortiger Einstellung, wie wir gehofft hatten, war keine Rede. Schon am folgenden Tage mußten wir sechs Recruten unter Führung eines Unterofficiers nach der nahen Festung Glatz abmarschiren, um dort eingekleidet und eingeübt zu werden. Wir erhielten mehr Zeit dazu, als uns lieb war, durch den zweimonatlichen Waffenstillstand, der um diese Zeit (Anfang Juni 1813) abgeschlossen wurde.

Waffen und Montirung waren in Glatz rasch angeschafft, ein Lieutenant, von Studnitz, exercirte uns ein, und als wir uns einigermaßen in Reihe und Glied zu benehmen verstanden, tiraillirt und nach der Scheibe geschossen hatten, schickte uns der Commandant vier Wochen nach unserer Ankunft in Glatz zum Regiment zurück. Wir fanden dasselbe in Ernsdorf, Peterswalde und Langen-Biela, großen Gebirgs- und Weberdörfern bei Reichenbach am Fuß des Zobten-Bergs.

Nun begann für uns eine Periode sehr anmuthigen und interessanten Soldatenlebens, an die ich noch jetzt mit Vergnügen zurückdenke. Nur der Hauptmann, der Feldwebel und ein paar Oberjäger waren alte Berufssoldaten; alle Uebrigen Freiwillige dieses Jahres. Die drei Lieutenants, Küchler, Sack und Graf Pückler, hatte die Compagnie selbst nach den Schlachten von Lützen und Bautzen aus ihrer Mitte gewählt (der erste ist etwa 1845 als Oberstlieutenant in Berlin gestorben, die beiden andern leben noch, Sack als Consistorial-Präsident in Magdeburg, Graf Pückler als abgegangener Minister in Schlesien). Unter unseren 150 Kameraden in Reihe und Glied waren über 80 Berliner und Breslauer Studenten, dann Referendarien, Candidaten, Kaufleute und Fabrikanten, ein Regierungsrath, Assessoren, auch ein

Landesbibliothek Oldenburg

Vater mit seinem Sohn. Wir wurden auf's allerbeste aufgenommen. Unser Kommen von so weit her, in so bedenklicher Zeit diente uns zur Empfehlung und erwarb uns Zuneigung und Vertrauen. Außer den streng eingehaltenen Exercierstunden herrschte der lebendigste, freieste Verkehr. Man versammelte sich in der wunderschönen Gegend im Freien zu Gesang- und Turnübungen, man hielt fröhliche Gelage, man machte Ausflüge auf den Zobtenberg, nach dem Schlosse Fürstenstein, nach anderen schönen Punkten der Umgegend. Es herrschte ein unvergleichlicher Geist der Erhebung und Begeisterung in der damaligen Jugend, ja in der preußischen Bevölkerung überhaupt, und wir wurden dessen im vollen Maaße theilhaftig. Arndt's Soldatenkatechismus war unser Studium und unsere Lectüre; die Kriegslieder von Körner, Schenkendorf, Arndt wurden unaufhörlich gesungen; Flugblätter und Zeitungen erzählten täglich neue Beispiele von dem nie geahnten Aufschwung des Volks. Man war überall wie in ein großes Kriegslager versetzt, das ganze Volk in Bewegung, überall bewaffnete Massen und kriegerische Uebungen. Obgleich täglich Geld, Vorspann, Naturalien von dem scheinbar verarmten Lande gefordert wurden, so murrte doch Niemand über Lasten. Die damals mit nur 5 Millionen Menschen bevölkerte, seit 7 Jahren durch feindlichen Druck ausgesogene preußische Monarchie formirte zu den vorhandenen Linientruppen während des Waffenstillstandes 50 Linien-Reserve- und 132 Landwehr-Bataillone. Schlesien allein stellte 90000 Mann unter die Waffen. Die einzige Stadt Berlin, damals nur den vierten Theil ihrer jetzigen Bevölkerung enthaltend, gab 9000 Freiwillige. Die Kurmark allein opferte außer den regelmäßigen Abgaben, an Lieferungen von Material, Pferden, Schlachtvieh und Früchten 1813 zehn Millionen Thaler. — Mit staunender Bewunderung sahen und lernten wir damals, welcher aufopfernden Begeisterung ein Staat fähig ist, der von großen Erinnerungen getragen wird und sich eine große Zukunft zutraut.

Zweimal erhielten wir Oldenburger während des Waffenstillstandes mit einigen vertrauten Kameraden Urlaub nach dem nahen Reichenbach in's Hauptquartier, einmal, um uns unserem dort auf ein paar Tage anwesenden alten Herzog vorzustellen, der uns sehr gnädig empfing und uns durch seinen Cavalier, den Hofstallmeister von Gall, fragen ließ, ob und worin er uns nützlich sein könne. Ein andermal nahm uns unser Lieutenant Sack mit nach Reichenbach, um mit uns den ihm persönlich bekannten Schriftsteller und Dichter Moritz Arndt zu besuchen, der damals durch seine Schriften und Lieder Alles belebte und

Landesbibliothek Oldenburg

fortriß. Daß wir uns zugleich unserm Wohlthäter, dem Erbprinzen von Oldenburg, der gerade in Reichenbach anwesend war, in der Uniform vorstellten und unsern Dank erneuerten, versteht sich von selbst. Auch dem Könige selbst wurden wir bei Gelegenheit einer Revüe besonders und persönlich vorgestellt. Der ernste, wortkarge Herr sah uns wohlwollend an und sagte in seiner lakonischen Art: „Brav, daß gekommen sind; — sich gut halten, Schuldigkeit thun; — wünsche Glück im Dienste.“ —

Nur zwei Umstände störten und trübten unsere glückliche und gehobene Stimmung während des Aufenthalts zu Ernsdorf. Zuerst, daß wir eine große Anzahl unserer neuen Kameraden, und gerade die besten und liebsten, von uns und von der Compagnie scheiden sehen mußten. Bei dem großen Mangel an Officieren für die vielen neuen Formationen griff man während des Waffenstillstandes auf die jungen, gebildeten Volontairs, die schon bei Lützen und Bautzen mitgefochten hatten. Allein aus unserer Compagnie wurden einige Vierzig zu Officieren ernannt und gingen sofort zum York'schen und Bülow'schen Armeecorps ab. Wären wir Oldenburger 6 oder 8 Wochen früher eingetreten, so hätten wir die Maicampagne mitgemacht und wären im Juli zum Theil vielleicht auch zu Officieren befördert worden. So wurde uns nachträglich der uns damals in Heidelberg auferlegte Zeitverlust sehr empfindlich.

Dazu kam dann noch als Zweites, daß viele von uns an einer Fortsetzung des Krieges zweifelten. Der Waffenstillstand war abgeschlossen worden, um unter östreichischer Vermittelung Friedensverhandlungen zu beginnen, und in Prag waren die Minister der kriegführenden Mächte eifrig beschäftigt, die Bedingungen zu verabreden. Jedermann sah voraus, das werde wieder ein fauler Friede werden; man hörte vom Fortbestehen des Rheinbundes, vom Verbleiben Hollands und der Hanseestädte bei Frankreich u. s. w. Dann waren alle schon gebrachten Opfer so gut als vergeblich, und wir gingen einer neuen Periode der Schmach und Unterdrückung entgegen.

Da plötzlich erscholl Anfang August das Gerücht, die Friedensverhandlungen seien abgebrochen wegen der exorbitanten Forderungen des französischen Kaisers, Oestreich habe sich mit uns verbündet, der Waffenstillstand sei gekündigt. Tags darauf kam Marschordre und am 10. August marschirte das Regiment in der Richtung der böhmischen Grenze zu dem neuen Feldzuge ab.

Landesbibliothek Oldenburg

Abenteuer in Teplitz.

(August 1813.)

Hatten wir bisher in unseren reizenden schlesischen Cantonnirungen am Fuß des Riesengebirgs das Soldatenleben von seiner fröhlichsten und angenehmsten Seite kennen gelernt, so war der nun zunächst folgende 14tägige forcirte Marsch quer durch Böhmen, über Nachod, Münchengrätz und Leitmeritz zur Vereinigung mit der großen österreichischen Armee bei Bilin, ganz geeignet, uns einen Vorgeschmack seiner Leiden und Entbehrungen zu geben. Unsere jungen, wenig gestählten Leiber empfanden schwer, was es heißen will, mit gefülltem Tornister, Brodbeutel und Patrontasche und die Büchse auf der Schulter, in dichter Colonne, auf staubigen Wegen, in den Hundstagen täglich einen langen Marsch zu machen, und Abends im Bivouak oder in sehr engen Quartieren sich die dürftige Verpflegung selbst zu bereiten. Wir gehörten zu den 90000 Russen und Preußen, die eilig zur großen Armee des Fürsten Schwarzenberg stoßen und, mit den Oesterreichern vereinigt, auf dem linken Elbufer einen Angriff auf Dresden machen sollten, um diesen strategischen Mittelpunkt der französischen Armee zu bedrohen oder zu nehmen, während der Kaiser Napoleon in einer Offensivoperation auf Berlin und Schlesien begriffen war. Seine rechtzeitige Rückkehr mit der großen französischen Armee, um Dresden zu retten, der vergebliche wiederholte Angriff der Verbündeten am 26. und 27. August, ihre Niederlage und ihr übereilter Rückzug nach Böhmen sind bekannt. Wir waren in Gemeinschaft mit der russischen Garde dem Corps des Generals Barclay de Tolly zugetheilt und standen in der Schlacht am 26. dem großen Garten gegenüber, um welchen der heftigste Kampf entbrannte, in der Nähe des Orts, wo der General Moreau erschossen wurde.

Als am 28. der Rückzug begann, führte man uns Anfangs auf der großen Straße nach Böhmen zurück, dann aber plötzlich rechts ab über Maxen und Dippoldiswalde in's Erzgebirg. Es hieß, die große Straße sei schon von den Franzosen besetzt, und in der That hatte Napoleon das Vandamme'schen Corps von fast 40000 Mann beim Königstein über die Elbe geschickt, um der alliirten Armee die einzige gute Rückzugsstraße, die Chaussee von Dresden nach Teplitz, zu verlegen. Bis Dippoldiswalde hatten wir schlechte aber doch passirbare Feldwege. Dann aber geriethen wir auf rauhe, steinige, oft steile

Landesbibliothek Oldenburg

Gebirgspfade, vor welchen das Fuhrwerk größtentheils halten blieb, wo die Cavallerie kaum, wir Infanteristen nur mit großer Mühe weiter kamen. Seit 3 Tagen waren wir nicht zum Abkochen gekommen und hatten nur aus dem Brodbeutel von dem sogenannten eisernen Bestand, einem harten Schiffszwieback, gelebt, der für Nothfälle von jedem einzelnen Mann mitgeführt wurde. Er war jetzt ziemlich verzehrt, und auf diesem abscheulichen zweitägigen Marsch durch das Erzgebirge war an keine Verpflegung zu denken. Die elenden Dörfer waren theils verlassen oder schon ausgeplündert, theils wurden sie von den zahlreichen Stäben sofort in Beschlag genommen. Ich erinnere mich, daß wir über ein Rübenfeld herfielen, dessen Frucht im Nu ausgerissen und roh verzehrt war. Am Ende suchte sich Jeder seinen Weg, so gut es ging, und nur die Signalhörner hielten die Colonne mühsam zusammen, während uns von jedem selbsterwählten Ruhepunkt die in einiger Ferne hinter uns erschallenden Schüsse des verfolgenden St. Cyr'schen Corps bald wieder auftrieben.

So kamen wir zum Tode erschöpft am frühen Morgen des 30. August endlich auf der Höhe von Graupen bei der böhmischen Grenze an, und plötzlich lag das herrliche Teplitzer Thal und die freundliche Stadt in seiner Mitte, und der Schloßberg mit der Ruine über ihr, vor unsern überraschten Blicken. Aber wir hatten weder die Stimmung noch die Zeit, uns daran zu ergötzen. Kaum hatte sich Alles, wie gewöhnlich, zu Boden geworfen, um einer kurzen Ruhe zu pflegen, als links im Thal ein heftiges Gewehrfeuer erscholl, dem bald anhaltender Kanonendonner folgte. Alles erhob sich, dahin zu blicken; starker Pulverdampf, ein brennendes Dorf, eilig marschirende Truppen zeigten, daß kaum eine Stunde links von uns ein heftiges Gefecht tobte. Auch wir wurden nun rasch gesammelt und den Berg hinab, bei Mariaschein vorbei, in die Gegend von Culm geführt, in dessen Nähe man uns neben russischen Garden als Schlachtreserve aufstellte. Aber die Sache wurde entschieden, ehe man unserer Mitwirkung bedurfte. Das Kleist'sche Corps, das noch im Erzgebirge hinter uns zurückgeblieben war, hatte sich links aus demselben heraus auf die große Straße von Dresden nach Teplitz hinter die Franzosen gezogen und griff dieselben plötzlich im Rücken an. Damit war die entscheidende Wendung gegeben. Das ganze gegen 40000 Mann starke Corps des Generals Vandamme wurde gesprengt oder gefangen, und Nachmittags mußten wir das Gewehr aufnehmen und uns aufstellen, um den langen Zug der feindlichen Gefangenen, den General an ihrer Spitze, bei uns vorbei defiliren zu

Landesbibliothek Oldenburg

sehen. Man kann sich vorstellen, mit welchem aus Zorn und Jubel gemischten Gefühl, besonders wir Oldenburger, den verhaßten, trotzigen Vandamme entwaffnet zwischen zwei preußischen Husaren mit gezogenem Säbel an uns vorüberziehen sahen, von dem wir aus den Zeitungen wußten, wie sehr er im Frühjahr in unserem armen Vaterlande den blutdürstigen Tyrannen gespielt hatte.

Gleich darauf mußten wir dann den mehrstündigen Marsch nach Teplitz antreten. Der furchtbar anstrengende nächtliche Marsch im Gebirg nach Graupen, dann am Morgen von da nach der Gegend von Culm, dann das mehrstündige Stehen unter dem Gewehr auf dem Schlachtfelde, alles ohne eine irgend nennenswerthe Verpflegung und Erquickung, waren vorangegangen; -- dennoch traten wir munter an, denn der eben erfochtene Sieg und die sichtbaren Früchte desselben hatten uns in eine gehobene, hoffnungsvolle Stimmung versetzt. Aber der neue beschwerliche Marsch auf steiniger, stark ausgefahrener Chaussee, in dichter, oft stockender Colonne von allen Waffengattungen, brachte das Physische bald wieder zu seinem Recht. Viele der Schwächeren blieben liegen, hunderte von Maroden aus den vor uns marschirenden Truppentheilen lagen am Rande der Straße hingestreckt. Endlich gegen Abend langten wir in Teplitz an. Auf der Straße wurde Halt gemacht und die Fouriere wurden gerufen. Alles warf sich nieder in der Erwartung, dieselben bald mit Quartierbillets zurückkehren zu sehen. Aber sie wollten nicht erscheinen, und nach einer Stunde etwa, da es finster geworden war, erscholl das Signal zum Weitermarsch. Es sollte ein Bivouak in der Nähe der Stadt bezogen werden, und den Fourieren war draußen der Lagerplatz angewiesen worden. Ich stand mühsam auf, aber meine Beine trugen mich nicht mehr; ich sank wieder zu Boden, als ich ein paar Schritte gemacht hatte. Unaufhaltsam vorüber an mir ging der Marsch dieser Colonnen; Niemand kümmerte sich um mich und ich drückte mich hart an die Wand des nebenstehenden Hauses. Als das Getümmel abnahm, erfaßte mich der Gedanke, was nun zu thun sei? Dem Regimente folgen? es aufsuchen in der Nacht? — dazu fehlten mir offenbar die Kräfte. Hier liegen bleiben in halber Ohnmacht auf dem harten Pflaster die lange kühle Nacht hindurch, ohne alle Erquickung nach so langem Fasten? — ich hätte es nicht ertragen. Ein Gasthaus aufsuchen? — aber ich hatte keinen Pfennig in der Tasche. — Da plötzlich wie ein Blitz schoß mir der „Adler" durch den Kopf, in dem wir vor drei Monaten eine Nacht zubrachten, und die „Käthe" darin, die sich mir so freundlich erwiesen

Landesbibliothek Oldenburg

hatte. Der Markt konnte nicht weit sein, ich raffte mich mit aller Anstrengung auf und wankte dahin. Das Haus war hell erleuchtet, eine österreichische Schildwache davor, die mich abwies. Es sei ein vornehmer österreichischer General hier logirt und sein ganzer Stab. Ich gab einen Dienstauftrag vor, und der gutmüthige Oesterreicher ließ mich ein. Auf der Hausflur schnarchte lang ausgestreckt eine ganze Schaar Grenadiere, die Stabswache des Feldmarschalllieutenants Colloredo. Ich stieg mühsam über die riesigen Leiber und kam dann zum Eingang der Küche, wo viele Leute mit Speisen hin- und wiederrannten, um des Generals Tafel oben zu bedienen. Nach einigem Warten kam auch die Käthe eilig heraus, Geschirr in beiden Händen Ich trat ihr in den Weg, sagend: „Käthe, kennst Du mich noch? — ich bin krank und bitte Dich um einen Trunk und um einen Platz, wo ich ruhen kann." — Sie erschrak, aber sie erkannte mich rasch und sagte schnell entschlossen: „I hab zu schaffe jetzt, aber i komm glei zrück; bleibe Sie hier steh'!" — Nach wenigen Minuten war sie wieder da, faßte ohne ein Wort zu sagen meine Hand, führte mich tiefer in's Haus eine Hintertreppe hinauf in ein Dachkämmerchen und drückte mich nieder auf ein Bett, sagend: „Hier könne Sie ruhn; i find' schon andern Platz und bring' Ihne glei ä Süpperl." — Mir trat das Wasser in die Augen und ich konnte ihr nur die Hand drücken. Etwas später brachte sie Licht, Essen und einen Trunk Wein, zog mir die Stiefel aus und wünschte mir lächelnd gute Nacht, nicht ohne hinzuzufügen: „Das kommt davo, wenn man unter die Soldate geht." — Es war längst heller Morgen, als ich andern Tags erfrischt und hergestellt erwachte. Sie war schon da gewesen, denn auf dem hölzernen Stuhl vor meinem Bett stand eine Schale mit Kaffee und ein paar Semmel daneben. Ich stand langsam auf, brachte so gut es ging Kleider und Rüstung in Ordnung, hoffend, sie werde wiederkommen. Aber sie kam nicht, und die Angst, zum Regiment zu kommen, trieb mich endlich gerüstet und gepackt die Treppe hinunter. Ich fragte nach ihr und man wies mich auf den Hof, wo sie mit andern Weibern Geschirr reinigte. Ich konnte ihr nur die Hand reichen und Dank sagen; sie erröthete und die Kameradinnen kicherten. — Das Regiment fand ich eine Stunde von der Stadt im Hüttenlager. Ich mußte mich beim Hauptmann melden, welcher sagte: „So, sind Sie auch einmal flau geworden? Na, es ist gut, daß Sie wieder da sind, gehen Sie zu Ihrer Corporalschaft!" —

Wir standen fast vier Wochen in diesem Lager bei Teplitz, und rechts und links und vor und hinter uns und in allen Dörfern und

Landesbibliothek Oldenburg

Städten der Umgegend eine unermeßliche Masse von Truppen aller Art. Es war die große Schwarzenbergische Armee von 130000 Oestreichern, 15000 Russen und 45000 Preußen. Dieselbe hielt alle Zugänge und Pässe nach Sachsen besetzt und war jede Stunde bereit, in einer ausgewählten Position der französischen Armee eine Schlacht zu liefern, wenn Napoleon einen großen Offensivstoß auf Böhmen unternehmen sollte. Zugleich bedrohte sie in dieser Stellung seinen Centralpunkt, Dresden und Umgegend, mit einem neuen Angriff, wenn er sich etwa von da entfernen und Berlin oder Schlesien durch eine erneuerte ernste Offensive bedrohen sollte.

Die im Ganzen gute und regelmäßige Verpflegung dieser auf so engen Raum zusammengedrängten Massen geschah aus östreichischen Magazinen und Lieferungen mit bewunderungswürdiger Ordnung. Alles erholte sich denn auch bald von den vorhergegangenen Mühseligkeiten, und mehr noch als durch Kommisbrod, Kartoffeln und Rindfleisch fand man sich gestärkt und erhoben durch die Siegesnachrichten, welche nach und nach von anderen Theilen des Kriegsschauplatzes zu uns herüberschollen. Unser eigner Erfolg bei Culm wurde vervollständigt und ergänzt durch die Siege bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz, welche Ende August und Anfang September in der Mark, in Schlesien und in Sachsen die vordringenden Franzosen zurückgeworfen hatten. In unserm jugendlichen Uebermuth betrachteten wir nun die Sache als schon entschieden und begriffen nicht, warum man nicht wieder nach Sachsen vorrücke und sich so lange hier in Böhmen die Zeit mit Exercieren und Vorpostendienst vertreibe.

Ein paarmal schien es denn auch, als werde es bei uns wieder Ernst werden. Die ganze Armee wurde alarmirt, Alles rückte in die ihm angewiesene Position, von den Bergen her erscholl Gewehrfeuer. Die große französische Armee war in der That von Dresden her vorgerückt, Napoleon selbst war auf der Höhe von Peterswalde gewesen, nachdem unsere Vorposten zurückgedrängt worden. Aber da er von dort aus die überlegene Stärke und günstige Position der alliirten Armee übersah, hatte er es nicht für angemessen gehalten, weiter in Böhmen einzudringen, war nach Dresden zurückgekehrt und hatte seine Versuche nach der Lausitz und Schlesien erneuert, wo man ihm sofort auswich. Er aber konnte und durfte nicht folgen, weil er dann Dresden und Sachsen der großen alliirten Armee in Böhmen preisgegeben hätte.

Als wir eines Tages nach einer solchen Alarmirung gegen Abend

Landesbibliothek Oldenburg

in unser Lager bei Teplitz zurückkehrten, hatten besonders wir Oldenburger eine große und freudige Ueberraschung. Auf einem der sehr beschwerlichen Märsche nach der Schlacht von Dresden durch's Erzgebirge war neben manchem Anderen auch unser Kamerad v. Muck erschöpft umgefallen und liegen geblieben. Wir fürchteten, er werde den verfolgenden Franzosen in die Hände gefallen und gefangen fortgeschleppt sein. Da er der schwächste von uns und von schwankender Gesundheit war, so hielten wir ihn in solchem Falle für verloren. Nun trat er uns bei unserer Rückkehr im Lager gesund entgegen, obwohl sehr zerlumpt und ohne Waffen und Gepäck. Er hatte sich damals, als er sich von seiner Ohnmacht erholt, einem Landwehrbataillon des Kleist'schen Corps angeschlossen, welches gerade vorübermarschirte, war mit diesem nach Nollendorf gezogen und hatte von dort aus die Schlacht von Culm mitgemacht, war leicht am Arm blessirt und dann bei einem französischen Cavallerieangriffe übergeritten worden. Pferdetritte hatten ihm theilweise die Kleider vom Leibe gerissen, ihm aber glücklicherweise nur die Haut verletzt. Eine österreichische Ambülance hatte ihn nach der Schlacht aufgenommen, in einem nahen Dorfe untergebracht und bis zu seiner Heilung verpflegt. — Seine Kleider wurden ausgebessert und ersetzt, Waffe und Tornister aus dem Compagniewagen herbeigeschafft, und er trat wieder in unsere Reihen, behielt aber zur Unterscheidung den Namen Muck-Nollendorf, den er auch bis an sein frühes Ende getragen hat.

Indeß wurde die Langeweile und Einförmigkeit des Lagerlebens, das gar kein Ende nahm und den ganzen September über dauerte, in so großer und erwartungsvoller Zeit von Niemandem im Regiment so schwer empfunden, als von den jungen erregten Leuten der Jägercompagnie. Man steckte die Köpfe zusammen, man murrte, raisonnirte und disputirte über den Grund dieser unerträglichen Unthätigkeit. Man wurde lässig beim Exercieren, man negligirte sich auf der Lagerwache. Kameraden, die noch etwas bei Gelde waren, brachten einen Theil des Tages beim Marketender zu und etablirten dort kleine Gelage. Der Hauptmann sah Anfangs durch die Finger, dann dictirte er Strafwachen ꝛc., was nicht recht helfen wollte. Da erschien eines Vormittags unser Bataillons-Commandeur, der Major von Röder, ließ antreten, einen Kreis formiren und hielt uns eine Stand- und Strafrede, in der er uns zu Gemüthe führte, daß wir als junge Leute von guter Abkunft, von Erziehung und Bildung vor allem die Aufgabe hätten, ein Beispiel zu geben und darzuthun, daß wir solcher Vorzüge werth und

Landesbibliothek Oldenburg

uns bewußt seien, daß wir das Nothwendige zu erkennen, der Willkür zu entsagen wüßten u. s. w. Da das nicht der Fall zu sein scheine, so sehe er sich genöthigt, uns daran zu erinnern. Dabei wolle er es für diesmal bewenden lassen. Gehe die Wirthschaft in der Compagnie aber so fort, so werde er nicht mehr sprechen, sondern handeln. — Das sagte der ausgezeichnete Mann mit so vielem Anstand, mit so großer Würde und hinreißend edler Haltung, daß, da er geendet hatte, ihm von der Compagnie ein donnerndes Hoch gebracht wurde. — Das machte ihn fast verlegen. Er sagte lächelnd: „Da Sie meinen Tadel so gut aufnehmen, so schließe ich daraus, daß Sie seine Richtigkeit anerkennen, und ihn künftig vermeiden werden." — Er gehörte zu den wenigen alten Militairs, welche wußten, wie man junges Volk von solcher Art anfassen muß. Wir Alle waren ihm ergeben auf Leben und Tod. —

Unterdessen erbat und erhielt ich ein paarmal Urlaub aus unserm langweiligen Lager nach dem nahen Teplitz. Dort war es indeß überaus voll und unruhig. Die Monarchen und das große Hauptquartier waren fortwährend darin, die Stadt und auch „der Adler" übervoll und ich sah meine kleine Wohlthäterin nur flüchtig. Als ich das letztemal dort war, empfing ich von dem Rechnungsführer des Erbprinzen von Oldenburg, der sich ebenfalls im Hauptquartier befand, die monatliche Zulage, welche der Prinz uns fünf Oldenburgern gnädigst bewilligt hatte. Ich verwandte meinen Antheil auf der Stelle für zweierlei Ausgaben. Ich nahm ein Bad und darauf im besten Gasthause ein Mittagessen mit Wein, und — ich kaufte ein Geschenk und Andenken für die Käthe. Als ich ihr das bunte Tüchelchen zusteckte, hat sie mir einen zweiten Kuß gegeben. Es war zugleich der letzte, denn ich habe „das Kätherl" niemals wieder gesehen. Wir marschirten gleich darauf (Ende September) mit der ganzen Armee links ab nach Commotau und von da in forcirten Märschen über das Erzgebirge nach Chemnitz und weiter über Altenburg zum Schlachtfelde bei Leipzig, auf dem wir am 16. October ankamen.

Ein Tag in Weimar.

(Ende October 1813.)

Die lange Unthätigkeit und der Uebermuth, welche uns das vierwöchentliche Lager bei Teplitz gebracht hatte, waren denn freilich bald vergessen auf dem fast dreiwöchentlichen forcirten und höchst beschwer-

Landesbibliothek Oldenburg

lichen Marsch inmitten einer Armee von 200000 Mann, von Teplitz nach der Ebene von Leipzig. Wenn man dergleichen nicht selbst gesehen und erlebt hat, macht man sich keine Vorstellung von den Schwierigkeiten der Leitung, Verpflegung und Unterbringung solcher Massen, die auf verhältnißmäßig schmalem und ganz unvorbereitetem Terrain täglich weiter geschoben werden. Alle Befehle, Marschrouten und Vertheilungslisten waren nicht im Stande, Irrthümer und Conflicte, das Kreuzen der Colonnen und unnöthige Hin- und Hermärsche zu verhindern; aller Nachschub von Vieh und Fourage war völlig unzureichend, diese Massen von Menschen und Pferden zu ernähren. Glücklicherweise war es Herbst und die Felder voll von Kartoffeln, Rüben, Erbsen und grüner Fourage. Das arme Land litt unsäglich. Die hölzernen Häuser der Dörfer wurden abgedeckt und niedergerissen, um trocknes Holz für die Bivouakfeuer zu haben; alles Vieh, Schafe, Schweine, Hühner, wurde geraubt und geschlachtet. Dergleichen war nicht verboten oder gestraft, sondern die Dörfer in der Nähe wurden förmlich den einzelnen Truppentheilen zur Demolirung und Plünderung angewiesen. Es gab eben kein anderes Mittel, die Armee zu erhalten. Nur in Chemnitz und Altenburg erhielt unser Regiment auf eine Nacht Quartier, und ich erinnere mich noch heute, welch' ein Behagen über uns kam, als wir uns einmal reinigen, um einen Tisch setzen und unter Dach schlafen konnten.

Am Nachmittag des 16. October kamen wir auf dem Schlachtfelde von Leipzig an, als gerade der große Reiterangriff Murat's im Beginn war. Bis zur völligen Dunkelheit wüthete der Kampf, der mit dem Zurückgehen der Franzosen in ihre anfängliche Position schloß. Der unerwartete lebhafte Angriff Blücher's bei Möckern im Norden der Stadt hatte Napoleon verhindert, die erlangten Vortheile über Schwarzenberg im Süden kräftig zu verfolgen. Während der Waffenruhe am 17. bivouakirten wir Libertwolkwitz gegenüber zwischen Leichenhaufen. Ich schlief einige Stunden in der naßkalten Octobernacht auf einem noch warmen Pferdecadaver hingestreckt. Am 18. bildeten wir das Reservetreffen in dem furchtbaren Kampf um Wachau und Liebertwolkwitz; beide Orte wurden im Laufe des Tages erstürmt, und Abends zogen die Franzosen auf Leipzig ab. Noch in der Nacht zum 19. mußte unser Corps in der Richtung von Pegau abmarschiren, um von da in Naumburg an der Saale den Franzosen womöglich zuvorzukommen. Das glückte bekanntlich nicht, weil Napoleon seinen Rückzug auf Weißenfels nahm. Als wir den Paß von Kösen erreichten, wo

Landesbibliothek Oldenburg

eine österreichische Abtheilung schon Tages zuvor ein heftiges Gefecht gehabt hatte, waren die Franzosen schon über Apolda hinaus bei Weimar. Zwei Tage später kamen auch wir nach einem forcirten Marsch Nachmittags bei Weimar an. Auf der Höhe, etwa wo jetzt der Eisenbahnhof liegt, in der Nähe der Stadt wurde aufmarschirt und die Gewehre zusammengesetzt. Wir sollten an dieser Stelle abkochen und die Nacht lagern. Ich blickte sehnsüchtig nach der im Thal anmuthig gelegenen Stadt. Man zog, wie gewöhnlich, Commando's aus den Compagnien, um Brennholz und Stroh aus einem nahen Dorf zu holen. Mein Name wurde aufgerufen, aber ich zeigte auf meine Füße: „Ich sei unfähig, noch zu marschiren und Holz zu schleppen." In der That hatten sich die Sohlen meiner Stiefel auf den Märschen seit Leipzig fast abgelöst; ich trat schmerzvoll auf bei jedem Schritt. Man wies mich an den Hauptmann, und ich meldete demselben, daß ich gezwungen sei, liegen zu bleiben, wenn mir nicht anderes Schuhwerk geliefert werden oder ich Erlaubniß erhalten könne, mir dergleichen in der nahen Stadt zu verschaffen. Das Gesicht des alten Herrn drückte aus: „Nun, das Unglück wäre nicht groß; wir würden auch ohne Dich an den Rhein kommen!" — aber er sagte gutmüthig: „Ich kann Ihnen nicht helfen; ich habe keine Stiefel zu vertheilen und in die Stadt darf Niemand, weil das Hauptquartier darin ist. Aber — wenn Sie hinein kommen und sich dort helfen können, in Gottes Namen, — ich will es nicht wissen und nicht sehen!" — Ich machte mich sogleich hinkend auf den Weg. So matt und müde ich war, ich mußte doch an Schiller und Göthe, an Herder und Wieland denken, und daß ich nun gleich das berühmte Weimar zum erstenmal sehen würde, das so viele große Erinnerungen wach rief. Aber in der von Militair und Fuhrwerk überfüllten Stadt angekommen, fragte ich doch den ersten Bürger, den ich sah, zuvörderst nach einem Schuster. Er wies mich in ein nahes Haus, das ich voll fand von russischer Einquartierung, und der Meister erklärte mir, kurz abweisend: „Selbst seine Werkstatt sei voll Soldaten, an Arbeiten sei nicht zu denken." Ebenso erging es mir in einem zweiten Schusterhaus, und nach einem dritten durch die Straßen wankend, gerieth ich plötzlich auf einen freien Platz und sah ein großes prächtiges Gebäude vor mir. Ein Vorübergehender, den ich fragte, erwiederte: „Das sei das Schloß von Weimar, jetzt ganz voll von Kaisern, Königen, Prinzen und Generalen!" — Mir schoß der Gedanke durch den Kopf, darunter könne auch der Erbprinz von Oldenburg sein. Nicht als ob ich dummdreist genug gewesen wäre, ihn selbst

Landesbibliothek Oldenburg

unter solchen Umständen mit meiner Gegenwart und meinen dringenden Anliegen belästigen zu wollen. Aber ich dachte an seine mir bekannt gewordene Umgebung und Dienerschaft, und schnell entschlossen lenkte ich meine wankenden Schritte auf das Portal des Schlosses. Ich fragte bei der Wache an, ob nicht der Erbprinz von Oldenburg im Schlosse sei? Sie konnte mir keine Auskunft geben, aber ein eben vorbeigehender Diener in der herzoglichen Livree trat hinzu und erklärte, allerdings sei der Erbprinz da, und wenn ich eine Bestellung hätte, wolle er mich zum Kammerdiener desselben führen. Ich antwortete freudig bejahend und traf in einem Mansardenzimmer des Schlosses den Kammerdiener Hayen, den Haushofmeister Grundmann und den Jäger und den Koch des Erbprinzen, die eben ihre Mahlzeit hielten. Man erkannte mich gleich und es scholl mir entgegen: „Mein Gott, wie sehen Sie aus? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?“ — Ich sagte: „Fragt nicht viel, aber gebt mir zu essen, und ein Paar Stiefel, und ein reines Hemd, — und dann — laßt mich womöglich „Göthe“ sehen!“ — „Setzen Sie sich gleich her und essen Sie mit; Stiefel und ein Hemd sollen Sie dann auch haben, aber was wollen Sie mit Göthe? Wer ist Göthe?“ — „Göthe ist ein großer Dichter und dann ist er auch Minister hier in Weimar.“ — „Ja, wenn er Minister ist, so können Sie ihn vielleicht nachher an der Tafel sehen. Nun kommen Sie nur erst her, zu essen und zu trinken!“ —

Man kann sich vorstellen, wie mir die Kost und der Wein im Residenzschloß zu Weimar schmeckten. Auch ein Paar Stiefel, das paßte, fand sich nach einigem Anprobiren, und ich Glücklicher durfte mich umziehen und reinigen. Dann kam noch der Kaffee, bis gemeldet wurde, nun seien auch die Herrschaften an der Tafel. Ich wurde auf die Gallerie des großen und prachtvollen Saales geführt, und ein anwesender Weimaraner zeigte mir an der langen, prächtig besetzten Tafel den Minister Göthe gegenüber dem Kaiser von Rußland, der sich fortwährend mit ihm unterhielt. Ich konnte mich nicht satt sehen, und auch die anderen vielen Fürsten, Generale und Minister wurden gemustert und mir genannt.

Als die Tafel aufgehoben war, hieß es: „Nun geht's in's Theater.“ Grundmann steckte mir ein Billet zu und ich erhielt einen Platz im Parterre. Man gab eine große Oper. Nur Militairpersonen hatten Einlaß erhalten; Logen und Parquet waren gefüllt mit Fürsten, Generalen, Ministern und Officieren; im Parterre und auf der Gallerie Unterofficiere und Soldaten. Mich erhob die Musik, aber ich sah wenig

Landesbibliothek Oldenburg

nach der Bühne. Ich heftete meine Augen auf Göthe, mit welchem der Kaiser und der König viel sprachen, dann auf den Herzog von Weimar, auf die Minister Hardenberg und Humboldt, auf den General Barklay u. s. w. Es wurde viel und lebhaft conversirt und gesprochen. Die durch den großen Sieg bei Leipzig und den Vormarsch nach dem Rhein hoch erregte Stimmung machte sich deutlich geltend. Einige markante Stellen und Anspielungen auf der Bühne wurden mit lautem Klatschen und freudigem Zurufe begrüßt. Man sah nur heitere, blühende Gesichter und die edelsten Gestalten im Schmuck prächtiger Uniformen und Ordenssterne. Dazu der Zauber hinreißender Musik. Es erschien mir wie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht.

Nach dem Theater erschien ich verabredetermaßen wieder bei meinen wohlthätigen Wirthen auf dem Schloß. Es wurde splendid zu Abend gegessen, ich mußte von Culm und Leipzig erzählen, und man bettete mich nachher halb entkleidet auf einer köstlichen Matratze mit wollener Decke, die man auf dem Fußboden ausgebreitet hatte. So behaglich ich lag, ich schlief spät ein; meine Phantasie war zu erregt durch den plötzlichen Wechsel. Am andern Morgen nach dem Frühstück wurde noch mein Brodbeutel mit ein paar Flaschen Wein und einigen Lebensmitteln gefüllt, und Grundmann begleitete mich zu einem Marketender, der sich in der Stadt verproviantirt hatte und im Begriff war, den Truppen nachzufahren. Ich erhielt einen Platz auf dem Wagen und kam gegen Abend im Bivouak des Regiments in der Gegend von Arnstadt an. Die Kameraden lagen müde und erschöpft von dem starken Tagesmarsch und vom darauf folgenden Abkochen und Bereiten des Lagers auf ihrem Stroh hingestreckt, aber als ich nun die Geschichte meines Tages in Weimar erzählte und den mitgebrachten Schluck Wein nebst Imbiß vertheilte, wurde Alles voll Erregung und Spannung, und von allen Seiten scholl es zwischen meinen Bericht: „Nein, was hat der Mensch für fabelhaftes Glück!“ — und ich mußte beschreiben, wie Göthe aussehe, und der Wein des Herzogs von Weimar wurde gelobt, und meine neuen Stiefeln wurden bewundert. —

Ich will mir erlauben, an das Obige anknüpfend, hier noch einzuschalten, daß fast vierzig Jahre vergingen, ehe ich das interessante Weimar wieder sah. — Der Zufall wollte, daß ich bei vielfachen Reisen in und durch Deutschland gerade diesen Punkt nicht wieder berührt hatte. Da, im Anfang des Jahres 1851, als ich oldenburgischer Bevollmächtigter in Berlin war, befahl mir unser damaliger Großherzog, mich nach Weimar zu begeben, um dort mit ihm zusammenzutreffen und

Landesbibliothek Oldenburg

ihm mündlichen Bericht über die politischen Zustände in Berlin zu erstatten, da er gegen den 16 Februar, den Geburtstag seiner Cousine, der Großherzogin und Großfürstin Marie, in Weimar sein werde. Er war zugleich so gnädig gewesen, meine bevorstehende Ankunft in Weimar anzeigen zu lassen, und so erhielt ich dort die Einladung, im Schlosse zu wohnen. Abends wurde ich den weimarschen Herrschaften vorgestellt, und im Laufe der dann am Theetisch folgenden Unterhaltung fragte mich die Großherzogin: „ob ich schon früher in Weimar gewesen sei?" — Ich erwiederte: „Ein einzigesmal, Kaiserliche Hoheit, vor sehr langer Zeit, im Jahre 1813, und auch damals habe ich den Vorzug gehabt, wie heute, auf dem Schlosse logirt zu werden," — worauf ich dann auf Befragen den obigen Hergang erzählte, wie es schien, zur großen Unterhaltung meiner vornehmen Zuhörer. Nur der damalige Großherzog von Weimar selbst schien einigen Anstoß an der Sache zu nehmen. Er äußerte: „Dergleichen dürfe nicht vorkommen; — die Dienerschaft habe nicht die Befugniß, Fremde auf dem Schlosse zu bewirthen", — und es schien, als habe er nicht übel Lust, noch jetzt nachträglich eine Untersuchung zu verfügen. Aber die Großherzogin fiel ihm in's Wort: Mais mon ami, laissons cela! — — und das Gespräch wandte sich zu anderen Dingen.

Am Rhein und in Frankreich.

(1813 und 1814.)

Der nun folgende unausgesetzte zweiwöchentliche Marsch von Thüringen bis zum Rhein war viel erträglicher und lange nicht so reich an Beschwerden und Entbehrungen, als unsere früheren Züge durch Böhmen und Sachsen. Zwar das Uebersteigen des Thüringerwaldes bei Blasien-Zelle wurde zunächst sauer genug. Aber von Schmalkalden aus war dem unermüdlichen Blücher die eigentliche Verfolgung der zum Rhein eilenden Reste der französischen Armee übertragen, und uns dirigirte man auf einem Umwege über Meiningen auf Würzburg und von da über Aschaffenburg nach Frankfurt. Wir hatten in der stark bevölkerten Main-Gegend fast allnächtlich Quartier mit hinreichender Verpflegung, und kamen wohl ermüdet und abgerissen, aber doch nicht erschöpft und kraftlos in der ersten Hälfte des November in Frankfurt an.

Das große Hauptquartier war schon in der Stadt etablirt; wir

Landesbibliothek Oldenburg

mußten einen feierlichen Einzug in Parade vor den Monarchen halten, wobei wir Volontairjäger uns weder durch gute Haltung, noch durch sauberen Anzug und starke Rottenzahl auszeichneten, — was mißfällig bemerkt wurde. Unsere Compagnie z. B. war 180 Köpfe stark im Sommer aus Schlesien ausmarschirt und kam im November mit nur 70 Köpfen in Frankfurt an. Der enorme Abgang kam fast ganz auf Rechnung der Maroden. Die verwöhnten, jungen Freiwilligen aus den höheren Ständen ertrugen die furchtbaren Strapatzen der modernen Kriegführung in Reihe und Glied sehr schwer. Auch von uns fünf Oldenburgern waren nur zwei beim Einmarsch in Frankfurt gegenwärtig, aber im Laufe des vierwöchentlichen Aufenthalts daselbst trafen die ermatteten Zurückgebliebenen nach und nach zu einem großen Theil wieder ein, so daß die Compagnie im December doch wieder mit 120 Köpfen ausrücken konnte, obwohl wir in Frankfurt wieder einigen Abgang durch Avancement zum Officier hatten.

An einen von uns Oldenburgern kam das auch jetzt nicht heran, weil wir weniger Dienstzeit hatten, als die im Februar zu Breslau eingetretenen Kameraden. Aber eine kleine Satisfaction wurde uns doch. Closter und ich wurden zu Oberjägern bei der Compagnie ernannt, und wir legten unsere Unterofficiertressen nicht ohne Stolz und Genugthuung an.

Warum es nun nicht weiter ging, über den Rhein nach Frankreich und zur Eroberung von Paris, begriff Niemand. Wir wußten nicht, daß die verbündeten Cabinette über den Zweck und das Ziel des Krieges nicht einig waren, daß Verhandlungen stattfanden, daß Metternich durch St. Aignan dem Kaiser Napoleon noch jetzt die Rheingrenze anbieten ließ, wenn er Frieden machen wolle. Glücklicherweise war der stolze Imperator übermüthig genug, das Anerbieten abzulehnen, und die deutsch und energisch gesinnten Elemente im Hauptquartier, namentlich Stein, Blücher, Gneisenau, Knesebeck, erhielten dadurch das Uebergewicht, während der wackere Arndt durch seine rechtzeitige, kräftige Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, die wir Alle mit Entzücken lasen, ein entschiedenes Gewicht in die Wagschaale legte.

Im Uebrigen war uns der mehrwöchentliche Aufenthalt in Frankfurt höchst erwünscht und gereichte uns zur Erholung und zu vielfachem Genuß. Mein Quartier freilich war für beides nicht geeignet. Ich lag mit noch fünf Kameraden bei einem armen Gärtner in Sachsenhausen, der kaum Brod für sich und die Seinigen hatte. Aber wir

Landesbibliothek Oldenburg

hatten einen oldenburgischen Landsmann gefunden, der Lehrer in einem reichen Frankfurter Hause war und Vorschüsse und Credit verschaffte; auch unser Wohlthäter, der Erbprinz, ließ uns vor seiner Abreise nach dem befreiten Oldenburg unsere rückständige Zulage auszahlen. So hatten wir Mittel uns zu pflegen und leidlich wieder auszurüsten. Zugleich erlangten wir wieder die Communication mit den Unsrigen im Vaterlande. Sie hatten uns schon verloren gegeben, und drückten in rührendster Weise ihre freudige Ueberraschung aus. Mein Vater schickte mir Geld und den Befehl, mich so schnell als möglich loszumachen und meine juristischen Studien fortzusetzen.

Daran war denn freilich sobald nicht zu denken. — In der zweiten Hälfte des December erhielten wir Marschordre. Wir rückten aber nicht, wie die allgemeine Erwartung war, geradezu über den Rhein neben dem blockirten Mainz vorbei und dann auf dem kürzesten Wege nach Paris, wo das Ende des Krieges sein mußte, sondern es war ein combinirter, verwickelter Angriffsplan auf Frankreich im Schwarzenbergischen Hauptquartier entworfen und von den Monarchen genehmigt worden. Darnach sollten vier durch lange Strecken getrennte Angriffe auf die französische Grenze erfolgen. Der General Bülow sollte von Holland aus mit 60000 Mann auf Brüssel vorgehen; der Feldmarschall Blücher mit 90000 über den Rhein bei Caub auf Trier und Metz; 40000 Oesterreicher von der Schweiz aus auf Besançon und Lyon; und die Hauptarmee von 200000 Mann unter Schwarzenberg, zu der wir gehörten, über den Oberrhein auf Langres, wo man den Frieden zu dictiren hoffte. So hatten wir denn zunächst etwa 50 Meilen über Darmstadt, Heidelberg, Freiburg nach Basel zurückzulegen. So schön das Land ist, so reich dessen Hülfsquellen, diese langen Märsche mitten im Winter in Koth und Schnee auf der bald grundlosen Chaussee waren beschwerlich genug. Freilich fehlte es auch nicht an erhebenden Momenten und an Erholungspunkten. Die leicht erregbaren, lebhaften Bewohner am Oberrhein nahmen uns wohl auf, begrüßten uns freudig als deutsche Brüder und als Befreier von den Franzosen und gaben was sie hatten zu unserer Erquickung. Aber sie hatten jeden Tag neue Einquartierung und wir kamen oft zu 10 bis 15 Mann in ein Haus. — Bei Heidelberg erhielt unser Bataillon das Dorf Rohrbach zum Quartier angewiesen, wo wir einen Ruhetag haben sollten. Man kann denken, daß ich denselben benutzte, mit ein paar Freunden Urlaub nach der nahen Stadt zu nehmen. Wir fanden die Universität öde und leer; es waren kaum 100 Studenten in Heidelberg zurückgeblieben,

Landesbibliothek Oldenburg

darunter einige uns von früher befreundete Holsteiner. Wir verbrachten einige glückliche und ungemein lebendige Stunden mit ihnen in einem von ehemals bekannten Weinhause. Auch den alten Voß suchte ich auf; er freute sich, mich wieder zu sehen, ließ es sich nicht nehmen, mich zu bewirthen, und sprach lebendig seine grunddeutsche Gesinnung aus. — Unsere Neujahrsnacht feierten wir in Sinzheim, einem Dorfe bei Baden, in Gesellschaft unserer Officiere, die im Gasthause ein Festmahl veranstaltet hatten für 10 bis 12 der Kameraden, die ihnen in Gesinnung und Bildung nahe standen. Wir fünf Oldenburger waren sämmtlich zugegen.

Am 13. Januar 1814, dem Neujahrstage der Russen, passirten die Garden und Reserven in Gegenwart der Monarchen von Rußland und Preußen den Rhein bei Basel, unmittelbar darauf in das französische Gebiet einrückend. Schon die folgende Nacht hatten wir Quartier in einem Dorfe, in welchem nichts als schlechtes Französisch gesprochen wurde. Dann ging es in ziemlich starken Märschen vorwärts über Montbeillard und Vesoul nach dem etwa 30 Meilen von Basel entfernten Langres. Dort wurde Halt gemacht und die ganze Armee theils im Lager, theils in sehr engen Cantonnirungen vereinigt. Wir blieben einige Tage stehen; es waren wieder Friedensverhandlungen im Gange. Dann rückten wir plötzlich wieder vor auf Chaumont, und weiter auf Bar sur Aube und Brienne. Der unaufhaltsame Blücher hatte von Nancy her sich dahin dirigirt, war von Napoleon am 31. bei Brienne angegriffen und zurückgedrängt worden, und wir eilten ihm zu Hülfe. Am 1. Februar wurden die Franzosen nun nach hartnäckiger Gegenwehr von der Uebermacht geschlagen. Unser Corps kam aus seiner Reservestellung nicht zum Angriff, aber wir folgten dem abziehenden Feinde durch den brennenden Ort zwischen Haufen von Leichen und Trümmern, und lagerten dann in der kalten Winternacht ohne Obdach und Nahrung auf dem offenen Felde. Wir ertrugen es mit Muth und Hingebung, denn nach diesem Siege, glaubten wir, werde es in raschen Märschen unmittelbar auf Paris gehen.

Aber darin irrten wir sehr. Jetzt wissen wir, daß im großen militairischen und diplomatischen Hauptquartier zwei Parteien waren. Die eine und mächtigere, an deren Spitze die Oesterreicher standen und welcher sich die preußischen und englischen Diplomaten zugesellten, wollte die Sache gegen den Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich nicht auf's Aeußerste treiben und Frieden machen, wenn Frankreich Holland und den Rheinbund und Italien aufgäbe. Die andere von Stein,

Landesbibliothek Oldenburg

Blücher, Gneisenau inspirirte wollte energische Fortsetzung des Krieges und rasches Vordringen auf Paris. Blücher trennte sich nach der Schlacht von Brienne wieder von Schwarzenberg und operirte auf Chalons. Wir rückten langsam über Vendeuvres und Bar sur Seine auf Troyes. Aber wenn auch die Märsche nicht groß waren, desto größer und schwerer waren die Entbehrungen und Strapatzen in diesem schlechtesten Theil der Champagne, beim rauhesten Winterwetter in trostlosen Bivouaks oder ärmlichen und halb verwüsteten Dörfern, welche theils durch die Franzosen auf ihrem Rückzug, theils durch unsere aus Russen und Würtembergern bestehende Avantgarde ausgeplündert waren. Hunderte blieben krank oder ermattet liegen und wurden dann durch Ambülancen in rückwärts eingerichtete Hospitäler geschafft.

In der Mitte des Februar wurde uns eines Abends ein Dorf in der Nähe von Troyes zur Nachtruhe angewiesen. Wir erhielten mit 15 Mann eine elende Hütte als Obdach, die wir im Innern völlig ausgeplündert fanden. Es war kein anderes Wesen darin als ein halb wahnsinniges Weib in zerrissenen Kleidern, das uns mit Flüchen und Verwünschungen empfing. Wir waren eben beschäftigt, Feuer anzumachen auf dem halb zerstörten Heerd, als der Feldwebel eintrat und mich zum Hauptmann bestellte. Zu meiner Verwunderung traf ich dort meine oldenburgischen Kameraden Closter und Becker; Muck war schon auf einem der ersten Märsche in Frankreich, Schloifer in der Nähe von Brienne ermattet liegen geblieben. Der Hauptmann las uns eine soeben beim Regiment eingegangene Königliche Cabinetsordre vor, zufolge welcher „die Volontairs Closter, Mosle, Schloifer, v. Muck und Becker auf geschehene Reclamation ihres Landesherrn, des Herzogs von Oldenburg, sofort zu entlassen und nach Oldenburg zu instradiren seien, um in dem dortigen Contingent angestellt zu werden". — Wir waren anfangs stumm vor Ueberraschung, dann aber sprachen wir die Bitte aus, da wir so nahe bei Paris seien, uns wenigstens bis dahin zu behalten. — Der Hauptmann lächelte und sagte: „Wir sind weiter von Paris, als Sie denken, und der Befehl Seiner Majestät lautet bestimmt; Sie aber haben die Schuldigkeit, ihrem Landesherrn zu dienen." Er fügte dann noch ein wohlwollendes und anerkennendes Wort hinzu und übergab uns die schon ausgefertigten fünf Abschiede, mit dem Befehl, unsere Kameraden v. Muck und Schloifer in einem der rückwärts gelegenen Hospitäler aufzusuchen und sie womöglich mitzunehmen. Es wurde uns dann ein aus dem letzten Nachtlager requirirter Bauerwagen überwiesen, der leer zurückfuhr, und wir wurden noch denselben Abend

Landesbibliothek Oldenburg

und in einem Theil der Nacht rückwärts transportirt, bis wir irgendwo ein kümmerliches Unterkommen fanden.

Man kann sich vorstellen, daß dieser plötzliche Wechsel einziger Gegenstand unserer Gespräche und Conjecturen war. Erst später in Oldenburg erfuhren wir, daß der damals bei seinem Vater dort anwesende und mit der eiligen Organisation des oldenburgischen Contingents beauftragte Erbprinz diese Reclamation des Herzogs bei dem König von Preußen veranlaßt hatte, um einige junge Officiere, an denen es fast gänzlich mangelte, für die neue oldenburgische Formation zu gewinnen.

Unterdessen setzten wir unsern Weg im Rücken der Armee über Bar, Chaumont, Langres fort, erhielten von den Commandanten auf Vorweis unserer Marschroute überall Quartier und Vorspann, und waren so glücklich, im großen Hospital zu Vesoul unseren Freund Schloifer zu finden, der zwar Reconvalescent, aber doch noch nicht im Stande war, die Weiterreise mit uns fortzusetzen. Wir händigten dem Erstaunten seinen Abschied ein, und er kam einige Monate nach uns glücklich und gesund in Oldenburg an. Zugleich erfuhren wir zu Vesoul, daß wir unseren Kameraden v. Muck wahrscheinlich zu Neufchatel in der Schweiz treffen würden. Man hatte beim Vorrücken in Frankreich nicht versäumt, ein Detachement preußischer Truppen nach Neufchatel zu schicken, um dies kleine Fürstenthum wieder für den König in Besitz zu nehmen, und die Neufchateller in ihrer Freude hatten gebeten, bei sich ein großes Reservehospital für preußische Kranke errichten und versorgen zu dürfen.

So richteten wir denn unsere weitere Reise von der Etappenstraße der Armee auf Montbeillard und Basel abwärts nach Süden, auf Beaume les dames, la Chaux de fonds und Neufchatel, in eine Gegend Frankreichs, die noch kein alliirter Soldat betreten hatte. Man hatte uns gewarnt, auf unserer Hut zu sein in dieser Isolirung, und wir versäumten nicht, unsere geladenen Büchsen zur Hand zu behalten. Aber die Bewohner dieser Gegend von Hochburgund empfingen und bewirtheten uns gut, wozu allerdings beitragen mochte, daß wir französisch mit ihnen sprechen konnten. Wir waren Gegenstand lebhafter Neugierde und hatten viel Fragen und Erkundigungen über den Stand des Krieges zu beantworten; die Maires behielten uns ein paarmal selbst in Quartier und sorgten ohne Anstand durch Vorspann für unser Weiterkommen.

Noch besser war der Empfang in Neufchatel, wo wir bei einem

Landesbibliothek Oldenburg

reichen Banquier Quartier erhielten. Unser Freund v. Muck befand sich richtig in dem wohleingerichteten Hospital, war aber tief krank am Nervenfieber. Wir durften kaum mit ihm sprechen und sahen ihn erst im Herbst leidlich hergestellt wieder in Oldenburg ankommen.

So setzten wir denn zu Dreien unsern Weg über Solothurn, Basel, Frankfurt, Cassel nach Oldenburg fort, wo wir in der zweiten Hälfte des März anlangten. Wir erregten lebhafte Sensation nicht nur bei Bekannten, sondern bei der ganzen Bevölkerung, meldeten uns sogleich beim Herzoge und beim Erbprinzen und wurden von letzterem an den Major von Benoit, den damaligen Commandeur des oldenburgischen Contingents, verwiesen. Dieser ertheilte uns vorläufigen Urlaub zu den Unsrigen und sandte einige Tage darauf an Closter und mich das Officierpatent; Becker hatte aus Gesundheitsrücksichten eine militairische Anstellung abgelehnt und begab sich zur Fortsetzung seiner medicinischen Studien wieder auf eine Universität.

Wie ich Soldat geblieben bin.

Auch mich hätte mein Vater gern wieder zur Universität abgehen sehen. Aber ich widerstand für den Augenblick und er gab meinen Gründen nach. Die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten nicht günstig für die Alliirten. Napoleon war zwischen den beiden feindlichen Armeen hindurch auf Lothringen marschirt; Schwarzenberg ging von Troyes wieder rückwärts auf Chaumont. Der Krieg konnte noch Monate dauern; das oldenburgische Contingent kam vielleicht noch zum Ausmarsch. Unter solchen Umständen glaubte ich die Pflicht zu haben, dem an mich ergangenen Ruf zu folgen, und der Erwartung meines Wohlthäters, des Erbprinzen, entsprechen zu müssen.

So equipirte ich mich denn rasch als Officier und exercirte in Oldenburg Rekruten. Das damals versammelte erste Bataillon war nur im Besitz von 100 alten, zusammengesuchten Gewehren, die von Compagnie zu Compagnie gingen, um die Mannschaft damit einzuüben. Erst mehrere Wochen nach meinem Eintritt kam eine Garnitur neuer Gewehre von England an.

Im Anfang April erscholl die Nachricht von dem siegreichen Einzuge der Alliirten in Paris und vom Beginn der Friedensverhandlungen, die sich bis zum Juli hinzögerten. Nun schien mir die Zeit gekommen, meinen Abschied zu erbitten und nach Göttingen zu gehen, um dort meine juristischen Studien fortzusetzen. Aber gerade zu dieser

Landesbibliothek Oldenburg

Zeit (Juli 1814) war der Oberst Wardenburg unser Commandeur geworden, und sofort begann eine große Thätigkeit in der Dienstführung und Organisation. Ich wurde plötzlich mit einem Commando nach Brake geschickt, um dort aus englischen Schiffen Ausrüstungsgegenstände in Empfang zu nehmen. Daran knüpften sich andere Commandos nach Zwischenahn, wo zum erstenmal im Bataillon exercirt wurde, und nach Jever, wo ich bei der ersten Rekruten-Aushebung zu fungiren hatte.

So war es Herbst geworden, als mein Vater seine Erinnerung erneuerte, nun den Abschied zu fordern. Es geschah, aber der wohlwollende Oberst ließ mich zu sich kommen und bot mir an, einen zweijährigen Urlaub für mich zu erbitten; ich könne dann später immer noch thun, was mir das Beste scheine. Das leuchtete ein, der zweijährige Urlaub erfolgte, und ich begab mich in's elterliche Haus, um mich dort während der Wintermonate für das halb vergessene Studium vorzubereiten und dann um Ostern 1815 nach Göttingen abzugehen.

So saß ich wieder über dem corpus juris und meinen juristischen Heften und war eben mit meiner Ausrüstung für die Universität fertig, als im März 1815 die große Nachricht erscholl: „Napoleon ist von Elba aus in Frankreich gelandet und marschirt auf Paris." — Unmittelbar darauf erging von Wien aus die Aufforderung an alle deutsche Staaten, ihre Contingente auf den Kriegsfuß zu setzen. Der ungemein rührige Oberst Wardenburg bewirkte in Oldenburg sofort die Einberufung aller Beurlaubten, und auch ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich wieder in Uniform zu setzen und zum Dienst zu melden. Im elterlichen Hause sah man die Sache als ein zwar störendes aber kurzes Intermezzo an und rechnete darauf, daß ich noch im Mai in Göttingen sein könne.

Statt dessen marschirten die beiden oldenburgischen Bataillone am 10. Mai an den Rhein und von da weiter nach Frankreich zur Belagerung feindlicher Festungen, und erst im December kehrte das Regiment nach einem siebenmonatlichen ehrenvollen Feldzuge in die Heimath zurück. Für mich persönlich war dieser Feldzug besonders interessant und folgenreich gewesen. Unser vortrefflicher Oberst schien eine vortheilhafte Meinung von meinem guten Willen und meiner Brauchbarkeit zu haben. Er begünstigte mich wo sich eine Gelegenheit bot durch besondere Aufträge und Commandos. So mußte ich gleich nach dem Ausmarsch den Befehl über das Detachement freiwilliger Jäger übernehmen, welches nach preußischem Vorbild aus jungen Volontairs der besseren Stände beim Regiment formirt worden war. Dann sandte er mich vom Rhein

Landesbibliothek Oldenburg

voraus nach Echternach in das Hauptquartier des Generals von Eglofstein, unsers Brigadiers, um demselben die Ankunft des Regiments zu melden. Nicht lange darauf, nach der Einnahme von Sedan, präsentirte er mich dem General von Hake zum Platzadjutanten in dieser bedeutenden Stadt, und die Commandantur versah ihren Dienst zu solcher Zufriedenheit der Stadtbehörde, daß dieselbe bei unserem Abmarsch dem Commandanten, einem hessischen Major, eine Chaise mit zwei Pferden, mir ein hübsches Reitpferd mit Sattel und Zaum zum Geschenk machte. Die Belagerung von Mezières machte ich später in Reihe und Glied mit, erhielt aber nach Beendigung derselben vom Obersten den Auftrag, in Begleitung eines mecklenburgischen Rittmeisters nach Rethel in der Champagne vorauszureiten, um in dortiger Gegend die Cantonnirungsquartiere für unsere Brigade vorzubereiten und einzurichten.

Daran knüpft sich denn eine Episode meines jungen Soldatenlebens, an welche ich stets mit Interesse und mit genugthuendem Behagen zurückdenken werde.

Rethel ist eine wohlhabende Stadt von 5 bis 6000 Einwohnern an der Aisne, in fruchtbarer wohl angebauter Gegend, fünf Meilen von Rheims, der Hauptstadt der Champagne. Sie war bisher von Russen besetzt gewesen, die sich kurz zuvor weiter in das Innere gewandt hatten. Mein Begleiter, der mecklenburgische Rittmeister, begab sich in die Umgegend, um dort die Quartiere für das mecklenburgische Husarenregiment auszusuchen. Ich blieb in der Stadt, um daselbst für den Brigadestab und für unser Regiment Quartier zu machen. Der Herr Maire empfing mich sehr zuvorkommend. „Er und die Stadt seien glücklich, die Russen los zu sein und dafür Truppen „d'une nation civilisée" zu empfangen." Der preußische General von Warburg, der damals unser Brigadier war, hatte mir befohlen, ihm womöglich ein freundliches Quartier mit Stallung und Garten und mit freier Umgebung auszusuchen; „wir würden wahrscheinlich lange in dem „Nest" bleiben müssen, und er liebe, so lange es Sommer sei (wir hatten Ende August), eine freie Wohnung und hasse enge Straßen." — Meine erste Frage an den Herrn Maire war also nach einem Quartier solcher Art für den General. Er besann sich einen Augenblick und rief dann aus: J'ai votre affaire, Monsieur, venez voir vous-même, und führte mich zu einem geschmackvollen großen Hause mit einem Park dahinter, unmittelbar vor dem Thor nach Rheims. Die Besitzung gehörte einem alten Legitimisten, der zwar abwesend war, um seinen rückkehrenden

Landesbibliothek Oldenburg

König zu begrüßen, aber seine ganze Dienerschaft zurückgelassen hatte mit dem Befehl, die befreienden Truppen gut zu bewirthen. Auch für die Regiments- und die Bataillonsstäbe, wie für die Compagnien unseres Regiments fanden sich in der Stadt und den nächsten Ortschaften sehr gute Quartiere.

Am folgenden Tage, Nachmittags, traf denn der General mit seinen Officieren ein, der den Truppen vorausgeritten war, welche erst gegen Abend erwartet wurden. Nach französischer Weise empfing ihn am Thor die ganze Municipalität in Galla, den Maire an der Spitze, und begleitete ihn nach einer feierlichen Begrüßung, bei welcher das Wohl der Stadt dem Herrn General empfohlen wurde, in das für ihn bestimmte Quartier. Ich war dem General entgegengeritten und hatte ihn benachrichtigt, was er finden würde. In dem schönen Quartier war auch der Sousp räfect mit seinen Secretairen in Uniform, den General zu begrüßen und ihm das Arrondissement zu empfehlen. Dann führte man den überraschten General, der aber in bester Laune und mit vielem Anstand diese Huldigungen entgegen nahm, in seine Zimmer, und wir fanden im Speise- und Gartensalon eine Tafel von 20 Couverts brillant gedeckt, und der Haushofmeister, die Serviette über den Arm, meldete mit tiefem Bückling, daß dem Herrn General servirt sei. Dieser lud auf der Stelle die ganze Versammlung, sowie mich und seine beiden Adjutanten ein, mit ihm zu essen, dankte mir für meine Aufmerksamkeit und raunte mir zu: „Das muß man sagen, zu leben wissen die Kerls!“ Er war früher in Berlin Page und Gardeofficier, später Adjutant Blücher's gewesen und nicht nur ein sehr braver Soldat, sondern auch ein liebenswürdiger Lebemann.

Bei der gut besetzten Tafel kreisete der vortrefflichste Champagner und Alles wurde belebt und gesprächig. Der Maire erzählte von dem groben und exigeanten Stadt-Commandanten, einem russischen Oberstlieutenant, der kürzlich die Stadt bedrückt und ausgesogen habe. Er fügte gegen den General gewendet hinzu: „Au nom de la ville, mon général, j'ai à Vous addresser la prière, de nous donner un bon et loyal commandant!“ —, worauf der General, seiner heiteren Stimmung nachgebend, sich an mich wandte und mir über den Tisch deutsch zurief: „Sie sind längere Zeit in Sedan Platzadjutant gewesen, kennen also den Dienst; Sie sprechen außerdem französisch, — ich will Sie zum Stadtcommandanten machen, so lange wir hier sind! — und dann sich an die Gesellschaft wendend, setzte er französisch hinzu: Voila votre commandant, que je viens de nommer! —

Landesbibliothek Oldenburg

Ein halb freundliches, halb listiges Lächeln über den 21jährigen neuen Commandanten glitt sofort über die Lippen der Franzosen, aber der Maire brachte die Gesundheit des neuen Commandanten aus, und als gleich nachher die Tafel aufgehoben wurde, traten Souspräfect und Municipalität an mich heran, wünschten sich und mir Glück und empfahlen sich und die Stadt meinem Wohlwollen.

Dann verließ uns der General und der Maire führte mich in mein „hôtel", wie er es nannte. Es war ein ansehnliches Haus am Marktplatz, das der Stadt gehörte, und in dessen Souterrain mein „maitre d'hôtel" logirte, der für meine Bedienung und meinen Tisch zu sorgen hatte. Er erklärte mir, daß die Stadt jeden Mittag und jeden Abend 8 Couverts für mich gut thue mit dem dazu gehörigen Wein. Ich ließ mir mein Erstaunen nicht merken. Der Russe, mein Vorgänger, hatte die Franzosen gut in Trab zu bringen verstanden.

Am Abend kamen denn die Truppen nach ermüdendem Marsche an. Sie fanden gute Quartiere und Alles war zufrieden in dieser gesegneten Aisne-Gegend. Wir blieben fast vier Wochen. Die Einwohner und Behörden waren ihrerseits sehr befriedigt von unserer Haltung. Excesse fielen fast nicht vor; nur bei der Lieferung der Fourage gab es oft Anstände und Streitigkeiten, da dieser Artikel dort rar ist, und der reichliche Genuß des guten Weins veranlaßte zuweilen Ausschreitungen und Bestrafungen. Man war mit meiner Dienstleistung zufrieden, zumal da ich der Stadt verhältnißmäßig wenig Kosten verursachte. Meine Couverts blieben fast ungenutzt, denn ich war täglich Gast an der Tafel des Generals; nur hin und wieder aßen einige Officiere, die vom Lande herein gekommen waren, an meinem Tische. Von extraordinairen Vortheilen und Erpressungen, an welche die Franzosen so gewöhnt sind, war natürlich von meiner Seite keine Rede.

Ein hübsches Kaffeehaus ward als Versammlungsort für die Officiere bestimmt. Dort wurde allabendlich conversirt, getrunken und gespielt. In diesen letzteren beiden Uebungen waren uns die Herren Mecklenburger weit überlegen. Für mich sollten diese Wochen in Rethel einmal eine Periode des Glücks sein; ich gewann auch nicht unbedeutend im Spiel.

Im September marschirte die Brigade zur Belagerung von Montmedy ab. Am Tage vor dem Ausrücken kam eine Deputation der Municipalität zu mir, den Dank der Stadt auszusprechen und mir als Zeichen desselben ein hübsches Reitpferd und eine neue Versailler Doppelflinte anzubieten. Ich war so gnädig, ihre Gesinnungen zu genehmigen

Landesbibliothek Oldenburg

und ihre Geschenke zu acceptiren. Als Tags darauf das Regiment schon ausgerückt war und ich eben mein Pferd bestiegen hatte, ihm zu folgen, trat mein maitre d'hôtel heran fragend: „Eh, mon commandant, que voulez vous qu'on fasse de votre vin?" — „Comment de mon vin? je n'en ai point" — Excusez, mon commandant, il y a 4 à 500 bouteilles de champagne à la cave, que la ville à fournies et qui sont à Vous!" — Ich war einen Augenblick in Verlegenheit, ich wußte nichts davon oder hatte nicht daran gedacht, daß der zu meinen unbenutzten Couverts gelieferte Wein sich so angehäuft hatte; was sollte ich jetzt damit, da ich schon zu Pferde saß, um dem Regiment nachzueilen? Ich sagte also nach kurzem Besinnen: „je Vous le donne". Wahrscheinlich hatte der pfiffige Patron dergleichen erwartet, und darum seine Anzeige so spät gemacht. Er sagte sich tief verneigend: Mille mercis, mon commandant! sich dann zu den Umstehenden kehrend und ihnen zurufend: Vous l'avez entendu, il me l'a donné! —

Als ich diese kleine Begebenheit später einmal im elterlichen Hause erzählte, sagte mein Vater: „Du hast in Deinem jungen Leben schon manchen dummen Streich gemacht, aber dies ist der dummste von allen! — Konntest Du nicht den schönen Wein einem Handlungshause übergeben und nach Bremen zur Uebermachung an mich versenden lassen? Die verfluchten Franzosen haben mir so manche gute Flasche Wein ausgetrunken; das wäre doch noch eine Entschädigung gewesen!" —

Ich aber dachte damals nicht entfernt bedauernd an den Verlust meines vortrefflichen Weins. Ich ritt seelenvergnügt und mit dem stolzesten Bewußtsein auf meinem hübschen Pferde an einem wundervollen Herbsttage aus der freundlichen Stadt, meine Ordonnanz auf einem zweiten mir eigenen Pferde hinter mir, die Tasche mit Geld gefüllt, den Kopf mit den heitersten Gedanken. Nur zwei kleine Sorgen störten hin und wieder mein inneres Behagen, einmal wo ich mit meinem zweiten Pferde bleiben sollte und dann, daß der Dienst in der Compagnie mir nun weniger zusagen würde.

Auch dieser Sorgen ward ich Glücklicher entledigt, als ich das Regiment eingeholt hatte und mich beim Obersten meldete. Derselbe sagte nach einer freundlichen Aeußerung über meine Dienstleistung in Rethel: „Sie werden noch nicht gehört haben, daß mein Adjutant Lenz zum Hauptmann ernannt ist und in einigen Tagen nach Oldenburg zurückgeht, um dort das Commando des Depots zu übernehmen. Sie sind nun vollständig beritten und können auf der Stelle den Dienst

Landesbibliothek Oldenburg

übernehmen; ich will Sie noch heute zum Regiments-Adjutanten ernennen." —

Ich dankte ihm gerührt und überrascht, und von diesem Augenblick an habe ich über 20 Jahre, wenn auch in wechselnden Stellungen, doch in persönlichem engen Dienstverhältniß zu diesem seltenen und ausgezeichneten Manne gestanden, der mir bis an seinen Tod zahllose Beweise seines Vertrauens und Wohlwollens gegeben hat. Ich verdanke ihm einen großen Theil des inneren Antriebes und fast ausschließlich die äußeren befriedigenden Ergebnisse, wozu ich seitdem gelangt bin, wenn ich auch den allerbrillantesten Theil meiner militairischen Carrière mit der Commandantschaft von Rethel schon hinter mir hatte. Gar viel Gutes und Ehrenvolles ist dem alten Obersten und General zu Theil geworden, was er dankbarlichst erkennt. Aber nie haben bei ihm, wie bei dem 21jährigen Lieutenant, Präfecte und Maire in zahlreicher Begleitung in escarpins und Degen gekurt; nie hat er wieder einen maitre d'hôtel gehabt und eine Tafel für 8 Personen jeden Mittag und Abend mit einer Flasche Champagner für jedes Couvert; nie haben ihm wieder feierliche Municipalitätsdeputationen Pferde und Waffen für seine Verdienste überreicht; und nie hat er in seinem späteren Leben weder den Anlaß noch die Mittel gehabt, 500 Flaschen Champagner oder etwa 1000 Thaler mit generösem Gleichmuth zu verschenken. —

Im December 1815 hielt das Regiment seinen feierlichen Einzug in Oldenburg. — Als ich gleich darauf die Eltern besuchte, sagte mein Vater, als die ersten Begrüßungen und Erzählungen vorüber waren: „Nun mach' Dich nur bald in Oldenburg los, und setze Dich wieder hinter Deine Bücher, damit Du bereit bist, um Ostern nach Göttingen zu gehen." — Aber ich erwiederte entschlossen und bestimmt: „Nein, lieber Vater; ich bin nun seit fast drei Jahren Soldat, habe drei Feldzüge, den ersten als Soldat, den zweiten als Unterofficier, den dritten als Officier, mitgemacht, habe eine sehr gute dienstliche Stellung und hinreichendes Gehalt, habe zwei Pferde und einen Diener zu meiner Disposition; ich stehe außerdem zum Avancement als Premierlieutenant (ich wurde es im folgenden Jahre); — jetzt kann ich nicht wieder als Schüler noch Jahre lang aus Deiner Tasche zehren. Ich bin und bleibe Soldat!" — Mein Vater erwiederte nach kurzer Pause: „In Gottes Namen, denn Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber es ist Schade für Dich, aus Dir hätte noch einmal was werden können!" —

Landesbibliothek Oldenburg

So bin ich denn Soldat geblieben, und der Entschluß hat mich in den seitdem verflossenen 50 Jahren niemals gereut. Ich bin bemüht gewesen, meinen Stand gründlich kennen zu lernen und habe nach meinen schwachen Kräften in ihm zu wirken gesucht, und ich habe weit mehr Anerkennung gefunden, als ich gehofft und verdient hatte. Diese Erfahrung von der Nachsicht und dem Wohlwollen meiner Vorgesetzten und Kameraden hat mir auch den Muth gegeben, Ihnen diese anspruchslosen Blätter von ganz subjectivem Inhalt vorzulesen, da mir eben Zeit und Stimmung für eine eingehende wissenschaftliche Mittheilung fehlten. Finden sich dieselben künftig einmal wieder ein, was bei dem mehr als Siebzigjährigen freilich zweifelhaft ist, so will ich es wieder gut machen, und Sie gründlicher und besser zu unterhalten suchen.

Landesbibliothek Oldenburg

Georg Heinrich von Berenhorst

und dessen

Betrachtungen über die Kriegskunst.

Leipzig, 1796.

(Vorgelesen in der Officier-Versammlung in Gegenwart des Großherzogs den 31. März 1861.)

Gnädigster Großherzog!
Geehrte Versammlung!

Der Mann, der auf ergangene Aufforderung es heute unternimmt, vor Ihnen das Wort zu ergreifen, ist in einem Alter und in einer Lage, in welchen der Mensch mehr von Erinnerungen lebt, als von Vorsätzen und Plänen, wo er mehr daran denkt, alte Schulden und Versäumnisse gut zu machen, als neue Ansichten und Unternehmungen zu begründen. So gestatten Sie mir denn, heute eine alte Schuld der Dankbarkeit abzutragen, indem ich Sie eingehend an ein Buch erinnere, das vor vielen Jahren einen entscheidenden Einfluß auf meinen Bildungsgang gehabt hat, ja welchem ich einen großen Theil der militairischen Ansichten und Ueberzeugungen verdanke, die mein dienstliches Leben geleitet und die geringen Wirkungen bedingt haben, welche dasselbe etwa gehabt haben könnte.

Ich will von den „Betrachtungen über die Kriegskunst" sprechen, welche im Jahre 1796 bei Fleischer in Leipzig anonym erschienen sind und den damaligen fürstlich Anhalt-Dessauischen Oberhofmeister von Berenhorst zum Verfasser hatten. Die älteren unter den

Landesbibliothek Oldenburg

Herren werden sich des Büchleins und der Rolle, die es in der Militairliteratur gespielt hat, mehr oder weniger erinnern, — den jüngeren ist es aus sehr natürlichen und auf der Hand liegenden Gründen wohl schwerlich bekannt geworden.

Ich darf einen Augenblick bei den Umständen verweilen, unter welchen es vor nunmehr fast vollen 45 Jahren an mich herankam. Es lagen damals drei auf einander folgende Kriegsjahre hinter mir, die ich in zerstreuungsvoller Hast durchlebt hatte und in welche ich als plötzlich improvisirter Soldat ohne die mindeste militairische Vorbereitung hineingerathen war. So fehlte mir denn zu allgemeinen Reflexionen über meinen neuen Stand und dessen Aufgaben einestheils jede Grundlage und anderntheils war ich in meiner untergeordneten Stellung so in Anspruch genommen gewesen von den Mühen und der Noth, die jeder neue Tag brachte, daß ich weder Zeit noch Gelegenheit gehabt hätte, mich um das Allgemeine zu kümmern. Dazu kam, daß ich von vornherein mein Soldatenthum als eine Episode betrachtete, denn ich war fest entschlossen, nach Beendigung des Krieges das Studium der Rechte fortzusetzen, dem ich schon im zweiten Jahre auf der Universität obgelegen hatte. Erst am Schluß des dritten Feldzuges (1815), in dem ich als Officier und Adjutant zu freieren und günstigeren Verhältnissen gelangte, faßte ich den Entschluß, Soldat zu bleiben.

In die stille Garnison zurückgekehrt mit der Aussicht auf eine längere Friedenszeit (an eine mehr als dreißigjährige dachte damals freilich keiner von uns), meldete sich dann sofort das Bedürfniß, das unwillkürlich Versäumte nachzuholen. Ich war sehr bald eifrig bemüht, mir die theoretische Auflösung des wüsten, chaotischen Räthsels zu verschaffen, in welches mich eine zerstreuende und verwirrende Praxis hineingeworfen hatte. Die Mittel, die mir zu Gebote standen, persönliche und literarische, waren höchst unbedeutend. Unsere älteren Officiere von damals waren theils sogenannte bloße Practiker, theils nicht einmal das; die jüngeren fanden sich in demselben Falle wie ich. An militairischen Büchern besaß ich außer meinem preußischen Exercier-Reglement nur Scharnhorst's militairisches Taschenbuch und ein Lehrbuch der gesammten Kriegswissenschaft in 6 Bänden von Venturini. Die beiden ersteren, das Reglement und das Taschenbuch, vortrefflich in ihrer Art, gaben mir zwar erläuternde Auskunft über das, was ich seit drei Jahren täglich gesehen hatte und trieb, über die Abrichtung, Eintheilung und Bewegung kleinerer Truppentheile, über den Dienst der Vorposten, Patrouillen, Commandos, über die Anlage und Vertheidigung

Landesbibliothek Oldenburg

von Feldschanzen u. dergl. m., aber nach ihrer Bestimmung konnten sie sich nicht auf die Fragen und Erörterungen einlassen, welche damals mir zunächst am Herzen lagen. „Warum denn gerade diese und keine anderen Abtheilungen, Formen, Evolutionen?" „Weshalb gerade dies Anzahlverhältniß der Waffen?" „Nach welchen Grundsätzen und Voraussetzungen werden größere Gefechte eingeleitet und angeordnet?" „Warum wechselt man mit Angriff und Vertheidigung?" „Welche Erwägungen bestimmen die Zusammensetzung und Stärke einer Armee für einen gewissen Kriegsschauplatz?" „Was giebt es für Regeln über die Annahme, Leitung und Durchführung einer Schlacht?" „Wie verfährt man bei der Entwerfung eines Operationsplans für den ganzen Krieg?" „Welche Stellung, welchen Zusammenhang, welches Verhältniß hat die Kriegswissenschaft und die Kriegskunst zu den übrigen Zweigen und zu dem Ganzen menschlicher Erkenntniß und menschlichen Thuns?" —

So, oder so ungefähr, lautete ein Theil der Fragen, die ich mir unaufhörlich vorlegte, und zu deren auch nur annähernden Lösung es mir an Material und an Reife des Geistes, mithin an Allem fehlte. Gleichwohl empfand ich tief, daß ich zu einiger Klarheit über sie gelangen müsse, ehe ich in ein richtiges und befriedigendes Verhältniß zu meinem neuen Stand gerathen könne. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Es fiel mir nicht ein, an den Fall zu denken, wo ich Armeen zu commandiren und Kriegspläne zu entwerfen haben würde. Aber einmal hatte ich eine wissenschaftliche Erziehung gehabt und kam von einem Studium her, das damit begonnen hatte, mir über den Zusammenhang, die Stellung und die Natur meiner Wissenschaft und meiner künftigen Lebensaufgabe Klarheit zu geben. Sodann konnte ich mich der Betrachtung nicht verschließen, daß es so gut als unmöglich sei, mit Hingebung und Erfolg als Führer selbst auf einer unteren Stufe wirksam zu werden, ohne den Geist und die Bedeutung des Ganzen richtig erfaßt zu haben, und daß es sich darum handle, mich für die nächst höheren Stufen vorzubereiten, welche das Bedürfniß verstärken mußten, in einem Sinne und in einer Richtung thätig zu sein, die ein tieferes Verständniß des Ganzen doch allein bestimmen konnte.

Mein dickleibiger, jetzt längst vergessener Venturini, herausgekommen im Jahre 1800, war am wenigsten geeignet, mir zu geben, was mir fehlte. Es ist dies ein deutscher Pedant und Kleinkrämer von der allerabschreckendsten Sorte, aus der Blüthezeit des Cordonsystems, welcher in sechs dicken Bänden ein unendliches Material über Waffen, Verpflegung, Exercieren, Postirungen und Gefechte giebt, vermehrt und

Landesbibliothek Oldenburg

verwirrt durch Beispiele und fingirte Operationen, denen zu folgen eine eben so schwierige und langweilige, als völlig nutzlose Arbeit ist. (Er füllt beispielsweise allein 950 enggedruckte Seiten mit einem Postirungssystem für die Vertheidigung Westphalens.) Ich fand mich womöglich noch verwirrter und verworrener nach dieser Ueberladung des Magens mit einem unermeßlichen, kleinlichen Material als zuvor, und sah recht eigentlich vor lauter Bäumen keinen Wald mehr.

Indessen hatte die Fürsorge und Munificenz unsers Herzogs uns jüngeren wißbegierigen Officieren bald darauf eine große Hülfsquelle eröffnet. Höchstderselbe ließ eine nicht unbedeutende Anzahl militairischer und historischer Bücher zum Gebrauch des Officiercorps aufstellen, und legte damit den Grund zu unserer jetzigen recht vollständigen Militair-Bibliothek. — Ich griff sogleich nach Hoyer's „Geschichte der Kriegskunst" (3 Bände, Göttingen, 1797) und nach des Major Müller „Militairischer Encyclopädie" (Göttingen, 1796). Ersteres Werk sollte mich über die Entstehung, über das historische Werden der vorhandenen Formen und thatsächlichen Zustände aufklären, und mir damit den Schlüssel zum geistigen Verständniß derselben überliefern, während die „Encyclopädie" mir den vorhandenen Stoff in gedrängter Uebersichtlichkeit vor Augen zu bringen hatte.

Aber auch hier fand ich nicht, was ich suchte. Der Ingenieurmajor Müller, damals öffentlicher Lehrer der Mathematik und der Militair-Wissenschaften an der Universität Göttingen, giebt in seiner Encyclopädie auf etwa 800 Seiten eine Darstellung 1. der Geschützkunst, 2. der Festungsbaukunst, 3. der Stellungskunst (Tactik), alles möglichst nach mathematischen Grundsätzen, und damit hält er den Umfang des militairischen Wissens für erschöpft. Er erzählt ausführlich, wie man Pulver fabricirt, wie das Geschützwesen zu seiner Zeit eingerichtet war, nach welchen Grundsätzen man früher und damals Festungen baute und bezwang; in wie viel Gliedern und in welchen Ordnungen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern das Fußvolk und die Reiterei aufgestellt und geordnet waren. Man lernt dabei allerlei nützliche Einzelheiten, aber von dem Ganzen der Kriegführung erhält man schon um deßwillen kein Bild, weil alles Strategische unberührt bleibt, mithin die Hauptfragen, um welche es mir zu thun war, auch nicht einmal von fern berührt werden.

Der wackere Hoyer in seinem dreibändigen Werk über die Geschichte der Kriegskunst giebt eine noch reichere Ausbeute an Details über die Bewaffnung, Aufstellung und Bewegungen der Truppen in den ver-

Landesbibliothek Oldenburg

schiedenen Zeiträumen, über die Zusammenbringung und Behandlung der Kriegsvölker seit dem Mittelalter, über die Fortschritte der Geschütz- und Befestigungskunst; aber auch er ist fern von jeder allgemeinen Betrachtung über die Natur, die Bedingungen und die entscheidenden Momente der Kriegführung.

Indessen ließ ich mir eine gelegentliche Bemerkung dieses Schriftstellers unvergessen sein, welche mich frappirt hatte. „Man müsse die Schriften der Meister und ihre Feldzüge studiren, das gebe am sichersten eine Uebersicht über den Umfang und die Grenzen der Kunst." Ich griff zunächst nach Friedrichs des II. „Instruction an seine Generale", natürlich in der älteren Ausgabe, die neuere durch hinzugefügte Bemerkungen „einiger deutscher Officiere" ungemein instructive und lichtvolle erschien erst 1819. So wie er mir damals vorlag, enthielt dieser Unterricht des großen Königs, der aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Krieg datirt, in einer sehr unvollkommenen Sprache neben vereinzelten und überraschenden Aussprüchen des Genies, eine Menge von Lehren und Bemerkungen, die mir kaum verständlich waren, da sie sich nur auf die damalige Kriegführung bezogen, und noch andere Vorschriften (über das Feldcommissariat, über trockene und grüne Fourage, von den Marketendern, über die Mittel zur Verhinderung der Desertion ꝛc.), von denen ich nicht begriff, wie dergleichen an die damaligen Generale gerichtet werden konnte. Auch mit der „histoire de mon temps" erging es mir kaum besser. Ich sammelte aus diesem hochinteressanten Buch, wie aus dem großen Tempelhof'schen Werk über den siebenjährigen Krieg, das ich gewissenhaft durchstudirte, zwar eine große Masse historisch-militairischen Stoffs, aber ohne denselben geistig durchdringen und einrangiren zu können. So vieles davon wollte in keiner Weise passen zu demjenigen, was ich gesehen und erfahren hatte, und den Rest verstand ich nicht unter allgemeine Gesichtspuncte zu ordnen. Noch mehr galt das natürlich von den Campagnen des Marschalls von Luxemburg, auf welche ich dann gerieth, oder gar von Cäsars Commentarien, wiewohl mir diese letzteren denn doch unendlich verständlicher und interessanter erschienen, als vormals auf dem Gymnasium, wo ich sie in der Ursprache hatte lesen müssen, und der sehr wenig militairisch gebildete Conrector sie erklärte.

Es könnte auffallen, daß ich nach Obigem nur mit Werken aus der älteren Militairliteratur und über ältere Kriegsgeschichte, bis etwa gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, beschäftigt war. Aber einestheils

Landesbibliothek Oldenburg

bot mir der Vorrath an Büchern, der mir zu Gebote stand, nichts anderes, und anderntheils waren damals (1816 und 1817) auch noch keine eingehende und umfassende Bearbeitungen der eben beendigten großen Kriege erschienen. Selbst der geniale aber querköpfige Heinrich von Bülow mit seinem einseitig systematisirenden „Geist des neuern Kriegssystems" und mit seiner famosen Kritik des Krieges von 1805 kam durch Zufall erst später an mich heran, wo er denn nicht verfehlte, eine lange lehr- und folgenreiche Krisis meiner militairischen Ansichten und Ueberzeugungen einzuleiten. Aber zu der Zeit, von der ich spreche, war es ein anderes Licht, das klärend und reinigend in meine autodidactischen Mühsale und Irrfahrten fiel.

Ein Journal-Artikel, ich meine in der Archenholz'schen Minerva, der mir in die Hand fiel, hatte gelegentlich der „Betrachtungen über die Kriegskunst" (erschienen in Leipzig 1796) als eines geistreichen, höchst lesenswerthen Buches erwähnt. Bald darauf war dasselbe in meinen Händen, und ich verschlang es zweimal nach einander im Laufe einer Woche. Hier fand ich endlich wenigstens einen Ansatz zu dem, was ich so lange vermißte und gesucht hatte, und zwar einen sehr interessanten und fesselnden. Der Verfasser, offenbar ein gereifter, hochgebildeter und vielerfahrener Mann, sucht sich und Andere darüber klar zu machen, was denn eigentlich das Bleibende und Entscheidende in der Kriegskunst sei. Er kommt dabei zwar im Großen und Ganzen auf ein negatives Resultat, daß es nämlich keine Regeln, keine Recepte, keine Systeme des Verfahrens gebe, die zum Siege führten. Er kritisirt und tadelt besonders die Unzulänglichkeit und falsche Künstlichkeit der Kriegsmanier seiner Zeit, der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, deren Anwendung er selbst practisch und mitwirkend kennen gelernt. Er zeigt an vielen gut gewählten und scharf gezeichneten Beispielen, wie damals und früher, also zu allen Zeiten, der Zufall und das Glück die feinsten Berechnungen zu Schanden gemacht, und daß öfter und sicherer, als irgend eine künstliche Form, die klare Entschiedenheit des Feldherrn, also dessen Character, und die Kampfeslust der Truppen den Sieg entschieden haben. Somit setzt er die moralischen Potenzen als die zuletzt und im Ganzen entscheidenden in ihr Recht ein, während derselben in den übrigen Schriften der damaligen Militair-Literatur nur gelegentlich und nebenbei gedacht wird. Damit zusammenhängend dringt er auf eine bessere Behandlung und Belehrung des gemeinen Mannes, auf die Erweckung eines ächt kriegerischen Geistes in allen Chargen, auf andere Formen der Disciplin und besonders auf eine andere Art

Landesbibliothek Oldenburg

der Recrutirung und Zusammenbringung der Mannschaft. Er geht bei diesen Erörterungen überall von dem damals in Deutschland Bestehenden aus (das Buch ist 1795 geschrieben) und nimmt noch keine oder wenig Rücksicht auf die in dem noch nicht beendigten Revolutionskrieg von den Franzosen eingeführten Neuerungen.

Trotz dieses in Bezug auf mein Bedürfniß entschiedenen Mangels mußte ich mit Interesse seiner Kritik der Saldern'schen Tactik, seinen Zweifeln an der Unfehlbarkeit, ja an der Anwendbarkeit der zu unvergleichlicher Accuratesse und Fertigkeit gesteigerten preußischen Friedensmanöver, folgen. Ohne ein correcter Stylistiker zu sein — sein Styl ist im Gegentheil nicht ohne Nachlässigkeiten und Uebereiltheiten —, schildert und urtheilt der Verfasser mit einer Lebendigkeit, Unbefangenheit und Frische, welche stets des Lesers Aufmerksamkeit und Interesse festhalten. Es ist dabei in seiner Art, die Dinge zu behandeln, ein Anflug von überlegenem Humor, der ein treffendes und bezeichnendes Wort und Bild nicht scheut, selbst wenn dasselbe vor dem Richterstuhle des sogenannten guten Geschmacks und der zierlichen Correctheit nicht eben würde bestehen können. Man empfindet, daß hier kein gelehrter Pedant und Stylist, sondern ein Weltmann und Soldat sich mittheilt, dem es viel weniger auf das Wie? als auf das Was? ankommt.

Von oft bewunderungswerther Prägnanz und Anschaulichkeit sind besonders seine historischen Beispiele, seine Characteristik von Begebenheiten und Personen. Er beginnt mit einer kurzen Schilderung der Tactik der Griechen und Römer, kommt dann auf das Feuergewehr und auf den Beginn der neueren Kunst durch Moritz von Oranien und Gustav Adolf von Schweden, von dem er nachweiset und rühmt, daß er vor Allem auf muthiges Anrücken der von ihm errichteten „Brigaden" gehalten und sich von dem Grundsatz durchdrungen gezeigt habe: „aus der Bewegung entstehet Kraft". Folgen die Franzosen zur Zeit Ludwig XIV. und zunächst Turenne, der zwar kein Erfinder war, aber zuerst die Kunst übte, „den bevorstehenden Feldzug als ein Ganzes zu überschauen," dabei tactisch „dem Gegner stets nahe auf dem Leibe zu bleiben und ihm die Blöße abzulauern". Es wird gezeigt, wie solche Ansichten sich weiter entwickelten, welchen Einfluß sie auf Stellung und Bewaffnung geübt, wie Villars und der Marschall von Luxemburg, Montecuculi und Eugen von Savoyen ihnen Anwendung gegeben; Carl XII. und sein militairischer Character werden eingehend gewürdigt, dann die Hauptschriftsteller jener Epoche, Puységur und Folard, näher

Landesbibliothek Oldenburg

besprochen und characterisirt, und daneben die Unterscheidung von Tactik und Strategie versucht und begründet.

Der Verfasser kommt dann auf die Erschaffung einer ganz eigenthümlichen preußischen Armee durch Friedrich Wilhelm I. und auf Leopold von Dessau, wie auf Friedrich II. erstes Auftreten und die Kriege in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Er weiset nach, wie des großen Königs militairisches Genie sich erst allmälig durch Erfahrungen und Fehler entwickelte, wie derselbe die 10 Friedensjahre zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Krieg für seine eigne und für die Ausbildung seiner Armee benutzte, wie er der Erfinder und Gründer einer eigenthümlichen Manövrirkunst und einer richtigen Cavallerie-Tactik wurde, und dabei die großen und ewigen Grundsätze der Kriegführung aller Zeiten und Völker: „Ueberraschung des Feindes," „Ansichreißen der Initiative," „Pariren jedes unerwarteten Stoßes durch raschen Gegenstoß" u. s. w., als unwandelbare Richtschnur für sich und für seine Truppen erkannte und empfahl. Deß ungeachtet steht unser Verfasser nicht an, in einem folgenden Capitel den Marschall von Sachsen als militairischen Erfinder über Friedrich II. zu stellen, nachdem er dessen Thätigkeit und Einflüsse in der damaligen französischen Armee, dessen siegreiche Feldzüge in Flandern und besonders dessen mémoires sur l'art de la guerre analysirt hat. In diesem Urtheil ist denn freilich ein eigenthümliches Verhältniß des Verfassers zu dem König zu erkennen, auf das ich später zurückkomme.

Der nun folgende Abschnitt ist ganz dem siebenjährigen Krieg gewidmet. Hier ist der Verfasser erst recht auf seinem Terrain, da er über Personen und Sachen aus Autopsie spricht. Er hat den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht und zwar in überaus günstiger Stellung. Eine große Menge neuer Aufschlüsse über Hergänge und Motive überrascht den aufmerksamen Leser; der bekannte Archenholz, da er diesen Abschnitt las, rief aus: „er müsse seine Geschichte des siebenjährigen Krieges umschreiben". Im Ganzen kommt der Verfasser auch hier zu dem Resultat, daß Zufall und Character der Handelnden öfter entschieden haben, als planvolle Kunst. Aber das hindert ihn nicht, die Beharrlichkeit und Geistesgröße und sehr oft auch die geschickte Disposition des großes Königs rühmend zu bewundern, wenn er es auch nicht lassen kann, daneben auf dessen Characterschwächen hinzuweisen und der Vergötterung entgegenzutreten, welche namentlich zu jener Zeit, zehn

Landesbibliothek Oldenburg

Jahre nach Friedrichs Tode, unter der schwankenden und nicht glücklichen Regierung von dessen Nachfolger im Schwange war.

Es wird hier der Ort sein, einiges Nähere über die Lebensverhältnisse des Verfassers und über dessen persönliche Beziehung zu Friedrich II. beizubringen.

Er hatte dem großen König zu nahe gestanden, als daß er unbedingt in die Apotheose hätte einstimmen können, welche demselben eine dankbare Nachwelt zuerkannte. Diese sah nur — und mit Recht — auf das Ganze der imposanten historischen Erscheinung, auf die höchst seltene Vereinigung von Geist und Willen, welche solche Arbeiten und Erfolge für den Staat und für die Nation hatte verrichten und erringen können. Aber auch der größte Mensch ist ein Mensch und hat neben den starken seine schwachen Seiten, welche häufig nur um so schwerer, je größer er sonst ist, von denen empfunden werden, die seine Umgangs- und Lebensgenossen sind. Das alte Wort, daß es keinen großen Mann vor seinem Kammerdiener giebt, ist nicht nur deshalb wahr, weil die Kammerdiener in der Regel nicht im Stande sind, die großen Männer zu begreifen; sondern mehr noch aus dem andern Grunde, weil auch der große Mann sich seinem Kammerdiener gegenüber sans gêne und im tiefen Negligé zu zeigen pflegt. Eine der Schwächen des großen Königs war, daß er wenig Menschenachtung hatte, was aus seiner Geschichte und Erziehung erklärlich und entschuldbar sein mag, aber diese Schwäche traf diejenigen oft hart, welche zu seiner nächsten Umgebung gehörten. Das eben war der Fall des Verfassers „der Betrachtungen über die Kriegskunst". Doch ich erzähle besser, als daß ich reflectire.

Als das Buch, von dem hier die Rede ist, 1796 erschien, machte es sofort bedeutendes Aufsehen. Nicht nur die Militairs von einigem literarischen Anstrich, sondern auch viele Historiker und sonstige Gelehrte fanden sich angezogen von dem Geist, der darin wehete, und lasen die neuen Ansichten und Aufschlüsse, die es brachte, wenn nicht immer mit Befriedigung, doch immer mit lebhaftem Interesse. Der bekannte Bibliothekar Biester in Berlin z. B. schreibt: „Die Betrachtungen über die Kriegskunst sind ein vortreffliches Werk, und haben mir einen Eindruck gemacht, wie wenige neuere Schriften. Die großen Züge, womit Völker und Begebenheiten in lebendige Gemälde gebracht werden, die treffende Art, womit einzelne Charactere dargestellt sind, zeugen für den sichern Blick und den hohen Geist des Verfassers, noch mehr zeugt dafür, daß ein Mann von Metier über die Mängel seiner Kunst und deren ganzen

Landesbibliothek Oldenburg

Zweck so unverholen spricht u. s. w." — Der alte General Tempelhof, der damals mit Recht für eine militairische Autorität ersten Ranges galt, sagt: „Ich besinne mich nicht, ein militairisches Werk gelesen zu haben, dessen Verfasser das ganze Militairwesen, auf dem Exercierplatze sowohl als im Felde, besonders das Verhalten aller Theile desselben bei den mörderischen Scenen der großen Schlachten, so genau gekannt und so treffend geschildert hätte, als er. Ueberall zeigt er sich als unbefangener, tief eindringender Kopf, der sein Fach vollkommen in der Gewalt hat u. s. w." — In allen Literaturzeitungen und Journalen jener Zeit erschienen anerkennende Anzeigen, aber auch an Angriffen und tadelnden Bemerkungen fehlte es daneben natürlich nicht. Die Göttinger gelehrten Anzeigen sprachen ein Urtheil aus, das den meisten Militairs jener Zeit aus der Seele gesprochen war, und welches sich in den Worten resumirt: „Ohne Zweifel gehört dies Werk unter die geistreichsten, welche seit einiger Zeit über den Krieg erschienen sind; es ist um so mehr zu bedauern, daß in demselben in Allem, was Friedrich II., die stehenden Armeen und die Beurtheilung des Werthes der Kriegskunst betrifft, ein fast unerklärliches Vorurtheil durchblickt." — Der bekannte Major von Massenbach schrieb eine ziemlich verunglückte Widerlegung, und in einem Journal wurde der Verfasser beschuldigt, daß er die Geschichte verfälsche und sich an den Manen des großen Königs versündige.

Aber darin war Alles einig, daß das Buch ein sehr bedeutendes, der Verfasser ein geistvoller und tief eingeweihter Mann sei. Wer in aller Welt konnte so etwas geschrieben haben? — Es mußte offenbar ein Mann sein, der den siebenjährigen Krieg in bedeutender Stellung mitgemacht, aber solcher Veteranen gab es schon damals wenige mehr, und unter ihnen kaum Einen, dem man die Fähigkeit zuschreiben durfte, ein solches Buch zu schreiben. Zuletzt blieb Alles bei dem General und ehemaligen Minister Grafen Schlieffen stehen, der damals in Cassel in halber Ungnade und zurückgezogen von den Geschäften lebte.

Ein Zufall brachte den Namen des wahren Verfassers an's Licht. Als einige Jahre später der dritte Band sich in der Druckerei befand, wurde das Manuscript von einem Manne gesehen, der die Handschrift des Verfassers kannte. Sofort erschien in den Zeitungen die Notiz: „Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst ist der Oberhofmeister von Berenhorst zu Dessau."

Georg Heinrich von Berenhorst, geboren im Jahre 1733, war ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau,

Landesbibliothek Oldenburg

der als der „alte Dessauer“ noch immer im Munde des Volkes lebt. Seine Mutter war die hübsche Tochter des Dorfschulzen zu Elrich, einem Dorfe in der Nähe des Wörlitzer Wildparks. Der schon bejahrte Fürst erkannte das Kind als das seinige an, gab ihm den obigen Namen und ließ es auf seine Kosten erziehen. Worin diese Erziehung bestand, ist nicht zu ersehen; daß sie keine wissenschaftliche war, ist mehr als gewiß, denn der alte Fürst war bekanntlich ein geschworner Feind aller Beschäftigung mit Büchern. Berenhorst selbst sagt in einer späteren Aufzeichnung, er sei höchst unwissend 1748, also in seinem 16. Jahre, als Junker in das preußische Regiment des Fürsten Leopold von Dessau, das zu Halle garnisonirte, eingetreten. Auch wie er die nun folgenden acht Friedensjahre (von 1748 bis 1756) als Junker, Fähnrich und Lieutenant hingebracht und zu seiner Ausbildung benutzt hat, erfahren wir nirgends. Wahrscheinlich ist wohl, daß dem lebhaften und begabten jungen Officier in der Universitätsstadt, in welcher gerade damals ein lebendiger geistiger Verkehr herrschte, doch manche äußere und innere Anregungen geworden sind. — Dann kam der Krieg. In seinem Regiment und als Lieutenant machte Berenhorst die Schlachten bei Lowositz, Prag und Collin mit. Aus der Schlacht von Prag ist ein Zug von ihm zu berichten, der characteristisch ist und den er oft zu erzählen pflegte. Ein tiefes Gefühl für menschliche Würde war ihm angeboren und erklärt Vieles in seinen Ansichten und seiner Geistesrichtung. So ertrug er nur mit innerer Empörung die unermeßliche Grobheit der damaligen preußischen Stabsofficiere. Sein Oberst, von Manstein, leistete darin Bedeutendes und rief unter Anderem kurz vor Beginn der Schlacht von Prag vor der Front aus: „Die Herren Officiere sind so dumm wie die Ochsen.“ — Da sprang der empörte Lieutenant Berenhorst aus dem Gliede, ausrufend: „Meine Herren, wollen wir denn so etwas leiden?“ — Glücklicherweise hörte und sah es der davon sprengende Oberst nicht mehr, und die Kameraden beschwichtigten den Zornerfüllten: „Man wolle die Sache nach dem Treffen zur Sprache bringen.“ — Aber der nicht nur sehr grobe, sondern auch sehr tapfere Oberst wurde kurz darauf, da er das Regiment auf eine feindliche Batterie führte, durch eine Kanonenkugel vom Pferde gerissen.

Ende 1757 wurde der Lieutenant von Berenhorst als Hauptmann in den Stab des Prinzen Heinrich von Preußen versetzt, sei es, daß er diesem persönlich bekannt geworden war und ihm gefallen hatte, sei es auf die Empfehlung eines der Anhalt'schen Prinzen, deren damals

Landesbibliothek Oldenburg

mehrere in der preußischen Armee dienten. Die nun folgenden zwei Jahre, in welchen er dem geistvollen, humanen und hochgebildeten Prinzen in höchst bewegter Zeit nicht von der Seite wich, bezeichnet er selbst als seine eigentliche Erweckung und Lehrzeit. Der Prinz ermahnte ihn sogleich, sich des Französischen zu befleißigen und (wie characteristisch!) „nicht ewig eine bête allemande zu bleiben". Die Liebenswürdigkeit und Humanität seines Gebieters, dessen gesellschaftliche Gewandtheit und feine Unterhaltung übten einen unwiderstehlichen Zauber auf den ehrgeizigen und leicht auffassenden Neuling; durch gespannte Aufmerksamkeit, durch Selbststudium und Lectüre besonders in den Winterquartieren brachte er es in zwei Kriegsjahren dahin, daß er bei der Mittagstafel des Prinzen an der (stets französischen) Conversation sich betheiligen, ja durch Einfälle und Bemerkungen gefallen und überraschen konnte. Wie zufrieden der Prinz mit seiner Haltung und seinen Diensten war, beweiset sich am besten dadurch, daß er ihn dringend dem Könige empfahl, welcher im Jahre 1759 den 27jährigen Hauptmann von Berenhorst in seine nächste Nähe zog, indem er ihn zum königlichen Flügeladjutanten oder, wie es damals hieß, zum Brigademajor im königlichen Hauptquartier ernannte. Nun befand er sich im Mittelpuncte der historisch-militairischen Krisis. In der Umgebung des großen Königs und mit dessen Aufträgen betraut machte er die Schlachten von Kunersdorf, Liegnitz und Torgau mit, nahm an allen geschäftlichen und gesellschaftlichen Bewegungen des königlichen Hauptquartiers Theil, und nährte und übte unausgesetzt seinen von Natur scharfen Blick auf Dinge und Personen. Der König war bekanntlich gerade in den Jahren 1759 und 1760 mit Unglücksfällen, Sorgen und Arbeiten überhäuft, und wenn auch sein großer Geist nicht erlag unter der unermeßlichen Last, so machte ihn doch das unausgesetzte Ankämpfen gegen dieselbe einsilbig, schroff, ja hart im täglichen Verkehr und gegen seine nächste Umgebung. Ohne Zweifel hatte auch der von edlem Selbstgefühl erfüllte und durch den Prinzen Heinrich an humane Anschauung und Behandlung gewöhnte junge Hauptmann von Berenhorst häufig darunter zu leiden, und das erklärt dessen gelegentliche Bitterkeit, niemals gegen den König und Herrscher, wohl aber gegen den Menschen Friedrich. Ein Vorfall in der Schlacht von Torgau (Novbr. 1760) steigerte dies Verhältniß bis zum Unerträglichen.

Der König, der nothwendig eines Sieges bedurfte, hatte bekanntlich beschlossen, den vor Torgau in sehr guter Stellung mit überlegenen Kräften stehenden Feldmarschall Daun anzugreifen. Er befahl zu dem

Landesbibliothek Oldenburg

Ende dem General Ziethen, mit einem Drittheil der Armee auf des Feindes Front loszugehen und dieselbe zu beschäftigen, während er selbst (der König) mit der Hauptarmee durch einen schützenden Wald des Feindes rechten Flügel tournirte und angriff. Aber Ziethen fand das österreichische Corps des General Lasci auf seinem Wege, welches ihm längeren Widerstand leistete. Der Geschützdonner dieses Gefechtes verleitete den König, den Angriff auf des Feindes Flügel und Rücken zu früh, und ehe Alles heran war, zu beginnen. Das tapfere Anrücken der Preußen wurde durch eine mörderische Kanonade abgewiesen, und ebenso erging es einer zweiten und dritten Linie von preußischen Bataillonen, die der König persönlich leitete und in's Feuer führte. Beim letzten Angriff traf ihn eine feindliche Musketen-Kugel gerade auf die Brust. Nur ein junger Graf von Anhalt, der einen verstümmelten Arm in der Binde trug, und der Hauptmann von Berenhorst befanden sich augenblicklich in seiner Nähe; die übrigen Officiere vom Stabe des Königs waren blessirt oder verschickt. Da Berenhorst den König plötzlich auf dem Pferde vorüber sinken sah und den Angstruf des Grafen Anhalt hörte, den sein Arm verhinderte, selbst zuzugreifen, fing er den König in seinen Armen auf, im Moment, wo derselbe vom Pferde stürzen wollte. Die Reitknechte und Ordonnanzen sprangen ab, faßten sein und des Königs Pferd an den Zügeln und führten dieselben nach rückwärts. Man war im heftigsten Feuer, die Infanterie rechts und links wich in Unordnung zurück, mehrere der Knechte und Ordonnanzen, selbst des Königs Pferd wurden verwundet. Fest hielt Berenhorst den erblaßten und in Ohnmacht gesunkenen König in seinen Armen, erreicht so eine schützende Waldecke und war nun, während die Andern einen Arzt suchten, eifrig bemüht, dem König die Halsbinde und die Kleider aufzureißen, um die Wunde zu finden und das Blut zu stillen. Da der König in Pelz, Ueberrock, Leibrock und Weste fest eingehüllt war (an einem kalten Novembertage), so war das keine leichte Arbeit, die in der Hast und Angst des Augenblicks nicht eben sanft und behutsam verrichtet werden mochte. Es fand sich, daß die wohl matte Kugel, durch die vielen Kleidungsschichten aufgehalten, nur eine heftige Quetschung auf dem Brustkasten und dadurch eine Ohnmacht bewirkt hatte; sie wurde nachher im Hemde des Königs gefunden. Dieser erwachte von der auf Hals und Brust strömenden Luft unter Berenhorst's Händen, und entriß sich denselben sogleich mit einer raschen Bewegung, indem er ihm mit zornigem Blicke zurief: „menagez Vous, Monsieur!“ Er mußte dann sofort wieder auf ein Pferd gehoben werden, denn

Landesbibliothek Oldenburg

feindliche Reiterei hatte sich auf die zurückgehende preußische Infanterie gestürzt und diese zum Fliehen nach dem Walde gebracht. In einem nicht fernen Dorf begab sich der König zur Ruhe; die Dunkelheit war eingebrochen, und das einzige Wort, mit welchem er seine beiden todtmüden Begleiter entließ, war der scharf und kurz ausgesprochene Befehl: „sie möchten beide die Nacht auf dem Pferde bleiben und die zerstreuten Fuyards im Walde zu sammeln und zu ordnen suchen". — Aus dem Bauerhaus getreten, rief der Graf Anhalt empört aus: „der Fuyard soll verdammt sein, den ich diese Nacht anhalte," und legte sich schlafen in einer nahen Scheune. Er ging nachher in russische Dienste. Der gewissenhaftere Berenhorst blieb zu Pferde und ritt in den Wald, sich dort in der Dunkelheit des Abends vergeblich bemühend einen Haufen zu sammeln. Da plötzlich erscholl wieder Geschütz- und Gewehrfeuer in der Gegend, wo die feindliche Armee stand. Es war der alte Ziethen (Ziethen aus dem Busche), der erst jetzt seine Bestimmung hatte erreichen können. Da Berenhorst zum König eilte, um ihm das Unerwartete zu melden, begegnete ihm dieser schon zu Pferde am Ausgange des Waldes. Was von den Truppen des Königs noch einigermaßen geordnet war, wurde sogleich wieder auf die feindliche Position geführt, in deren theilweisem Besitz man schon den General Ziethen fand. Daun zog eilig durch Torgau und über die Elbe ab. So groß war die Verwirrung, daß der König, als er von seinen Adjutanten und einer Escorte von 30 Dragonern begleitet sich zurück nach dem Dorfe Neiden begeben wollte, von einer versprengten österreichischen Escadron fast gefangen wäre.

Von da an behandelte der König den Hauptmann von Berenhorst, dem er es nicht verzeihen zu können schien, daß er ihm die Kleider zerrissen und mit dreister Hand den königlichen Leib betastet hatte, mit entschiedener Geringschätzung, ja Härte, so daß dieser es nur noch kurze Zeit ertrug. Er nahm ein Augenübel, an dem er litt, zum Vorwand, sich Urlaub nach Dessau zu erbitten, der ihm gewährt wurde, und schrieb von dort aus im Jahre 1762, da der Friede nahe war, um seinen Abschied, den er ohne Weiteres erhielt.

Der junge Fürst von Dessau nahm den 30jährigen, vielerfahrenen, geistvollen und liebenswürdigen Mann gern an seinen Hof. Berenhorst begleitete den Fürsten und dessen jüngeren Bruder auf einer fast dreijährigen Reise (1765 bis 1768) durch Italien, Frankreich und England, über welche er ein ausführliches französisch geschriebenes Tagebuch führte, welches nach seinem Tode übersetzt und herausgegeben ist, da es

Landesbibliothek Oldenburg

eine Menge Aufschlüsse und Bemerkungen über damalige Personen und Verhältnisse in den drei ersten Culturländern von Europa enthält.

Er war nun der nächste Freund und Rathgeber des Fürsten von Dessau, übernahm später die Oberleitung der ganzen Hofverwaltung als Hofmarschall und Oberstallmeister, leitete die Anlagen und Bauten des Fürsten, zuletzt auch die Erziehung des Erbprinzen als Oberhofmeister. Dies letztere Verhältniß brachte ihn in Verbindung mit vielen bedeutenden Gelehrten, Philologen und Erziehern jener Zeit (von 1785 bis 1790). Er suchte dem jungen Prinzen ausgezeichnete Lehrer zu verschaffen, und correspondirte deshalb nach nah und fern. Der berühmte Philologe Buttmann, der Candidat Hugo (später ausgezeichneter Professor in Göttingen), Rehberg, Crome, Busse gehörten zu diesen Lehrern; Basedow, Campe, Salzmann zu den Correspondenten und Besuchern. Der Umgang mit diesen Männern befestigte den Oberhofmeister in dem damals herrschenden Philanthropismus, zu welchem seine Natur von jeher geneigt hatte und welcher in seinem berühmten Buche vielfach wiederklingt. Aber auch seinem früheren Stande, wie allen historisch und literarisch bedeutenden Erscheinungen der Zeit, bewahrte er bis in's Greisenalter hinein das lebendigste Interesse. Ein seiner nachgelassenen Briefe spricht lebhaft aus, wie ihn das Auftreten Goethe's, namentlich dessen Götz von Berlichingen, ergriff und hinriß. Er machte Reisen nach Berlin, nach Stettin, nach Dresden zum Besuche alter Freunde und zum Beiwohnen militairischer Uebungen. Er führte einen unausgesetzten Briefwechsel mit ausgezeichneten, namentlich preußischen Officieren, zu denen später auch Valentini, Rühle, von Lilienstern u. A. gehörten.

Diese flüchtigen Notizen — die ich theils einem 1844 über Berenhorst erschienenen Buche, theils einer Begegnung mit dem einzigen zu Dessau lebenden Sohne desselben verdanke — haben Ihnen wohl das Bild eines durch seinen Lebenslauf und seinen Geist recht bedeutenden Mannes gegeben. Bis zu seinem höheren Alter war indessen dieser ausgezeichnete Mann nur in dem verhältnißmäßig kleinen Kreise derer bekannt, die das Glück hatten, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen. Da plötzlich fiel es dem 63jährigen ein, noch ein Buch zu schreiben und drucken zu lassen, welches das Interesse und die Augen des ganzen deutschen literarischen Publikums ihm zuwandte.

Die nächste Veranlassung der „Betrachtungen über die Kriegskunst" war wohl der Verlauf und Ausgang der ersten Feldzüge (1792, 1793, 1794) gegen die Neufranken. Die geschultesten und geübtesten Heere

Landesbibliothek Oldenburg

von Europa, im Vollbesitz der von Friedrich II. gegründeten unübertrefflichen kriegerischen Kunst, angeführt von den noch lebenden Schülern und Siegesgenossen des großen Königs, hatten nichts vermocht gegen die improvisirten, aus Conscribirten und Nationalgarden zusammengesetzten, von ehemaligen Subalternen, ja von Kaufmannsdienern, Advocaten und Köchen geführten unregelmäßigen Schlachthaufen der französischen Republik. Die verbündeten österreichischen und preußischen Heere, verstärkt durch englische, niederländische, hannoversche, hessische und andere Truppen, waren zurückgedrängt worden über den Rhein, und ganz Belgien, alle Reichsländer jenseits des Rheins waren und blieben im Besitz der revolutionairen Regierung und ihrer eilig zusammengerafften, mangelhaft bewaffneten, disciplinirten und wenig exercirten militairischen Macht! — Man begriff das nicht; — man erschöpfte sich in erklärenden Hypothesen, man sprach von Bestechungen, von Verrätherei, von Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den Verbündeten. Oder es wurden einzelne Mißgriffe und falsche Maßregeln hervorgehoben, die Alles verschuldet haben sollten. War man doch in manchen Gefechten und Schlachten siegreich gewesen. Aber der Herzog von Braunschweig bei Valmy, oder der Herzog von York in den Niederlanden, oder Wurmser's Zaudern im Elsaß, oder irgend ein anderer sich nicht bewährender General — hatte Alles vergeblich gemacht, verschuldet und verdorben.

Dem genialen und scharfblickenden Oberhofmeister in Dessau, der den Begebenheiten mit lebhafter, inniger Betheiligung gefolgt war, genügten dergleichen auf das Einzelne gerichtete Gründe nicht zur Erklärung des wunderbaren Phänomens, das am politisch-militairischen Horizont aufgestiegen war und sich bald zu noch weit unermeßlicheren Dimensionen entwickeln sollte. Er sah den wahren Grund der deutschen Mißerfolge und Niederlagen einem naturalistischen, heftig erregten und todesmuthigen Gegner gegenüber besonders in zwei Gebrechen:

1. in dem pedantisch festgehaltenen Glauben an die Vortrefflichkeit und unbedingte Wirksamkeit gewisser tactischer Formen, welche das Erzeugniß der Kriegführung des 17. und 18. Jahrhunderts und allerdings entscheidend waren, einem Gegner gegenüber, der auch an sie glaubte, aber sie mit geringerer Gewandtheit und Fertigkeit handhabte;

2. in dem aus dieser Pedanterie und aus dem fehlerhaften Recrutirungssystem folgenden Mangel an Pflege der moralischen

Landesbibliothek Oldenburg

Elemente, die im Kriege von jeher zwar nicht die einzig-, aber doch die hauptsächlich-entscheidenden gewesen sind.

Diese an sich einfachen und uns Epigonen vollkommen deutlichen, damals aber einer vorurtheilsvollen Welt gegenüber schwer zu begründenden Wahrheiten beschloß der treffliche Mann in der objectivsten, unbefangensten und doch gründlichsten Form dem Publikum vorzulegen, „um" -- wie er selbst sagt — „noch in seinen alten Tagen sich nützlich zu machen und womöglich von der leichtsinnigen Kriegslust abzumahnen, welche durch das Mittel einer wohlgedrillten Armee und gewisser Recepte für Schlachten und Gefechte den Sieg fesseln zu können glaubt." Er schrieb 1795 und 1796 in 15 Monaten das Buch, von dem hier die Rede ist, in welchem er es sich zur Aufgabe macht, an Beispielen aus allen Zeiten und Völkern darzuthun, daß es kein System, keine feste und bleibende Form für eine richtige und wirksame Kriegführung gebe, daß Vieles von den Umständen und Verhältnissen, Manches selbst vom Zufall, noch mehr von dem Geist und Character des Führers und der Tapferkeit der Truppen abhange, daß aber der jeweilig eingeführte Methodismus etwas wandelbares und einseitiges sei, welches zum Verderben führe, wenn die ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet werde, und man mit ängstlicher Pedanterie in ihm und nur in ihm das Heil sehe.

Man muß es natürlich und in der Ordnung finden, daß Herr von Berenhorst die Sachen nicht weiter bringt, als zu dieser Negation. Die Begründung derselben ist eben sein Verdienst, und der Weg, auf dem er zu ihr gelangt, das Lehrreiche und Interessante in seinem Werk. Späterhin haben dann Menschen und Begebenheiten, es hat die Theorie und die Praxis dafür gesorgt, daß aus der Negation des Veralteten sich ein positives Neue entwickelt hat. Wir sind durch bedeutende militairische Autoren, durch Rühle, Schütz, Brandt, Clausewitz u. s. w. zu tieferen und erfüllteren Begriffen über die Natur des Krieges, über die Bedingungen und die Möglichkeit einer Theorie desselben, über den Werth und die Grenzen des nothwendigen Methodismus gelangt. Die Erfahrungen der Kriege seit Anfang dieses Jahrhunderts haben zu freieren, beweglicheren Formen, zu einer vervollkommneten Ergänzung, Ausrüstung, Erziehung und Behandlung der bewaffneten Macht geführt. Aber das tiefer liegende Resultat des Buches, von dem hier die Rede ist, bleibt deshalb nicht minder wahr und in seinem Recht, „daß es nämlich keine Form giebt, welche die absolut gute

Landesbibliothek Oldenburg

ist; — daß die Formen mit freiem Geiste gehandhabt und gewechselt werden müssen; — daß in der Form, wiewohl sie unentbehrlich und ein mächtiges Hülfsmittel ist, doch nicht das Entscheidende und Bestimmende liegt, sondern in dem Geist, der sie richtig wählt und sich ihrer nachdrucksvoll bedient".

Weniger noch dies End-Ergebniß in seiner abstracten Allgemeinheit, als die concrete, ich möchte sagen practische Entwickelung desselben auf historischem Wege, durch lebendige Veranschaulichung und fruchtbare Betrachtung, ist es, was diesem Buche den Werth giebt und mir dasselbe in meinem damaligen verworrenen Zustande zu einem Entwickelungs-Moment machte.

(In dem Vortrage vom 31. März 1861 folgte hier die Vorlesung verschiedener Proben, wie Herr von Berenhorst zu schildern, zu erzählen und zu characterisiren versteht, und schloß dann der Vortragende wie folgt:)

Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange und so geschwätzig von einem alten Buch und einem alten Soldaten unterhalten, die beide lange verschollen sind. Wir sind jetzt in vieler Beziehung über sie hinaus, und es konnte nicht meine Absicht sein, den Mann und sein Werk noch jetzt als nothwendige Gegenstände des Studiums zu empfehlen. Aber es bleibt, wie ich glaube, immer interessant und lehrreich, den oft vergessenen Anregungen und Impulsen nachzuspüren, welche ihren Theil zur Gestaltung der gegenwärtigen Theorie und Praxis beigetragen haben. Jedes redliche Bemühen, jedes gute Wort oder Buch, jeder tüchtige Mensch trägt sein leicht übersehenes oder doch bald vergessenes Scherflein „zum Bau der Zeiten" bei. — Für den, der Muße hat, ist es ein angenehmes und lohnendes Geschäft, solchen Spuren nachzugehen, solche Andenken zu erneuern; zumal wenn er damit zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, wie ich in dem vorliegenden Fall. Der treffliche Mann, von dem ich Sie unterhielt, ist mir in geistig bedürftiger und isolirter Jugend ein Licht und eine Stütze gewesen, und das lebendige Bewußtsein darüber hat mich im Alter zu dem Versuch verführt, ihm auch bei Andern Anerkennung und Würdigung zu verschaffen.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Prinz von Homburg

von

Heinrich von Kleist.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft den 15. December 1837.) *)

Es ist immer eine unangenehme Empfindung, wenn man Männer, deren Scharfsinn man achtet, mit denen man übereinzustimmen wünscht, plötzlich in irgend einer Sache der Beurtheilung ganz anderer, ja entgegengesetzter Meinung findet. Die Unbehaglichkeit steigert sich, sobald von Dingen des Geschmacks oder der Empfindung die Rede ist. Dort liegt eine Verständigung nahe, Gründe und Gegengründe sind zur Hand, und, sofern wir ehrlich sind, gewinnen wir immer, sei es nun, daß wir überzeugen oder überzeugt werden. Aber es ist schwer, Jemandem zu beweisen, daß er falsch empfunden habe, daß er mit Unrecht erfreut oder gerührt, ohne zureichenden Grund zurückgestoßen oder gelangweilt worden sei. Das Gefühl ist so schwankend, der Geschmack so abhängig; der Stufen sind so viele; die Kunst ist so lang, das Leben so kurz! Indeß führt uns ein entschiedener Zwiespalt stets auf uns selbst zurück; — wir können das Grübeln nicht lassen, und

*) Die Polemik Mosle's gegen Dr. Stahr führte zu einer innigen Freundschaft beider Männer, die bis an ihr Lebensende dauerte. Im Spätjahr 1864 erinnerte Stahr brieflich seinen Freund an den früheren Streit, was Mosle der in neuerer Zeit eifrig betriebenen Wiedererweckung H. v. Kleist's als Dichter und Schriftsteller zuschrieb; vergl. Adolf Wilbrand, Leben H. v. Kleist's, Nördlingen, 1863. Auch hat Stahr in die Sammlung seiner Theaterkritiken diejenige nicht mit aufgenommen, welche den vorliegenden Erguß Mosle's hervorgerufen hatte.

Landesbibliothek Oldenburg

kommen am Ende auch wohl einmal zum Reden, auf die Gefahr hin, uns selbst und Andere noch mehr zu verwirren. —

Als ich vor einiger Zeit aus dem selten von mir besuchten Theater kam, in das mich die Ankündigung des „Prinzen von Homburg von Heinrich von Kleist" gelockt hatte, fand ich mich in seltenem Grade befriedigt. Die Aufführung war ohne irgend bedeutende Störungen im Ganzen gut, im Einzelnen ausgezeichnet gewesen. Das Stück, aus früherer Lectüre nur noch dunkel aber vortheilhaft erinnerlich, hatte durch Tiefe und Wahrheit des Grundgedankens, durch dramatische Lebendigkeit und Rundung der Ausführung lebhaft ergriffen. Von den Extravaganzen, auf welche man sich dem Verfasser des Käthchens und der Penthesilea gegenüber gefaßt machen mußte, war wenig bemerklich geworden; — sie waren verschwunden in dem wohlthuenden, ja heiteren Eindruck des Ganzen.

In diesem Sinne sprach ich mich denn auch noch selbigen Abends vor Freunden und im häuslichen Kreise lebhaft aus, und meine ausführliche Relation von dem Inhalt und Gang des Stücks erweckte demselben Interesse und Beifall selbst bei denjenigen meiner Zuhörer, welche der Aufführung nicht beigewohnt hatten.

Wie verwirrt, wie beschämt mußte ich mich fühlen, da ich einige Tage nachher Herrn Dr. Stahr's Aufsatz in den „Mittheilungen" las! — An einem „todtgeborenen Product" hatte ich mich ergötzt, an einer Production, „in welcher alle Wahrheit in ihr Gegentheil verwandelt worden", welcher Herr Dr. Stahr „die platte Misère Kotzebue'scher Helden", „die Langweiligkeit Raupach'scher Tragödie", ja „die zu Haß und Grimm aufregende französische Bluttragik" „tausendmal vorzieht", welche ihn „fünf lange Acte hindurch auf die Folter gespannt, daß er zwischen Lachen, Widerwillen und Ekel in allen Nüancen herumgeworfen worden und am Ende mit allen Symptomen geistiger Seekrankheit nach Hause gegangen".

Man sieht, es giebt kaum einen schreiendern Gegensatz, als die Zustände, in welchen wir beide, Herr Dr. Stahr und ich, nach vollbrachtem Theaterabend unsere Penaten begrüßten, und obwohl meine Befriedigung seinen Widerwillen, meine Liebe seinen Haß dem Grade nach nicht erreicht, so bin ich doch in Beziehung auf mein Wohlbefinden offenbar in Vortheil gewesen. Vielleicht hätte ich mich mit diesem Ergebniß begnügen sollen. Aber der tiefe Zwiespalt führte mich auch diesmal zum Grübeln; der unbefangene Genuß war dahin und das kritisch-anatomische Messer wurde zur Hand genommen. Ich ließ mir

Landesbibliothek Oldenburg

das Buch mit der Vorrede von Tieck bringen und hätte nun Herrn Dr. Stahr etwa Folgendes zu sagen:

„Dasjenige, was Sie über die Person des Dichters, über den unglücklichen Heinrich von Kleist selbst sagen, kann man im Wesentlichen zugeben. Er war ein krankhafter, zerrissener, mit der Welt und mit sich selbst zerfallener Mensch, einer von denen, welche die grellen Widersprüche, die in der Menschenbrust schlummern, auf das Tiefste empfinden, ohne sie vermitteln und überwinden zu können, welche nicht selten an diesen Widersprüchen physisch und moralisch scheitern und zu Grunde gehen. Aber was beweiset das gegen seine Productionen, oder vielmehr gegen irgend eine einzelne seiner Productionen? — Kann er darum etwa kein Dichter sein? — Ist denn Tasso kein Dichter gewesen? — Und Byron und Rousseau und Novalis und die ganze Schaar der Uebrigen nicht, welche auch nicht „im Licht und in der Klarheit gewohnt" und ihr Lebelang gekämpft haben oder untergegangen sind im Streit mit der Welt und mit ihrem Innern? — Ist denn der Gegensatz zwischen Dichtergefühl und Weltleben, den Göthe so wahr und tief in seinem Tasso geschildert, ein unbekannter und noch zu entdeckender?

Eben, daß sie die grellen und tiefen Widersprüche in der Menschenbrust, daß sie die verwirrenden und räthselhaften Eindrücke des Weltlebens so schmerzlich tief empfanden, hat jene Männer zu Dichtern gemacht. Eben diese Lebendigkeit und Tiefe der Empfindung ist die erste Bedingung des Berufs zum Poeten, und es bedarf nur noch einiger secundairer, um ihn fertig zu machen. Die Räthsel der Welt, die tieferen der eignen Brust zu lösen, ist uns armen ohnmächtigen Sterblichen im Allgemeinen versagt; durchweg und über Alles im Licht und in der Klarheit zu wandeln, ist nicht unser Erbtheil. Nur im Einzelnen, nur zur glücklichen Stunde vermag das tiefste Gefühl des vorhandenen Zwiespalts eine Ahnung der möglichen Vermittelung und Versöhnung zu geben, einen Schimmer von Klarheit, welcher, festgehalten durch ein glückliches Talent der Offenbarung, in Farbe oder Erz, in Ton oder Wort „die Herzen aller Hörer zwingt" und noch lange fortwirkt und forterfreut, nachdem der lichte Strahl dem, welchem er zuerst geleuchtet, längst wieder in die gewohnte Nacht versank. In diesem Sinne wohnt allerdings immer alle wahre Poesie und Kunst, wie Sie sagen, „im Licht und in der Klarheit"; das Gleiche von dem Individuum des Dichters oder Künstlers verlangen, heißt ihm zumuthen, daß er ein Gott sei.

Es läßt sich in dieser Weise erklären, wie gerade die in Gefühl

Landesbibliothek Oldenburg

und Einbildungskraft bevorzugten Naturen, die ächten Dichter und Künstler dem Berufe nach, am ersten an sich selbst und an der Welt scheitern. Diejenigen, in welchen sich wenig oder nichts auszugleichen findet, welche nichts an sich auszuarbeiten haben und die Dinge passiv nehmen, wie sie eben sind, haben hier, wie Sie einverstanden sein werden, gar kein Recht mitzusprechen.

Aber Homer, und Shakespeare, und Goethe? — Von dem ersteren wissen wir bekanntlich so gut als nichts, von dem zweiten wenig, und dies Wenige ist abenteuerlich genug. Goethe aber hat, wie uns bekannt ist, gekämpft wie Einer, und nur seine selten starken Nerven und die wunderbarste Beigabe von Weltsinn haben ihn nicht überwinden, aber 80 Jahre alt werden lassen. —

Von Heinrich von Kleist hat er gesagt, wie Sie anführen, „dieser Dichter erwecke ihm, bei dem reinsten Vorsatz aufrichtiger Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen sei". — Ich habe die Stelle nicht finden können, was mir leid ist; denn Sie werden zugeben, daß bei dergleichen sehr viel auf den Zusammenhang ankommt. Sagt er es z. B. bei Gelegenheit eines bestimmten der Kleist'schen Producte, bei der Penthesilea etwa oder der Familie Schroffenstein? — Hat er den Prinzen von Homburg schon mit im Sinn, oder hatte er denselben als das letzte und am spätesten Bekannte der Kleist'schen Werke vielleicht noch gar nicht gelesen? — Sagt er es bei einer Gelegenheit, wo eben von den literarischen Krankheiten und falschen Richtungen der Zeit die Rede ist, im Unmuth über die Neigung zum Fratzenhaft-Phantastischen, zur Hellseherei und zum Somnambulismus? — Nun, der alte Herr war in seiner letzten Zeit etwas „apprehensiv", wie er selbst es nennt, das noli me tangere war gar sehr sein Wahlspruch geworden, und besonders die krassen Aeußerungen junger zwiespältiger Gemüther erinnerten ihn gar zu lebhaft an die Schmerzen und Kämpfe seiner vergangenen Tage, die er los zu sein froh war. — Dieser nicht ganz deutlich prononcirten Autorität gegenüber erwähnen Sie derjenigen Tieck's für den Prinzen von Homburg, freilich nur um sie zu bestreiten. Ich könnte noch diejenige des Professor Solger in demselben Sinne anführen, die Sie unberührt lassen. — Aber lassen wir die Autoritäten! — Eine Tradition in der preußischen Armee, fixirt und bestätigt durch spätere Geschichtsschreiber, besagt: „Es habe ein junger Prinz von Hessen-Homburg in der Schlacht von Fehrbellin die brandenburgische Cavallerie befehligt, und von dem

Landesbibliothek Oldenburg

großen Kurfürsten den bestimmten Befehl erhalten, nicht ohne seine besondere Weisung damit anzugreifen; gleichwohl habe es der Prinz gethan und dadurch die Schlacht glücklich entschieden. Der Kurfürst aber habe den Prinzen nach der Schlacht wegen übertretenen ausdrücklichen Befehls vor ein Kriegsgericht stellen lassen, welches denselben nach den Artikeln zum Tode verurtheilt. Nur auf allgemeines Fürbitten der ganzen Armee habe dann der Kurfürst den Prinzen begnadigt." —

Ganz- oder halbwahr, der Fall ist interessant, die Bewahrung desselben in der Sage für den Geist und die Disciplin der Armee bedeutend, der Conflict zwischen Princip und Erfolg, zwischen Gesetz und Glück, zwischen Pflicht und Dankbarkeit schlagend und tragisch, und so konnte derselbe wohl zu dramatischer Behandlung versuchen. Daß er ein wenig zu sehr an ähnliche Vorgänge aus dem Alterthum erinnert, — daß hier ein tragischer Effect ohne einen tragischen Ausgang, der neben dem Unhistorischen auch andere Bedenklichkeiten hätte, zu erwecken war, — mochte allerdings als eine Bedenklichkeit, selbst als eine Klippe erscheinen; — aber eine geschickte Behandlung konnte sie beseitigen oder vermeiden. — Und wie hat sich unser Dichter aus der Sache gezogen? —

Der Prinz ist bei ihm ein sehr junger, glänzender, tapferer Herr, voll der reinsten und edelsten Gesinnung, aber heftig begehrend, ehrgeizig, leicht entflammt, dabei weich und dichterischen Träumen zugethan. Ein echter Jüngling! — Gewiegt bisher auf der Welle des Glücks ist ihm aller Ernst des Lebens fremd geblieben, und wenn er dennoch sich beschränkt hat, wenn er noch rein ist, so liegt das nur an seiner glücklichen Umgebung und in dem inneren Kern seiner edlen Natur. Er hat schon eine bedeutende Stellung im Heer errungen, theils durch seine brausende Tapferkeit, theils durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Kurfürsten, aber Ruhe und Besonnenheit gehen ihm ab, so sehr, daß er durch unzeitiges Eingreifen schon einigemal den Kurfürsten um den vollen Erfolg bei kriegerischen Unternehmungen gebracht hat. Seine Jugend und des Kurfürsten Vorliebe sind seine Fürsprecher gewesen und haben ihn in seiner Stellung bei der Armee erhalten. Er liebt des Kurfürsten Nichte, Natalie von Oranien, die sich am Hoflager befindet, aber er wagt nicht offen, um sie zu werben, da jener höhere Absichten mit ihr zu haben scheint.

Man befindet sich bei Fehrbellin im Lager, den Schweden gegenüber. Durch Liebesgedanken und ein Ereigniß, welches ihm in dieser Beziehung Hoffnung zu geben scheint, zerstreut, überhört der Prinz den

Landesbibliothek Oldenburg

gemessenen Befehl, der ihm seine Rolle für die morgende Schlacht vorschreibt. Ohne auf die Bitten und Warnungen seiner Officiere zu hören, führt er daher seine Schwadronen in den Feind. Der Sieg ist sein, aber durch den zu frühen Angriff der Reiterei ist er nicht so vollständig, als der Kurfürst ihn erwartet hatte, und dieser befiehlt, den oft und ausdrücklich Gewarnten vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches ihn nach den Artikeln zum Tode verurtheilt.

Da der Kurfürst dem Prinzen das Gericht ankündigt, geräth dieser im ersten Augenblick außer sich und ist jugendlich trotzig und übermüthig im Bewußtsein des so eben erfochtenen Sieges und des Verdienstes, das er für sich dadurch errungen zu haben glaubt. Im Gefängniß beruhigt er sich bald, hält das ganze für ein Spiel, für eine Sühne, die sein Fürst und Herr dem verletzten Gesetz schuldig zu sein glaube, ist der Begnadigung gewiß und harrt in jugendlicher Unbefangenheit und Sicherheit der nahen Befreiung. Aber ein besuchender Freund überzeugt ihn plötzlich, es überzeugen ihn noch andere zusammentreffende Anzeichen, der Kurfürst werde Ernst machen, seine Hinrichtung sei ganz nahe. Diesem ungeheuren Wechsel ist der weiche, sanguinische Jüngling nicht gewachsen; er verliert sich selbst ganz und gar, das offne, dunkle und schimpfliche Grab jagt ihm Entsetzen ein und in Verzweiflung krallt er sich an das Leben fest. Er fleht fußfällig, nicht um Recht — er sieht sich nur einer kalten gräßlichen Tyrannei gegenüber, — sondern um Gnade, selbst auf Kosten seiner Ehre und Liebe um Gnade, denn alle Güter, alle Stützen des Lebens sind ihm versunken vor der furchtbaren Gewalt, die so unerwartet grausenvoll ihm entgegentritt, unter welcher er so plötzlich zerschmettert niedersinken soll.

Als dem Kurfürsten dieser Zustand des Prinzen hinterbracht wird, schreibt er demselben folgende Zeilen:

„Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte
„Um Eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,
„Da glaubt' ich nichts, als meine Pflicht zu thun,
„Auf Euren eignen Beifall rechnet' ich.
„Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
„So bitt' ich, schreibt's mir mit zwei Worten nur,
„Und gleich den Degen schick' ich Euch zurück."

Im ersten Augenblick überrascht diese Botschaft den Prinzen mit einem Freudentaumel, er lies't wieder, versucht zu schreiben und — stockt. Betroffen und ungewiß wandelt er umher. Endlich schreibt er: „Ich

Landesbibliothek Oldenburg

bin schuldig, du thust recht; laß dem Recht seinen Lauf, ich bin bereit und willig, ein Sühnopfer dem verletzten Gesetz zu werden".

Unterdeß wird der Kurfürst bestürmt um Gnade, von Gemahlin, Nichte, allen Generalen, dem ganzen Heer. Die Intervention des letzteren nimmt allmälig fast die Gestalt des Aufruhrs an. Er bleibt um so fester und bezwingt Alles durch ruhige Hoheit. Endlich läßt er den Prinzen selbst kommen, um ihm als Sachwalter zu dienen, wie er sagt, und erst da dieser sich vor den versammelten Obersten schuldig bekennt, da er sie zur Ruhe mahnt und seinem Schicksal mit voller Ergebung entgegenzugehen erklärt, — da begnadigt ihn der Kurfürst und bereitet dem Sieger von Fehrbellin, und noch mehr, dem Sieger über sich selbst, eine glänzende Scene des Triumphs. —

Ich sollte denken, schon diese nackte Darlegung der Idee, in welcher der Dichter seinen Stoff aufgefaßt, müßte demselben Freunde gewinnen. Diese Innerlichkeit der Motive scheint mir echt poetisch und deutsch zugleich. Sie erinnert an Goethe's beste Dramen, an Iphigenie und Tasso. Aus den Characteren entspringen dort wie hier die Conflicte, aus den Characteren von Innen heraus erfolgt die Heilung und Versöhnung.

Dem Gedanken angemessen, nicht minder lobenswerth als er, erscheint mir im Allgemeinen die Form, die Ausführung des Ganzen. Situationen und Charactere, wie er sie braucht, um sein Werk zu runden und zu schmücken, haben dem Dichter in reichem Maaße zu Gebot gestanden, während nur zu viel verunglückte Versuche beweisen, wie schwer es ist, auf dem Grunde einer modernen Staats- und Kriegsaction ein wahrhaft anziehendes und gehaltenes poetisches Gebäude zu errichten. Es würde zu weit führen, wollte ich hier in die Anlage und Oekonomie des Stücks detaillirt eingehen und den rothen Faden überall nachzuweisen suchen, dem der Dichter gefolgt ist. Nur so viel sei in dieser Hinsicht noch bemerkt, daß das Stück dramatisch rasch zum Ende und zur Entwickelung drängt, und daß die Sprache, einige Auswüchse abgerechnet, durchweg edel und gehalten, dabei lebendig und originell, hie und da überraschend einfach und treffend ist.

Ohne es zu wollen, habe ich bei Darlegung des Ganges des Stücks weder der Nachtwandelei des Prinzen, noch des dabei in seiner Hand zurückgebliebenen Handschuhs der Prinzessin erwähnt, in welchem Herr Dr. Stahr den fatalistischen Pivot des Ganzen sieht. Die Rolle, die derselbe spielt, erscheint mir als eine sehr untergeordnete, leicht durch ein anderes Motiv zu ersetzende; auch ist Herr Stahr's Allusion nicht

Landesbibliothek Oldenburg

glücklich, denn von den Schicksalstragödien, den Schicksalsbriefen und Schicksalsstrümpfen war zu Kleist's Zeit in der deutschen Literatur noch nicht die Rede. Daß der junge, reizbare und träumerisch poetische Prinz zu Zeiten nachtwandelt, mag indeß immerhin eine etwas sonderbare Eigenschaft für einen dramatischen Helden sein, und auch ich sehe hier mit Herrn Dr. Stahr die Schwächen der Zeit, denen der arme Kleist nur zu sehr unterworfen war, in seinem gelungensten Werk ihren Spuk treiben. Indeß stört mich die Sache bei der Individualität des Prinzen nicht gar zu sehr, und „daß der ernste große Kurfürst in diese Spielerei eingeht" und seinen nachtwandelnden Vetter im Garten überraschen will, scheint mir unbeschadet seines Ernstes und seiner Größe geschehen zu können. Die eigenthümliche und barocke, aber nicht gerade unwahre Idee des Nachtwandelns verhilft dem Dichter wenigstens zu einem hübschen Bild, zu einer raschen Exposition und zu einer, ich möchte sagen, örtlichen Abrundung seines Werks, die nicht ohne Effect ist. Am Schluß des Stücks nämlich erneuert sich fast die Situation im Garten. Der Prinz wird wie zum Richtplatz mit verbundenen Augen unter denselben Baum geführt, wo er im ersten Auftritt des ersten Acts nachtwandelnd saß, und von der Terrasse tritt wieder der Kurfürst mit seinem Gefolge, ihm Gnade und Befreiung verkündend.

Weit mehr noch als diese Nachtwandlerscene ist indeß Herrn Dr. Stahr jene andere anstößig gewesen, in welcher der Prinz, aller Menschenwürde und Standesehre vergessend, fußfällig für sein Leben fleht. Er nennt ihn: „einen hysterischen, mondsüchtigen, haltlosen Träumer, der die schreiendste Entwürdigung der männlichen, ja der menschlichen Natur überall bis zur Erregung sittlichen Ekels steigere". — Ich gestehe, daß der Dichter auch mir, nicht so sehr in der Anlage dieser Scene überhaupt — denn ich halte sie dem Wesen nach für wahr und wohl motivirt —, wohl aber im Ausdruck viel zu weit gegangen ist. Es ist hier ein zu dickes Auftragen der Farbe, in welches Kleist in seinen übrigen Productionen sehr häufig, in dem letzten seiner Stücke, dem Prinzen von Homburg, selten verfällt. Man müßte bei künftigen Darstellungen ausstreichen und mildern; aber unmöglich kann ich mit Herrn Dr. Stahr einverstanden sein, wenn er dem Dichter daraus einen Vorwurf macht, „daß sein Held keine innere Consequenz des Characters habe", insofern das heißen soll, der dramatische Held müsse immer ein consequent handelnder Mann sein. Herr Dr. Stahr spricht von „der eisernen Geschlossenheit", „dem sich selbst treuen Handeln", „dem consequent sichern Angreifen Shakespeare'scher Charactere". Gewiß hat Shake-

Landesbibliothek Oldenburg

speare seine Menschen so zu zeichnen verstanden, wo er sie so brauchte; aber sein Hamlet z. B. — ich brauche ihn nur zu nennen und Herrn Stahr's Behauptung ist widerlegt. Ebenso Goethe's Tasso! — Also ein schwankender, in Empfindung und Gesinnung nicht mit sich einiger, im Wollen und Handeln unsicherer Character muß doch wohl brauchbar sein als dramatischer Held. Es wäre mehr als unnöthig, wenn ich Herrn Dr. Stahr ausführlich deduciren wollte, daß man den Dichter nicht verantwortlich machen soll für die Gebrechen seiner poetischen Gestalten, sondern für die Zwecke, die er mit denselben erreicht. In Bezug auf den Prinzen von Homburg führe ich in dieser Beziehung an, was der verstorbene Solger von ihm sagt:

> „Der Prinz, dessen Heldenthum zuerst fast als eine Träumerei erscheint, wiewohl als eine hoffnungs- und ahnungsvolle, wird durch die Begebenheiten des Stücks niedergeworfen und erhoben. Er wird erst durch das Leben, vor unsern Augen, was er sein soll, ein Mensch und Held in jeder Bedeutung. — Ein ächt dramatischer Gedanke und höchst befriedigend ausgeführt."

So auch scheint es mir, und ich setze nur noch hinzu: diesem werdenden Manne, dessen Erziehung durch das Leben wir vor unsern Augen mit Interesse und Spannung einen so bedeutenden Schritt machen sehen, stellt uns der Dichter einen vollendeten Mann und Helden gegenüber, wie ihn selten ein Poet erschaffen. — Der Character des Kurfürsten ist mit Meisterhand entworfen und durchgeführt, und in der That das Schönste im ganzen Stück. So würdig, so menschlich-mild und doch so fest und ernst in solcher Ruhe und Hoheit ist das Bild eines großen Fürsten und Helden hingestellt, daß hier auch kein Wörtchen zu viel oder zu wenig, keine Spur jener Uebertreibung in Ausdruck und Empfindung ist, deren sich Kleist sonst so leicht schuldig macht. Ein bewunderungswürdiger Tact, die lebendigste Veranschaulichung haben ihm zur Seite gestanden, und das ist um so mehr anzuerkennen, als seine eigne Individualität gerade das Gegentheil einer so großartigen Ruhe und Klarheit ist. Von welcher Wirkung dies majestätisch-edle Bild gegenüber dem unruhigen, leidenschaftlichen Prinzen sein muß, läßt sich empfinden. Der Contrast ist ein sehr glücklicher in Erfindung und Ausführung.

Zuletzt noch die Bemerkung, daß mir der Prinz von Homburg eines der wenigen echt nationellen Dramen zu sein scheint, die wir besitzen. Schauplatz, Namen, Charactere, Gesinnungen und Motive,

Landesbibliothek Oldenburg

Alles ist echt deutsch, ja brandenburgisch, und ich begreife nicht, warum das Stück, wie man mir sagt, in Berlin nie gegeben ist. Es müßte, gut in Scene gesetzt, dort die größte Wirkung machen, und wenn man es von einigen Andeutungen und Auswüchsen befreiete, so könnte auch die ängstlichste Rücksicht keinen Anstoß daran nehmen. Der treffliche Solger sagt: „Vor Allem bewundere ich die Heiterkeit, die in dem ganzen Stücke vorherrscht. Sie rührt daher, daß Alles in seinem wirklichen, gegenwärtigen Leben aufgefaßt, nichts mit leeren Redensarten aufstolzirt und falsch idealisirt ist. Daher das liebe, heimathliche Gefühl, das uns hindurch begleitet. Welche Wirkung müssen auf ein einigermaßen fühlendes Publikum Stellen machen, wie jene Worte des Kurfürsten, als die Regimenter ohne Befehl, unter Führung ihres alten Obersten von Cottwitz vor das Schloß gerückt sind und des Prinzen Befreiung verlangen:

„Seltsam; wenn ich der Dei von Tunis wäre,
„Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm.
„Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,
„Und vor das Thor, verrammt mit Palisaden,
„Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.
„Doch, weil's Hanns Cottwitz aus der Priegnitz ist,
„Der sich mir naht, willkürlich — eigenmächtig,
„So will ich mich auf Märksche Weise fassen!
„Von den drei Locken, die man silberglänzig
„Auf seinem Scheitel sieht, faff' ich die Eine,
„Und führ' ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
„Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.
„— Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken? —"

Gewiß, mein verehrter Gegner, Heinrich von Kleist, der unglückliche, zerrissene Mensch, war ein Dichter und ein edles Herz! — Hat er in noch tieferer Nacht gewandelt, wie die meisten Andern, so waren doch auch Augenblicke sein, in welchen ihm alle Sterne leuchteten! — Sie sind hart gewesen gegen sein Andenken. Eine verstimmte Stunde, ein vorgefaßter Unmuth, ein hartes Wort aus bedeutendem Munde hat Sie verstimmt und hingerissen. Wir Alle leiden an unheilbaren Krankheiten, und wer wäre denn so gesund, daß er sich mit „Schauder und Abscheu" abwenden dürfte von dem Uebel des Andern? —"

Landesbibliothek Oldenburg

Manöver-Bekanntschaften.

(1842.)

Am 24. August, Mittags Punkt 12 Uhr, stiegen wir im Zweibrücker Hof in Düsseldorf ab, wo ein sehr hübsches Quartier durch Güte des Präsidenten von Spiegel bereitet war. Eine Stunde darauf an der von preußischen und andern Officieren stark besetzten table d'hôte des Hauses. Sie war präsidirt von einem alten Stabsofficier, die markanteste Figur des Tisches in Haltung und Ton. „Bleibt mir mit der Suppe vom Leibe, ich ess' den Schlabberjux nicht, merkt Euch das doch endlich!" damit fing er sein nicht aufhörendes Tischgespräch an. Der selige T. redivivus! Dieselbe große und breite Gestalt, dieselbe röthliche Perücke, dieselbe bonhommie bei allem Poltern und Renommiren; nur einen ungeheuren rothen Schnurrbart und den preußisch soldatischen Tick und Anstand hatte er vor dem Seligen voraus. Ich bekam einen Platz in seiner Nähe angewiesen und war noch in der bürgerlichen Reisekleidung. Schon beim Rindfleisch zapfte er mich an. „Ich sah Sie vorhin ankommen; Ihre Pferde werden es sauer gehabt haben, sehr heißer Tag heute. Wollen sich auch die Manöver ansehen? Sind wohl ein Herr Kamerad aus der Fremde?" — Es half nichts, ich mußte mich nennen. — „Ah, so so, ich bin der Oberst v. R., Commandeur des 17. Regiments, freut mich sehr, Herr Kamerad, Ihre Bekanntschaft zu machen. Habe die Ehre gehabt, einige von Ihren Herren kennen zu lernen, die schon hier sind. Brave Leute! Und ihren alten General Wardenburg habe ich sehr gut gekannt, habe unter ihm gedient, tüchtiger Soldat der, nur etwas grob, aber das thut nichts, ein Soldat muß grob sein. Ließ mal ein paar Kerls von unserm Bataillon vor der Front todtschießen, auf seine eigne Faust. Was sagen Sie dazu, meine Herren? Wie gesagt, sehr tüchtiger Soldat!" — Und in dem Ton ging es fort bis zu Ende des Tisches. — Ein preußischer Officier von

Landesbibliothek Oldenburg

einem andern Corps, der sein Nachbar war, fragte: „Und wie seid Ihr denn mit dem alten Pf., Eurem commandirenden General zufrieden?“ „Ist ein ausgezeichneter tüchtiger Schachspieler und der erste Schwimmer in Europa, spricht sehr gut französisch, voltigirt noch in den Sattel, obwohl er über 60 Jahre ist, und ich zweifle nicht, daß er auch auf dem Kopf stehen kann; ob er aber zu commandiren versteht, kann ich nicht beurtheilen.“ — Er schien überhaupt mit keinem seiner Vorgesetzten zufrieden; von seinem Brigadier, dem General U., sagte er: „Sprecht mir nicht von dem, ist ein schwacher, caputter Mann, kann nichts mehr aushalten;“ und der Divisionair war ihm zu fein und gelehrt, „denn,“ wie ich vorhin gesagt habe, „ein Soldat muß grob sein“. Ich pries mein Geschick, das mir als erste Bekanntschaft beim 7. Armeecorps gleich ein Original von ungemeiner Ergötzlichkeit zuführte. Ich sah den Obersten N. nachher noch oft, auch an der Spitze seines Regiments. Er blieb sich immer gleich. Das Regiment war vortrefflich in Ordnung, die Mannschaft ihm auf Tod und Leben ergeben. Nur die Officiere, obwohl sie seiner Gesinnung und Tüchtigkeit Gerechtigkeit widerfahren ließen, klagten über zu barschen Ton, und in der That, so wie man bei den Uebungen in seine Nähe kam, hörte man ihn poltern: „Aber Herr Major, wo haben Sie denn die Gedanken? aber Herr Hauptmann, plagt Sie denn dieser und jener?“ u. s. w. — Es ist das ein echt deutscher Lustspiel-Character, halb Natur, halb Maske, aber man findet ihn selten mehr in solcher Reinheit.

Noch machte mich Graf W. bei Tisch mit seinem Nachbarn und Vetter, einem Rittmeister v. D. vom 7. Kürassierregiment, bekannt; untersetzter, fester Mann, von fast plumpen Zügen. Damit contrastirte wunderbar ein liebreicher, fast süßlicher Ton. Ich lernte ihn nachher näher kennen und er schloß sich sehr an mich. Herr v. D. ist der Neffe des bekannten und sehr geschätzten Cavallerie-Generals gleichen Namens, der bei Hainau 1813 blieb, und wenn er lebte, gewiß längst an der Spitze der gesammten preußischen Cavallerie stände. Der Neffe trat 1814 aus dem Cadettencorps in's Gardekürassier-Regiment, hatte große Aussichten durch eigne gute Anlagen und den Namen seines glorreich gehaltenen Oheims, schoß aber wegen eines Liebeshandels mit einer verheiratheten Frau einen Nebenbuhler im Duell todt. Das verzieh ihm der verstorbene König nie. Er kam auf die Festung, dann zu einem entfernten Regiment als aggregirter Officier, war 25 Jahre Lieutenant, ging in Anbetracht solcher Schicksale unter die Pietisten und athmete erst wieder auf, da vor zwei Jahren der jetzige König zur

Landesbibliothek Oldenburg

Regierung kam. Er wurde als Lieutenant von der Campagne her Rittmeister ohne Schwadron, schrieb flugs ein Buch über den Cavalleriedienst, um sich bemerklich zu machen, und nahm aus demselben Grunde Urlaub, um dem Manöver beizuwohnen. Des Königs Auge konnte doch einmal auf den brillanten Reiter von einem schlesischen Regiment fallen! Der gute D. hatte noch immer in seinem 46. Jahre nicht den Muth aufgegeben, nach dem technischen Ausdruck, Carrière zu machen. Möge es ihm glücken — nur nicht durch die Pietisterei!

Major v. Wr. vom 4. Kürassier-Regiment war bei Tisch der Nachbar meiner Frau, und hatte sie sehr lebhaft unterhalten von seiner glücklichen Ehe, von dem Trennungsschmerz seiner Gemahlin, von deren Vorzügen und deren Einfluß wie der Ueberlegenheit, die er ihr über sich einräume. Er war von der posenschen Grenze plötzlich durch eine Ordre des Königs hierher berufen, um bei dem König der Niederlande, falls derselbe zu den Manövern komme, die Aufwartung zu haben, da der letztgenannte König Ehren-Chef des preußischen Regiments ist, bei dem Major Wr. steht. Um dieser zarten Aufmerksamkeit willen machte derselbe 120 Meilen hin und zurück. Major Wr. ist schon ein Graukopf und sehr einfacher, anspruchsloser Mann, fast zu farblos und unbedeutend für einen preußischen Stabsofficier. Sein eisernes Kreuz erster Classe flößt mir indeß einigen Respect ein, man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß darunter wenigstens ein tapferes Herz schlägt. Unter den bunten Kreuzchen und Bänderchen unserer Tage dagegen klopfen Herzen von aller und jeder Sorte; es war in Düsseldorf ungeheurer Ueberfluß daran und der Artikel so spottwohlfeil, daß z. B. eben Major Wr. deren bei seinem friedlichen Aufenthalt am Rhein zwei neue erwarb, von Sr. Königl. niederländischen Majestät den Wilhelmsorden und von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Hohenzollern-Hechingen den Hechingen'schen Haus- und Verdienstorden. Er war neben beiden Herren her zur Revue geritten und hatte ihnen die Namen der anwesenden fremden Generale zugeflüstert; welcher Dienst denn freilich mit zwei dergleichen Orden nicht zu theuer bezahlt ist.

Nachmittags mit Grafen W. beim Prinzen Friedrich von Preußen und allen anwesenden Generalen und Commandeuren vorgefahren. Man wird nicht angenommen, giebt aber seine Karte; so erfahren die Herren in correcter deutlicher Schrift Namen und Charge des Fremden. Nachher meldet man sich noch einmal auf dem Felde oder wo es sei.

Dann zum Regierungs-Präsidenten von Spiegel, um mich zu bedanken und Briefe oldenburgischer Verwandten zu übergeben. Im

Landesbibliothek Oldenburg

ganzen Hause ist Alles von oberst zu unterst gekehrt, weil König und Königin hier logiren sollen, indeß zeigt Frau von Spiegel die höchst brillante, fast fürstliche, auf königliche Kosten eingerichtete Wohnung von Zimmer zu Zimmer mit sichtbarer Satisfaction über unsere gerechte Bewunderung. Der Präsident empfing mich im Garten, „er habe den Waschweibern und Handwerkern das Haus räumen müssen und behelfe sich im Garten-Pavillon". Großer stattlicher Mann, von militairischer Haltung, viel Schlauheit im Auge, empirisch practische Richtung nach Ausdrucksweise und Aeußerungen. Herr von Spiegel hat als westphälischer Cavallerieofficier die Campagne nach Rußland 1812 mitgemacht, ist nachher lange preußischer Rittmeister und Major gewesen, dann Landrath, dann Regierungs-Präsident in einem Bezirk von 600000 Seelen, dem reichsten und bevölkertsten der Monarchie. Die ganze Administration in Preußen wimmelt von gewesenen Soldaten, und man will sogar behaupten, sie stände sich gut dabei.

Andern Tages an der Tafel des Prinzen Friedrich eine große Menge preußischer und fremder Gäste. Mein Nachbar zur Rechten General v. T., Commandeur einer Cavalleriebrigade im Brandenburgischen. Sehr schmucker, wohl conservirter, kleiner Mann, dem man den adretten Husarenofficier noch von Kopf bis zu den Füßen ansieht, obwohl er schon 1812 bei Borodino eine sächsische Schwadron führte. Er soll nachher ein ausgezeichneter Regimentscommandeur gewesen sein. Dann die Generale v. Below, v. Werder, v. Borke, v. Uechtritz und viele andere, denen ich vorgestellt werde. Alle diese Herren sind überaus artig, dabei voller Haltung und durch und durch à quatre épingles. Ich finde damit eine früher oft gemachte Bemerkung auch hier und bei so vielen folgenden Bekanntschaften bestätigt. Es ist ein durchaus eigenthümlicher, characteristischer Tick in den preußischen Officieren, besonders in den höheren. Eine Artigkeit, die zuweilen Affectation, eine Würde und Haltung, die zuweilen Kälte und Steifigkeit wird, aber im Durchschnitt recht viel selbstbewußter Tact in einem ganz eigenthümlichen Styl. Ich halte das für einen großen Vortheil. Alle diese Herren, diese ganze Armee, stehen auf einem historischen Boden. Es sind nicht bloß Individuen, die durch denselben Rock und dasselbe Gesetz verbunden sind; es ist eine compacte, wehrhafte Corporation, welche durch die Schule der Pedanterie und des Soldatenübermuths unter Friedrich Wilhelm I., der Siege und des Ruhmes Friedrich II., der Niederlage von 1806 und der glorreichen Erhebung von 1813 gebildet und herangezogen ist, in der mehr noch als die bestehenden Reglements

Landesbibliothek Oldenburg

lebendige hundertjährige Traditionen wirksam und mächtig sind, die ihr dies besondere und einzige Gepräge verleihen, das man in derselben Art nirgends anders findet. In der französischen Armee, in der englischen Marine, in den österreichischen und russischen Heeren findet sich ohne Zweifel ein ähnlicher, eigenthümlicher Sinn, an dem alle Einzelnen participiren in größerer oder geringerer Deutlichkeit. Selbst in einigen kleineren Formationen kommt wohl etwas der Art aber schwächer zum Vorschein. Denn es kann nur reifen, wie der wahre Nationalgeist, auf dem Boden einer reichen und großen Geschichte, ist die edelste Frucht derselben und ein sicheres Kriterium der inneren Tüchtigkeit, Zähigkeit und Dauer. Nur mit Hülfe dieses ausgezeichneten Characters war der große militairische Aufschwung von 1813 nach dem tiefen militairischen Fall von 1806 möglich.

Major v. R., einer der Flügeladjutanten des verstorbenen Königs, der uns vor zwei Jahren in Oldenburg besucht hat, war mein Nachbar zur Linken. Der jetzige König hat ihn zu seinem Reisestallmeister gemacht. Dies ist nun freilich eins von den Individuen, in welchen jener preußische Armeegeist in seiner Ausartung erscheint. Der vorige König wählte, wie man sagt, besonders in den letzten Jahren seine Flügeladjutanten aus den Officieren, die am wenigsten sprachen und die die strengsten und mürrischesten Gesichter hatten. Da es nun den Einfältigen leicht und vortheilhaft, wenig zu sprechen, und auch der Einfältigste im Stande ist, grämliche Gesichter zu schneiden, so war der gute König freilich oft in dem Fall, einen Mißgriff zu thun. Jetzt, behauptete man, aber ich glaube es nicht, soll eine fromme und demüthige Miene gute Dienste thun; auch die würden die Einfältigen zu machen lernen.

Noch eine andere alte Bekanntschaft hatte ich zu erneuern Gelegenheit. Ein langer, hagerer, etwas ältlicher Mann, mit gutmüthigem Gesicht, aber von etwas steifem, zurückhaltendem Wesen, wurde mir als Oberst Graf Sch. genannt. Er war von der Garde und zur Führung eines Garde-Landwehrregiments zu den Manövern hercommandirt. Sollte das der schlanke, hübsche, zwanzigjährige Lieutenant Graf Sch. sein, der 1813 und 1814 Adjutant des Bataillons war, bei dem ich die Ehre hatte, als Volontair- und Oberjäger Dienst zu thun? Ich suchte vergebens nach dem vollen, runden, schön gerötheten Gesicht, das damals kein schwarzgrauer Bart bedeckte, und doch, sobald der Mann lächelte, glitt ein bekannter Zug über sein Gesicht. Ich mußte ihn darauf anreden. Richtig, er war es. Ich erinnerte ihn, daß er mir

Landesbibliothek Oldenburg

beim Abtheilen der Wache zu Ernstdorf in Schlesien während des Waffenstillstandes die erste Nase in meiner militairischen Laufbahn gegeben, der in den 30 Dienstjahren seitdem freilich viele andere gefolgt sind, ohne daß sie meine Physiognomie bedeutend alterirt hätten. Das wußte er nun freilich nicht mehr, aber die gardemäßige Zurückhaltung und kalte Höflichkeit schwand doch etwas vor den Erinnerungen an jene glückliche Jugendzeit, und späterhin, da wir mit dem Mann zufällig in Aachen zusammentrafen und einen ganzen Tag mit ihm gemeinschaftlich den Ort und seine Sehenswürdigkeiten musterten, wurde aus dem steifen und vornehmen Gardisten ein liebenswürdiger Gesellschafter, voll gutmüthiger Laune, der mit großer und gewissenhafter Sorgsamkeit kleine Einkäufe für Frau und Kinder in Berlin machte, und unverholen seine Zufriedenheit äußerte, in Aachen Leute zu finden, denen er sich anschließen und mit denen er den Ort genießen könne.

Diese Herren von der Garde, deren viele, namentlich in der Umgebung der Prinzen, am Rhein anwesend waren, und die mir auch sonst schon nach ihrer eigenthümlichen Art bekannt sind, sehen allerdings ein wenig von oben herab auf die Herren Kameraden aus der Provinz, besonders auf die von den westphälischen und rheinischen Armeecorps. Es sei weniger Haltung, weniger militairische Sitte, mehr Sichgehenlassen, mehr Ungebundenheit, weniger Respect vor der Charge in den Regimentern dieser neuen Provinzen — hieß es wiederholt, und dergleichen ist mir denn auch wohl erschienen, und erklärt sich wohl aus der westlicheren leichteren Luft.

Der Prinz Friedrich von Preußen ist ein ungemein freundlicher, artiger Herr, von so wohlwollender Zugänglichkeit, daß es Jedem auf der Stelle behaglich bei ihm wird. Auch wohl zum Theil Wirkung der rheinischen Luft; er wohnt seit 20 Jahren in Düsseldorf. Da ich ihm vorgestellt wurde, sagte er, auf mein preußisches Bändchen zeigend: „das macht mich gleich bekannt mit Ihnen, ich weiß nun, daß wir mit einander angefangen haben zu dienen und ungefähr von gleichem Alter sind". Daraus ergab sich dann gar leicht ein kurzes Gespräch.

Der commandirende General des 7. Armee-Corps, Generallieutenant v. Pf., bei dem ich Tags darauf zur Tafel war, hatte dagegen für den Fremden eine gar stolze Haltung und eine nur stumme Verbeugung. So ein commandirender General (es giebt ihrer einschließlich des Gardecorps neun) ist denn freilich auch eine große Creatur in Preußen. Herr v. Pf. wohnt auf dem königlichen Schloß in Münster, ist nebenbei auch Gouverneur von Neufchatel und hat 15000 Thaler

Landesbibliothek Oldenburg

Besoldung. Er ist bekannt als s. Z. einer der größten Franzosenfeinde, hat in Deutschland, Spanien und Rußland sehr brav gegen Napoleon gedient, und sich durch Einrichtung und Verbreitung der Schwimmschulen großes Verdienst erworben. Er ist noch jetzt, im 66. Jahre, ein so leidenschaftlicher und tüchtiger Schwimmer, daß er sich während meines Aufenthalts in Düsseldorf jeden Abend von einer Schanze zur Ergötzung einer großen Menge Zuschauer in den Rhein warf und denselben auf- und abschwamm. Das sei die beste Erfrischung bei einem commandirenden General nach der Hitze und Mühe des Tages.

Ich hatte das Glück, neben dem General v. B—n meinen Platz zu bekommen, Inspecteur der Artillerie in den westlichen Provinzen, ein Mann im Dienst nach dem Herzen des Obersten N., d. h. von berühmter und allgemein anerkannter Grobheit, sonst aber ein sehr ausgezeichneter wissenschaftlicher Officier. Mich behandelte er zwar geradezu und ohne Complimente, aber vertraulich und entgegenkommend. Er erinnerte sich des oldenburgischen Regiments mit Anerkennung von der Belagerung von Mezières her, die er als Ingenieur leitete, und erzählte mir viel von den Verhältnissen der Altpreußen, die am Rhein angestellt seien. „Er wohne seit 15 Jahren in Coblenz und habe von seiner alten Manier und seiner nationalen Richtung nichts aufgeopfert, gleichwohl stehe er sehr gut mit dem dortigen Volk. Man müsse nur offen und ehrlich seine Individualität herauskehren, dann ertrage es sehr wohl einen Character, wenn ihm derselbe auch nicht ganz gemäß sei.“ Da ein paar Toastreden anwesender Gäste mißglückten, bemerkte mir der General: „Wir Deutschen verstehen das öffentliche Reden einmal nicht, darin haben wir uns noch sehr zu üben“, und daran schloß er die Erzählung von einer Gesellschaft in Coblenz zu wöchentlichen Redeübungen, deren Mitglied und Präsident er sei, und die größtentheils aus jungen Leuten bestehe. So alt er sei, so habe er doch noch profitirt. Ich wäre fast so naseweis gewesen, zu sagen: „Wollen Eure Excellenz uns nicht einmal eine Probe geben?“ Aber der Respect vor dem wackern alten Herrn, der sich in diesem einen Zuge mir von einer tiefen und höchst achtbaren geistigen Regsamkeit enthüllte, ließ mich die unbesonnene Aeußerung unterdrücken. Uebrigens schloß ich daraus, daß die rheinische Luft auch hier sich wirksamer erwiesen habe, als der alte echt brandenburgische Herr selbst wissen mochte.

Generallieutenant Graf v. d. G., Divisionair in Düsseldorf, mir gegenüber, leitete ein sehr lebhaftes Gespräch über den Herzog von

Landesbibliothek Oldenburg

Wellington und dessen spanische Feldzüge, auf Veranlassung des eben von ihm gelesenen Werkes des Obersten Napier, ein. Er stellte den Herzog, noch voll von dem Eindruck jener trefflichen und erschöpfenden Darstellung, sehr hoch, und da sich hie und da eine zweifelnde Stimme erhob, steigerte ihn das zu einer fast begeisterten Lobrede, unter Anführung einzelner Züge und characteristischer Entschließungen aus dem Leben des britischen Feldherrn. Mir gefiel diese Wärme und Hingebung an einen frischen Eindruck von einem Generallieutenant und ich war so glücklich, ein paar Züge dem Bilde hinzufügen zu können. — Graf v. d. G. ist ein Mann von 54 Jahren, großer schöner Gestalt, fast noch jugendfrisch, und das nicht schöne Gesicht belebt sich vortheilhaft im Gespräch. Er genießt größter Verehrung und gilt als Muster eines wohlwollenden Vorgesetzten und als ein ausgezeichnet reiner Mensch. Sein Familienleben soll kaum seines Gleichen haben. Dabei ist er mit Leib und Seele Soldat, rasch zu Pferde wie der jüngste Cavallerielieutenant, und ich hatte später Gelegenheit, ihn an der Spitze von acht Cavallerieregimentern mit großem Tact und Feuer als Führer zu sehen. Graf v. d. G. ist sodann ehemaliger Adjutant des Königs und dessen genauer Freund, wie man sagt; das militairische Publikum erwartet ihn nach dem allen bald in sehr hoher Stellung zu sehen und giebt ihm die glänzendste Zukunft. — Leider neigt sich dieser ausgezeichnete Mann, wie man sagt, zu sichtbar nach der frommen Seite; woraus dann gleich folgt, daß seine Adjutanten schon die Augen verdrehen und inmitten der Feldmanöver von Erleuchtung und Wiedergeburt Redensarten fallen lassen.

Oberst v. F., Chef des Generalstabs des 7. Armeecorps, ältlicher kleiner, lebhafter Mann, der nichts Ausgezeichnetes zu haben scheint, aber sehr in seinem Fache zu Hause sein soll. Oberst v. Sch., Adjutant des Königs von Sachsen, zur Begrüßung der preußischen Majestät hierher gesandt; Sachse par excellence nach Dialekt und Manieren, wohl weniger Soldat als Hofmann; Oberst v. O. vom churhessischen Generalstabe, Sohn des bekannten Generals, war eine alte Bekanntschaft von Frankfurt her; sanfter, gescheuter Mann, von nicht sehr entschiedenem, etwas zurückhaltendem Wesen. Er hatte stark gealtert seit den 10 Jahren, daß ich ihn nicht gesehen. Generallieutenant v. Pf. II., Commandant von Stettin, Generallieutenant v. K., Commandant von Jülich, beide ein paar alte Herren, mit halben Versorgungsposten. Diese älteren Generale, die aus der Armee gewissermaßen heraus sind, genießen außerhalb ihrer Festungen doch nur noch halben Ansehens;

Landesbibliothek Oldenburg

man erwartet nichts mehr von ihnen, Niemand hat ein Interesse, sich ihnen zu nahen, sie reiten bei den Manövern ohne Gefolge, einsam und unbeachtet umher. Wenn ich einmal auf einem solchen Ruheposten wäre, ließ ich mich nicht mehr sehen. Ob es recht ist, die Festungscommandanturen als Ruheposten anzusehen, ist freilich auch eine große Frage, und das Beispiel von 1806 antwortete laut genug nein! Aber wohin mit den vielen halbinvaliden Generalen? Die beiden, von denen hier die Rede, schienen übrigens noch ziemlich geistesfrisch, und darauf kommt es bei einem Commandanten allerdings weit mehr an, als auf körperliche Rührigkeit.

Am dritten Tage meines Manöverbesuchs (28. Aug.) hatte sich die Scene auf dem Exercierfelde glänzend verändert. Nachmittags sollte der König ankommen. Der Prinz von Preußen, die Prinzen Karl und Albrecht, der Prinz Karl von Baiern, der Erzherzog Johann von Oesterreich und viele kleinere Sterne und Potentaten waren angekommen und erschienen bei den Uebungen, Jeder mit einem größeren oder kleineren glänzenden Streif von besternten Adjutanten, Ordonnanzen u. s. w. Auch die alte hannoversche Majestät erschien in preußischer Husarenuniform, vier eigne Generale und über ein Dutzend dergleichen Stabsofficiere und Adjutanten im Gefolge. Unter ihnen begrüßte ich die Generale H--t und H—n, den Oberstlieutenant J., den Hauptmann S. und mehrere Andere als alte Bekannte.

Demnächst hatte ich die Ehre, mich dienstmäßig bei den drei preußischen Prinzen und dem Prinzen von Baiern zu melden. Ich will kurz den Eindruck schildern, den sie hier und später bei wiederholter Begegnung auf mich gemacht. Der Prinz von Preußen ist ein großer, sehr stattlicher Herr, eine Achtung gebietende Persönlichkeit und besonders zu Pferde eine durchaus militairische Erscheinung. Er hat die stramme Haltung und die im Ganzen ernste Miene, wie der verstorbene König, sein Vater, sie liebte und zu tragen pflegte. Er ist im Gespräch kurz ab, im Dienst und als Vorgesetzter streng, fast hart. Etwas was Fremden unfreundlich erscheint, mildert sich im Umgang durch ein freundliches Lächeln, welches sein wohlwollendes Wesen bekundet. Er macht durchaus den Eindruck eines braven, rechtlichen Mannes, der sich seiner Aufgabe bewußt ist und sie streng befolgt. Den General wie den einzelnen Mann trifft, wo er zu tadeln findet, seine Rüge ganz nachsichtslos. — Auch der Prinz Karl ist ein

Landesbibliothek Oldenburg

großer, kräftiger und hübscher Mann, mit einem klugen, wenn auch nicht bedeutenden Gesicht. — Prinz Albrecht, der jüngste Bruder des Königs, ist schlank und hübsch zu Pferde wie seine Brüder; im Gespräch erscheint er nicht eben bedeutend. — Sehr liebenswürdig und freundlich erschien dem Fremden der Prinz Karl von Baiern, ein hagrer, langer Mann, mit etwas abgelebten Zügen, aber, obwohl den Fünfzigen nahe, nicht ohne Ansprüche auf äußere Erscheinung, was sich in dem netten, knappen Anzug und dem sorgfältig frisirten Haar darlegte. Am eigenthümlichsten und anziehendsten aber erschien uns Allen der sechszigjährige Erzherzog, mit dem echt österreichischen, unbeschreiblich einfachen und natürlichen Gepräge. Das glatt rasirte Gesicht, das schlicht herabgekämmte Haar geben ihm durchaus die Umrisse eines echt deutschen Bauernkopfes aus dem Süden; der Mangel aller Prätension, die höchste Simplicität, wenn er spricht, verbunden mit unverkennbarer äußerer und innerer Durchbildung in Ausdruck und Geberde, machen den einzigen Eindruck einer Natur gewordenen höchsten Cultur. Der Erzherzog Johann war und blieb der Löwe der Manöverzeit am Rhein.

Am Abend desselben Tages traf dann der König in Düsseldorf ein. Ich sah ihn aussteigen und den Empfang über sich ergehen lassen. Ich verwandte kein Auge von ihm, denn ich hatte mir fest vorgenommen und es war einer meiner Reisegründe, eine bestimmte Idee von ihm mitzunehmen, von ihm, der Gegenstand und Ausfluß so vieler und der verschiedenartigsten Ansichten und Ideen ist. Ich fand ihn recht gealtert, aber ich hatte ihn in 18 Jahren nicht gesehen; er war leidend an einem Anfall von Podagra, den er sich bei Einweihung einer Kirche in Barmen zugezogen. Er ist recht corpulent geworden, aber er hat nicht die Blüthe und Kräftigkeit eines runden, gesunden Mannes von 47 Jahren. Es ist etwas Schlaffes und Hängendes in dem Fleisch dieser vollen Wangen, die Sorgen und Anstrengungen der $2\frac{1}{2}$jährigen Regierung haben Erschöpfung und Mattigkeit in diese sonst vollen Züge gebracht, der schleppende, schwere Gang, den das Uebel des Augenblicks vermehrt, vollendet den Eindruck. Ich suchte vergebens nach der liebenswürdigen Heiterkeit und Beweglichkeit des ehemaligen Kronprinzen.

In den nächsten 5 oder 6 Tagen war er krank auf seinem Zimmer und kam nicht zum Vorschein. Bei der Schlußparade des 7. Armee-

Landesbibliothek Oldenburg

corps (2. Sept.) erschien er unerwartet und zu allgemeiner Freude wieder zu Pferde. Ich sah, wie er ankommend den Erzherzog mit unverkennbarer Herzlichkeit begrüßte, wie er für 20 Andere ein freundliches und verbindliches Wort fand, den König von Hannover zu unser Aller Satisfaction links liegen ließ, zwar unglaublich viel Taback schnupfte, aber sich 3 Stunden strack zu Pferde hielt, oftmals herzlich auflachte und die muntern Blicke überall umher warf. Ich faßte wieder Muth und Vertrauen zu ihm. Mein Wagen war auf den Revueplatz bestellt und ich setzte mich unmittelbar nach deren Beendigung ein, nach Köln zu fahren, wo am 4. das Fest sein sollte. Dadurch entging mir die nächste Gelegenheit, den König zu sprechen, denn unmittelbar nach der Revue wurden alle fremden Officiere nach Schloß Bendorf bestellt, um ihm vorgestellt zu werden und zur Tafel zu bleiben. In Köln sah ich ihn denn ganz in der Nähe bei dem Grundsteinlegungsfest, und sah und hörte ihn seine Rede halten. Er war überaus sicher und ruhig und doch ergriffen von der Größe des Moments; sein Organ ist deutlich und angenehm, er spricht so, daß man fühlt, er kenne und ehre die Sprache und ihren Schwung und Wohllaut; da er gesprochen hatte, umarmte ihn die Königin und er küßte sie herzlich vor allem Volk. Er war sehr aufmerksam und geistesgegenwärtig, z. B. gelegentlich des Fürsten Metternich, des Herzogs von Aremberg, des Erzbischofs. Die Uniform und der abscheuliche große Hut mit der Feder kleiden ihn nicht, und der Gang war noch recht schwerfällig. Bei dem auf die Feierlichkeit folgenden großen Mittagsessen drängte er sich durch die Menge im Zelt zu Diesem und Jenem und auch ich bekam ein paar Worte, ohne daß Zeit und Raum war, mich vorzustellen. Einige Tage später, auf Schloß Brühl, fand sich Gelegenheit dazu. Er sprach von dem Großherzog, von dem Character und der Physiognomie unsers Landes, das er nie gesehen, von Eutin, von dem Dombau und wie es ihn freue, daß man sich auch bei uns dafür interessire. Ich hatte durchaus das Gefühl, einem großen Herrn und einem Manne von Geist und Wohlwollen gegenüber zu stehen, aber er machte mir nicht den Eindruck eines großen Mannes. Das eigenthümliche, entschiedene Gepräge eines solchen, der starke Ausdruck von Character und Thatkraft sollte, denke ich, über Jeden kommen müssen, auch bei solch einem gleichgültigen Gespräch! Leicht möglich indeß, daß ich mich irre und die Wichtigkeit solch einer flüchtigen Beobachtung überschätze aus dem Gesichtspunkt meines Interesses daran. Mir schien etwas Weiches und Mildes der vorherrschende Zug in der Erscheinung

Landesbibliothek Oldenburg

des Königs und eine gewisse Freude an, fast ein Haschen nach verbindlichen, geistreichen, erhebenden Wendungen. Gewiß ist es eine edle, ausgezeichnete Natur, jedem höchsten und schönen Eindruck offen und hingegeben, aber vielleicht mehr empfangend als zeugend, mehr den Eindrücken hingegeben, als sie bestimmend und fest und sicher durch alle hindurch auf ein wohlerkanntes Ziel steuernd. Es ist sonderbar, daß mir immer der Hamlet einfällt, wenn ich an ihn denke. Auch der ist fett, wie uns Shakespeares Königin sagt. Vielleicht sind vorgefaßte Meinungen, die widersprechenden Berichte und Erzählungen, einige mir nicht zu erklärende Schwankungen in den kleinen bisherigen Regierungsmaßregeln, vielleicht meine blöden Augen schuld, genug, „das Siegel der Macht von Zeus auf die Stirn gedrückt" habe ich nicht an dem König gewahren können.

Es ist bewunderungswerth, wie sehr er die Massen zu gewinnen weiß! Vielleicht geht er etwas zu sehr darauf aus und bedient sich zu oft und viel bloß äußerer Mittel, die denn freilich auch mehr äußere und flüchtige Eindrücke zurücklassen. So viel ist indeß gewiß, daß er für jetzt die Massen für sich hat. Dem geringeren Volk gefällt die freundliche Leutseligkeit und der heitere Witz seines Königs, mit dem er den Volksgeist und Volkston nicht selten glücklich trifft, und der bei weitem größte Theil der Beamten und Gebildeten aus dem Volk, ohnehin monarchisch und dynastisch gesinnt, blickt mit Begeisterung auf seinen edlen und feingebildeten König, der so viel Gutes und Schönes anregt und fördert. Dabei giebt es denn aber allerdings ein paar starke Parteien, die unbefriedigt sind. Zuvörderst die älteren Beamten und Officiere von vorzugsweise preußischer Richtung im Gegensatz der deutschen, denen der König zu liberal ist, zu sehr die Zügel aus den Händen und dem bösen Zeitgeist nachgiebt; sodann die größtentheils jüngeren Männer, welche ein tieferes Eingehen in die neueren Ideen vom Staat und deren Realisirung verlangen, und den König beschuldigen, er treibe nur eine Art von geistreichem Spiel mit denselben, um sich mit ihnen abzufinden, seine eigentliche Richtung sei die aristokratisch-pietistische des Mittelalters oder vielmehr des neueren Romanticismus, er wolle weder die wahren Bedürfnisse der Zeit befriedigen, noch habe er dieselben begriffen. — Ich vermag nicht zu entscheiden, wo die Wahrheit ist; aber so viel scheint mir gewiß, daß die Person und die Regierung des Königs von höchster Bedeutung für die Entwicklung unserer Zukunft sein werden und daß sich das schon jetzt an zwei Momenten deutlich herausstellt, daran nämlich: 1. daß er

Landesbibliothek Oldenburg

selbst ein Mann von Geist, die Bewegung der Geister verlangt, ja hervorruft. 2. daß er sich nur auf Deutschland stützt und in dieser für einen preußischen König ganz neuen Stellung den auswärtigen Mächten gegenüber völlig unabhängig sein zu wollen scheint. Es mag nun seine bewußte Absicht sein oder nicht, er wird eine große Bewegung und Evolution der Geschichte hervorrufen, eine ganz andere vielleicht, als ihm vorschwebt. Volentem ducunt fata, nolentem trahunt!

Einen enthusiastischen Anhänger und Freund seines Königs fand ich an dem General C—z, jetzt Gesandten zu Wien. Er scheint mir der echte Repräsentant einer aristokratisch-pietistischen Richtung bei echt preußischer Haltung und Gesinnung. Ich fand ihn sehr entgegenkommend und artig gegen mich, den er seit längerer Zeit kennt. An einer späten Mittagstafel im Gasthof zu Köln setzte er sich zu mir, mit der Proposition, den Abend mit einander zuzubringen. Ich hatte versprochen, beim Bürgermeister Smidt von Bremen, den der König und das Dombaufest auch hierhergeführt, Thee zu trinken, und der General begleitete mich zu ihm. Da habe ich denn drei Stunden lang ganz interessante diplomatische Medisancen und Anekdoten aus Wien und Frankfurt angehört, mich an dem contrastirenden vis à vis, die vornehm gehaltene Form des militairischen Diplomaten gegen den formlosen Cynismus des bürgerlichen ergötzend. An geistiger, innerer Feinheit mögen sich die Herren nicht viel nachgeben.

Es hat mir bei der eigenthümlichen Veranlassung nicht an kölnischen Bekanntschaften gefehlt, viel mehrere, als gewöhnlich in wenigen Tagen gemacht werden. Es sind dies allerdings Menschen von besonderer Art, denen ihre Stadt ein deutliches Gepräge gegeben, lauter echte Kölner, mit dem unverkennbaren Dialect, dem großen Stolz auf ihre Stadt, der Rührigkeit für deren Interessen, dem freisinnigen Bürgergefühl, dem Gemeingeist, wo es das Wohl und die Ehre Kölns gilt! Man bekommt Respect vor dieser Bürgerschaft, ihrem Selbstgefühl, ihrem Reichthum, ihrer Macht. Köln ist jetzt wieder weitaus die Königin der Städte am Rhein, das ganze Land bis Mannheim hinauf und bis zur holländischen Grenze hinunter folgt ihren Impulsen, ihrem Einfluß, ihrem Beispiel. Die schönsten Güter und Schlösser an dem herrlichen Strom, die großartigsten industriellen Etablissements gehören Kölnern, die Schiffe, die ihn befahren, sind größtentheils kölnisches Eigenthum, die besten Weinberge gerathen mehr und mehr in ihre Hand, die Handlungshäuser leben von ihrem Credit. Der Wirth in Ahrweiler sagte mir: „Unser König ist ein kluger Mann,

Landesbibliothek Oldenburg

daß er die Kölner zu kirren versteht; wer heut zu Tage Köln hat, der hat das ganze Rheinland." Wer es nicht gesehen, glaubt nicht, welch ein hoher und hochfahrender Sinn, welch eine Kraft, Reichthum und Zusammenhang sich in den Veranstaltungen und Festen, die von der Stadt und Bürgerschaft ausgingen, offenbarte. Es war mehr als königlich, und Alles, was ich in dieser Art von den anderen größeren Städten, von der reichen und mächtigen westphälischen und rheinischen Ritterschaft, ja auf Veranlassung des Königs selbst gesehen, verschwand dagegen zur Unbedeutenheit. Man sagt, es gäbe 20 Häuser, die über mehr als eine Million geböten; ein Entréebillet zu dem großen Ball, den die Stadt dem König und den fremden Gästen gab, kostete 20 Thaler und es waren tausend Subscribenten. Die Subscription für den Dombau in der Stadt allein beträgt 18000 Thaler jährlich. Uebrigens hatte es auch nicht an Uneinigkeiten gefehlt und man war mit der Festbehörde im Allgemeinen unzufrieden: sie sei zu aristokratisch verfahren. An der Tafel bei dem großen Festmahl, welches der König an 600 Gäste in einem auf dem Domplatz aufgeschlagenen ungeheuren Zelte gab, erlebte ich in meiner Nachbarschaft eine interessante Verhandlung und Disputation, die mich diese Kölner kennen lehrte. Ich hatte mich absichtlich zwischen einen ganzen Haufen Civilisten gesetzt, die Officiere sah ich so genug. Einer machte die Bemerkung, auf dem „Gürzenich" würde dies Festmahl sich noch ganz anders ausgenommen und andere Erinnerungen erweckt haben, als unter dieser russischen Leinwand (das Zelt war in Kalisch vom Kaiser von Rußland dem vorigen König geschenkt worden). Ich fragte: „warum man denn nicht den Gürzenich gewählt habe". Fünf oder sechs Stimmen antworteten auf einmal: „das habe man dem Stadtrath zu danken, der hier in Köln den Herrn spielen wolle". Ein Herr Quaglio, ein Fabrikant von kölnischem Wasser, ein lebhafter, wohlgebildeter Mann, nahm dann das Wort und setzte mir in klarer, lebhafter Rede auseinander, „daß die Stadtverfassung nichts tauge, daß die Herren Stadträthe übermüthig und eigenmächtig würden, daß man ein anderes Communalgesetz haben müsse". Die Uebrigen mischten sich voll Interesse ein, mildernd oder bestätigend. Ich hörte mit großem Antheil zu, und war erstaunt über die Einsicht und besonders über die Wärme, die sie in die Verhandlung legten. So laut es an den vielen Tischen war, so fing man doch an, nach dem unsrigen hinüberzusehen. „Das thut nichts," hieß es, „der König kann nicht früh genug erfahren, was uns noth thut!" — Es waren lauter Kaufleute, Fabrikanten, ein Notar

Landesbibliothek Oldenburg

und ein Bauunternehmer. — Ja, ja, leicht regieren läßt es sich allerdings nicht, einem solchen Volk gegenüber!

Nach dem Essen stellte ich mich dem anwesenden Minister von Bodelschwing vor; er ist mein Kamerad von 1813 her und vor 10 Jahren gebrauchten wir zusammen die Cur in Ems. Damals war er Regierungs-Präsident in Trier und von vieler Arbeit angegriffen und leidend. Er schüttelte mir freundlich die Hand, ich hätte ihn kaum wiedererkannt, so blühend und fett war er geworden. Wie kann man in unserer Zeit als Oberpräsident und Minister fett werden? — Jemand klopfte mir freundlich von hinten auf die Schulter, und da ich mich umsah, war es ein unbekannter hübscher, alter Mann, mit schneeweißem reichlichen Haar, noch rothen Backen und fester tüchtiger Gestalt. Er hatte sich geirrt und einen Bekannten zu sehen geglaubt. Es war Herr Boisserée aus München, der zu dem Fest von dem König hierher beschieden war, aber, wie er hinzusetzte, ohnehin gekommen wäre, um seine Vaterstadt und deren herrliches Denkmal an ihrem Ehrentage zu sehen. Man sah dem wackern Mann das Glück an, das er empfand, so etwas noch zu erleben. Wir sind uns nachher noch öfter begegnet; der König ließ ihn als seinen Gast an Allem Theil nehmen. — Glückliche, freudestrahlende Gesichter habe ich nie so viele bei einander gesehen, als bei diesem Fest! Vielleicht mehr als 500 Menschen, die ich nie gesehen, haben mir herzlich die Hand gedrückt, und ein ältlicher Herr, es schien ein Geistlicher, umhalste wie viele Andere so auch mich, indem er mit Thränen in den Augen ausrief: „Kinder, wer hätte gedacht, daß wir so etwas noch erleben würden!!“ —

Einige Tage später in Bonn war denn die Scene ganz wieder militairisch. Gegen 200 Officieren aus fast allen europäischen Diensten waren hier auf Kosten des Königs für die noch folgenden 10 Tage der großen Feldmanöver einquartiert und bewirthet. Ich orientirte mich nach und nach in dieser Masse wie Zufall und eingezogene Erkundigungen es an die Hand gaben. Morgens auf dem Felde schwärmte man einzeln und mit den Bewegungen der Truppen beschäftigt umher; aber bei der Hin- und Herfahrt, besonders bei dem gemeinschaftlichen Mahl und in den Kaffeehäusern und öffentlichen Gärten ergaben sich bald Bekanntschaften.

Zum Commandanten von Bonn während der Anwesenheit seiner fremden Gäste hatte der König den Obersten v. Wn., Commandeur des 10. Landwehrregiments, gemacht, der deshalb eigends von Berlin hierher gesandt war. Oberst v. Wn. steht nämlich in dem Ruf außerordent-

Landesbibliothek Oldenburg

licher Artigkeit, Gemüthlichkeit, Redefertigkeit und eines unglaublichen Enthusiasmus für den König, so war er vorzugsweise geeignet erschienen, diese Masse von wildfremden Gästen aller Nationen zusammen zu halten, zu befriedigen und dem Namen seines Herrn Ehre zu machen. Er that des Guten fast zu viel, war gar zu höflich, gar zu herzlich, gar zu redselig, gar zu begeistert. Diese täglichen Toaste und Reden in emphatischem, etwas kanzelartigem Ton, mit den nicht aufhörenden Einschübseln: „Mein gnädigster Herr und König", „mein großer König", „mein erhabener Monarch", „mein deutsch gesinnter König und Herr", „der erhabene Geist meines Königs" ꝛc. ꝛc. machten wenigstens auf mich und auf andere Leute von etwas wählerischem Geschmack nicht den beabsichtigten, sondern eher den entgegengesetzten Eindruck. Nicht jeder liebt es auf eine solche fast marktschreierische Weise zur Dankbarkeit, zur Bewunderung, zur Begeisterung ohne Aufhören aufgefordert zu werden. Aber Oberst v. Wn. lösete seine Aufgabe doch gut in dieser Art und Weise. Die Mehrzahl der Gäste war sehr zufrieden. Mancher Kamerad sagte: „Der Wn. ist doch ein Teufelskerl auf Sprechen, der König hätte nicht besser wählen können." Die Belgier, Holländer und Franzosen sagten: il est bon enfant et plein de politesse; die Engländer, die kein Wort von seinen Reden verstanden, nannten ihn: a very good and clever fellow.

Sie, die Engländer, machten die Mehrzahl der Gäste aus, und gaben am meisten zu reden. Es war eine Anzahl wahrhaft origineller Gestalten darunter. Lord Westmoreland, Generallieutenant und brittischer Gesandter in Berlin, ein stockmagerer, unglaublich langer Mann mit einer der größten Nasen, die mir je vorgekommen. Da er auf einem großen grauen Pferde und in der scheinend rothen Uniform mit einem weißen ungeheueren Federbusch über Alles weg schien und ragte, und sich stets bei dem König hielt, so diente er den Truppen und ihren Anführern zum bequemen Fanal, wo sich Se. Majestät befänden; neben dem Lord ritt ein eben so langer und dünner 20jähriger Jüngling, sein Sohn, in einer schwarzen Husarenuniform, aber ganz und durch und durch schwarz, schwarze Knöpfe, schwarze Litzen, schwarzer Czakobeschlag, schwarzes Reitzeug, schwarzes Pferd; so zeichnete er sich oft wie ein langer Dintenklex auf der leuchtenden Gestalt seines Herrn Vaters. — Ein Oberst Lloyd von der Yeomanry einer Walliser Grafschaft, in einer Uniform aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, Mann von mehr als 70 Jahren, machte als sehr schlechter Reiter eine wundersame Figur auf einem kleinen preußischen Husarenklepper, der

Landesbibliothek Oldenburg

ihn häufig abwarf, was aber die gute Laune und unglaubliche Ruhe des alten Herrn nicht im mindesten störte. Ich half ihm bei einer solchen Gelegenheit wieder zurecht und als er glücklich wieder im Sattel war, sagte er in kaum verständlichem Englisch, „es sei nichts dabei zu bedauern, als daß er seine Cigarre verloren habe". Ich bot ihm gleich eine andere an und damit war die Bekanntschaft angeknüpft; es fand sich, daß da in der wunderbaren Hülle ein grundgescheuter, vielgereis'ter Mann steckte, derselbe Lloyd, welcher eine der besten Reisebeschreibungen über das innere Asien geliefert. Er hatte ebenfalls einen Sohn bei sich von einer Hindu-Mutter, gelbbraunen Angesichts und mit dem unbeschreiblichen, schmachtenden, indischen Ausdruck in den großen schwarzen Augen. — Durch seine stolze, elegante und martialische Haltung machte Lord Cardigan Aufsehen, derselbe, welcher vor Kurzem vor der Barre des Oberhauses stand. Er galt für den schönsten Officier unter diesen Tausenden; dabei mit einem großen Train in seinem Gefolge, acht brillante Pferde und die eleganteste Livree. Aber er hielt sich ganz isolirt, fuhr in einer schönen Kalesche mit vier Pferden und einem Vorreiter mutterseelen allein alle Morgen nach dem Manöverfelde und erschien nicht bei der Tafel; sei es nun, daß er sich zu gut oder zu schlecht für uns Andere hielt. — Ein Capitain Roß, den ich einmal zum Tischnachbar hatte, sagte mir auf meine Frage, welche Regiments-Uniform er da trüge: „Die Uniform sei die Erfindung eines Kölner Schneiders und keine englische". Der Mann kam von Jellalabad an der Grenze von Afghanistan, hatte in Kissingen gebadet, um seine kranke Leber herzustellen, und auf der Rückreise in Köln war ihm die Lust angekommen, das Manöver mitzumachen. Ein Stück rothes Tuch und ein Schneider waren bald gefunden, ein Degen und Hut gekauft, und so erschien er, ohne daß sich die andern anwesenden Engländer irgend darüber wunderten oder scandalisirten. Er erzählte mir, in Kissingen habe er Besuche von Würzburger Professoren erhalten, die nach der Badeliste geglaubt, den berühmten Capitain Roß zu finden. Aber er habe nichts vom Nordpol zu erzählen gewußt, und so wären sie auch mit seinen Berichten vom Indus zufrieden gewesen. — Es gäbe noch gar viel von dortigen Engländern zu erzählen, und unserm guten bekannten Oberst Bentink wäre unter den Originalen sein Platz nicht zu versagen; aber es sei genug mit der Bemerkung, daß alle Engländer ungemein befriedigt schienen, von dem König, von den Manövern, von ihrer Aufnahme, von Deutschland überhaupt. Sie sagten einstimmig und bei allen Gelegenheiten, „England und Deutschland gehören zu-

Landesbibliothek Oldenburg

sammen und müssen miteinander gehen", und ihr geregeltes, wie auf Commando intonirtes „hip, hip, hurrah", wenn ein Toast der Art ausgebracht wurde, klingt mir noch in den Ohren.

Weniger wohl zu Muthe in diesem bunten und lauten Getreibe, in dem sich ein ziemlich ungeschlachter Germanismus etwas breit machte, war den beiden anwesenden französischen Officieren, Oberst Baron d'Etelsgoyer vom Generalstabe und Escadronschef de Gaujat, Adjutant des General Oudinot, ein paar feinen, scharf aufmerkenden Herren, die sich, wiewohl man keineswegs unhöflich gegen sie war, wie verrathen und verkauft fühlten. Sie verstanden wenig oder nichts von dem, was geredet und raisonnirt wurde, und doch sagte ihnen ein geheimer Instinct, hier sei die Luft mit feindlichen Potenzen angefüllt, deutscher Nationalgeist, Fraternisirung der Deutschen mit den Engländern! Gegen diese letzteren besonders zeigten beide die tiefste Aversion und Gereiztheit, die sie nach ihrer lebhaften Art oft in komische Haltungslosigkeit trieb. — Es war dem Beobachter interessant, zu sehen, welch ein durchgebildetes Nationalgefühl in diesen beiden großen Nationen, Franzosen und Engländern, ist. Die politische Conjunctur des Augenblicks hat die Cabinete wegen einer fernen, der orientalischen, Frage in rivalisirende Stellung gebracht, und sofort theilt sich das daraus resultirende feindliche und gereizte Gefühl den Völkern mit, so daß jedes Individuum derselben bis zu persönlicher Entrüstung daran participirt, und den Vortheil und die Ehre, oder den Schaden und die Beleidigung der Nation, als ihm unmittelbar geschehen und angethan betrachtet. Das nenne ich noch Nationen!

Zu den Franzosen war auch nach Geburt und Sprache der Herr General Baron Crossand zu rechnen, obwohl er russische Uniform trug. Der Mann erregte Aufsehen durch seine Individualität und seine Geschichte. Von adliger Abkunft aus dem Poitou, als junger Mensch anno 1792 emigrirt, in der Armee des Prinzen gegen die Republik fechtend, war er später in österreichische, dann in spanische, dann in russische Dienste gegangen, immer das Land suchend, welches gerade gegen Frankreich und Napoleon in Waffen war. Ruf, Wunden und auf dem Schlachtfelde erworbene Orden aller Potentaten der Welt zeigten zur Genüge, ein wie braver Soldat er gewesen. In der Restaurations-Epoche war er General unter Ludwig XVIII. und Karl X. und in hohem Ansehen, wanderte aber mit dem letzteren aus und lebt jetzt von einer nicht großen russischen Pension, die ihm der Kaiser wegen früherer Dienste verliehen. Er bedauerte nur, nicht gegen Louis Phi-

Landesbibliothek Oldenburg

lippe zu Felde ziehen zu können, und ich glaube, er hatte sich in seinen alten Tagen hierher aufgemacht, um womöglich einen Krieg gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Also ein echter Legitimitätsheld, und in seinem 76. Jahre noch ein rühriger Mann, der 10 Stunden auf einem preußischen Cavalleriepferde in brennendster Sonnenhitze aushielt, und den nur der völlig kahle Scheitel und die veraltete, etwas kahle, aber mit Kreuzen bedeckte Uniform als einen Mann über 60 erkennen ließen. Man bewies ihm überall Respect; der König sah ihn nie, ohne ihn anzureden, und nur die Franzosen betrachteten ihn mit den bösesten Blicken, um so mehr, als er einmal den Toast brachte: „Alle brave Soldaten, die legitimen Fürsten dienen". Mir schien der alte Mann in mehr als einer Beziehung merkwürdig und interessant, und um seine nähere Bekanntschaft zu machen, ging ich an einem Ruhetage zu ihm. Was fand ich? Einen alten unglaublich hohlen und unausstehlichen Schwätzer, von dem nicht wieder loszukommen war, einen Menschen, in dessen Kopf keine einzige der Ideen, auch nur von Hörensagen, gedrungen war, die seit 60 Jahren die europäische Geschichte gemacht haben, der mitten in dem Gewühl des Lebens, im Brennpunkt der Begebenheiten so wenig von diesen selbst, von den handelnden Menschen, selbst von den nackten Thatsachen begriffen hatte, daß er mir die albernsten Mährchen nicht aufbinden wollte, sondern daran glaubte, ja darauf sein Leben lassen würde. Die französische Revolution habe Niemand gemacht als der schändliche Necker, der den Schatz um 100 Millionen betrogen und das Deficit habe verbergen müssen; Napoleon sei ein sehr schlechter General gewesen und ohne allen Muth; in Spanien seien die Dinge erst gut gegangen, wie er ein memoire über die rechte Art, den Krieg zu führen, an die Junta zu Sevilla gesandt; Karl X. sei der größte Monarch seiner Zeit gewesen, nur zu gut; die Schlacht von Culm habe er gewonnen, der General Kleist sei gekommen, da Alles vorbei war ꝛc. ꝛc. — Ich war froh, loszukommen, das Antworten gab ich bald auf, und nachher hat es mich doch gefreut, ein solches Exemplar von einem echten Karlisten und Legitimisten einmal von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben. Merke: Man kann Generallieutenant, Excellenz, mit Orden bedeckt, sehr tapfer und kriegerisch gesinnt — und doch ein erzhohler Schwätzer und erzdummer Teufel sein!

Die übrigen Russen, die da waren, ein Generallieutenant Fürst Labanonow, Generallieutenant Read, Generallieutenant von Berg, Mansurow, einige Obersten, mit echt russischen Namen und Gesichtern,

Landesbibliothek Oldenburg

habe ich nicht näher kennen lernen. Sie blieben sehr für sich, näherten sich Niemandem, als, so viel es möglich war, den höchsten Personen. So ein echter Russe sieht auf Alles herab, was nicht Stern, Rang und Titel hat, allerdings ein noch etwas barbarischer Maaßstab. Es wurde von dem militairischen Publikum wenig Notiz von ihnen genommen. Die herrschende Luft war weder den Russen noch den Franzosen günstig.

An einem Abend besuchte mich General L., Chef des Generalstabes in Darmstadt. Wir hatten den Morgen neben einander im Wagen sitzend lebhaft discutirt über die Manöver; Mann zwischen 50 und 60, noch wohl conservirt, aber bleiches, verstudirtes Gesicht und wenig militairische Haltung. Es giebt keinen größeren Gegensatz, als ihn und den Baron Crossand. Höchst bescheidenes, etwas ungelenkes Auftreten, allmäliges Erwärmen und dann Entwickelung eines reichen Schatzes von Kenntnissen, Erfahrungen und wohlgeordneten, fast zu systematisch vorgetragenen Ansichten über Dinge und Menschen. Ich habe immer etwas gelernt, wenn ich mit dem würdigen Mann einmal eine Stunde habe sprechen können, und mir gern und leicht den etwas pedantischen, docirenden Ton gefallen lassen, den man freilich von einer so ganz deutschen Natur in den Kauf zu nehmen hat. General L. ist im eigentlichsten Sinne ein gelehrter Soldat, Director der Militairschule in Darmstadt, Verfasser der dortigen vortrefflichen Reglements, Gründer der allgemeinen Militair-Zeitung und dabei voll kriegerischer Erfahrung aus allen Feldzügen seit 1805. —

Einen anderen Militair von literarischem Ruf, den Oberst v. B., Chef des Generalstabes vom 2. preußischen Armee-Corps, lernte ich auf dem Manöverfelde kennen und schloß mich ihm für den Tag an, um von seinen Bemerkungen zu profitiren. Es ist ein spitzer, kluger, sehr zungenfertiger Mann, der im Urtheil eine Reflexion immer in promptu hat, auch gern docirt und sich reden hört, aber nicht so sinnig und überlegt als General L. Er gilt viel in der Armee, als ein Mann von großer Sach- und Fachkenntniß.

Sehr angesprochen und interessirt hat mich ein anderer Preuße, ein Hauptmann N., der dem Oberst Wn. mit mehreren andern Officieren zur Unterstützung und um die Honneurs zu machen beigegeben war. Er mischte sich in ein Gespräch, das sich im Wagen über die Politik der Engländer im Orient entspann, und sein Urtheil, sein Ton waren so klug, fein, besonnen, daß ich ihn später oft aufsuchte. Er war zu meinem Erstaunen ein Fabrikant aus Berlin, Hauptmann im 20.

Landesbibliothek Oldenburg

Landwehrregiment, der zu seinem Vergnügen in Uniform den Festen am Rhein hatte beiwohnen wollen und hier von seinem Regimentscommandeur, dem Oberst Wn., zu diesem Dienst gepreßt war. Er hatte freilich den Krieg von 1813 als Volontairjäger mitgemacht, aber auch so blieben seine echt militairische Haltung und seine feinen, edlen Formen zu bewundern. Sollte es viele solcher Bürger in Berlin geben?

Aus den kleineren deutschen Diensten sind mir Major v. B. aus Meiningen, Major v. H. aus Mecklenburg, Oberst v. G. aus Carlsruhe, Hauptmann T. aus Dresden, Oberst v. H. und Oberstlieutenant K. aus Nassau, Rittmeister B. aus Cassel vorzugsweise bekannt geworden; lauter tüchtige, kenntnißreiche und sehr respectvolle Kameraden. — Von meinen hannoverschen Bekannten fand ich den Oberstlieutenant J., Hauptmann v. S., Lieutenant v. d. K. neben vielen anderen. Sie gehörten zu den dortigen Malcontenten, obwohl sie das nur sehr vorsichtig merken ließen. Desto freier geht der alte General H—n mit der Sprache heraus, der aber freilich mit Allem in der Welt malcontent ist, außer mit dem Herzog v. Wellington und der englischen Armee in Spanien vor 30 Jahren. Er fand die preußischen Truppen und alle ihre Einrichtungen natürlich sehr mittelmäßig. — Der wackere General H—t dagegen, in seiner liebenswürdigen Naivetät, genoß Alles, ließ sich Alles gefallen, gab sich zu Allem her und war mit Allem zufrieden. Ein Toast von ihm im Namen der anwesenden Engländer, seiner Landsleute, erregte allgemeinste Hilarität.

Ein halbdeutsches Element in diesen vielen deutschen Kreisen bildeten dann die Schweizer, Holländer und selbst die Belgier, die sich auch viel zusammenfanden, und uns echten Deutschen näherten. Sie waren darüber einig, daß mehr Hinneigung zu Deutschland, als zu Frankreich gegenwärtig in den Ansichten und Gesinnungen ihrer Länder sei, und sie persönlich schienen von den Franzosen nichts wissen zu wollen. Wahrhaft ausgewählt waren insbesondere die holländischen Officiere, deren über 20 anwesend sich befanden. Ungemein tüchtige und wackere Leute, wie man sie dort im Militair nicht zu suchen pflegt, die sich nach kurzer Zeit die allgemeinste Anerkennung erwarben. Oberst Bigot vom Generalstabe, die Majore Mulhén und van Merle von der Infanterie sind mir näher bekannt geworden.

Es waren verhältnißmäßig wenig Oesterreicher zugegen (die Herren im Gefolge des Erzherzogs blieben zu Brühl). — Rittmeister Graf Ingelheim, Capitain v. Bukowski, Rittmeister v. Eudenhofen sind mir als werthe, angenehme Kameraden unter ihnen bekannt geworden.

Landesbibliothek Oldenburg

Ganz am Ende hatte ich noch die Freude, den wackeren Hauptmann v. Berg als alten Bekannten zu begrüßen. Ein selbständig volksthümliches, originales Gepräge haben diese österreichischen Herren allerdings in Erscheinung und Manieren, durchaus so gut, obwohl durchaus anders, wie die Preußen. Es ist weniger selbstbewußte Haltung, weniger Ceremoniell, weniger Glätte in ihnen, aber mehr Herzlichkeit, Duldung, Natürlichkeit, einfache, ungesuchte Form. Auf solchem Boden erzeugen sich dann auch leichter merkwürdige, originelle, außer der gewöhnlichen Ordnung stehende Charactere und Gestalten, die sich in gutmüthiger Unbefangenheit und Naivetät preisgeben.

Die österreichische Armee ist reich daran. Ein paar derselben hatten sich auch in Bonn eingefunden und gaben viel zu sprechen und zu lachen. Herr Call v. Culmbach, Oberst in Ruhestand, 74 Jahre alt, ehemals ein tapferer Degen, der viele Ehrenpreise auf Schlachtfeldern gewonnen und zur Schau trug, nicht minder berühmt wegen unendlicher Siege im Felde Amors, selbst noch in späteren Jahren, wozu ihn eine hohe, stattliche, ja schöne Gestalt, eine verbindliche und doch zutrauliche Manier ungemein befähigte. Wo es in Deutschland große Feste, Zusammenkünfte der Fürsten, besondere Hofbegebenheiten, Truppenversammlungen und dergleichen giebt, erscheint der alte Oberst Call, wird überall gut aufgenommen, läßt sich's überall wohl sein, reitet mit, jagt mit, spielt mit, tanzt mit, schwatzt mit, ist um die Damen beschäftigt, erzählt den jungen Officieren und Hofleuten von seinen Kriegs- und Liebes-Abenteuern, gefällt Jedermann, wird mit Herzlichkeit entlassen und verspricht bald wieder zu kommen. Sogar in Oldenburg hat er es sich einmal eine acht Tage wohl sein lassen, trug mir unterthänigste Grüße an unsere höchsten Herrschaften auf, und wie er es unendlich bedauere, ihnen dieses Jahr versprochenermaßen nicht in Eutin aufwarten zu können. Aber die Manöver am Rhein gingen vor. Es ist eine frivole Natur, wenn man will, aber doch eine Natur, und welch ein unglaublicher Fonds von Lebensbehagen und physischer Nachhaltigkeit!

Rittmeister v. Th., ein sehr dicker Fünfziger, mit dem breitesten, sinnlich behaglichsten Gesicht, das man sich denken kann, überschattet von einem ungeheuren Schnurrbart, dabei in österreichischer Husaren-Uniform auf einem kurzen dicken Pferde, fiel sogleich jedem als eine originell komische Figur in die Augen. Er hat sehr brav gedient und trägt die Zeichen davon, ist sogar ein paar Jahre in Spanien bei Wellington gewesen, da es zu Hause nichts zu fechten gab. Wenn Shakespeare wieder aufstehen und ihn sehen könnte, er würde, wie

Landesbibliothek Oldenburg

Goethe, ausrufen: „Und so begegnen mir meine Menschen!“ — Es ist Sir John Falstaf, wie er leibt und lebt, nur als Husar travestirt und statt Sect ungeheuer viel Rheinwein und Champagner trinkend. Unmittelbar nach einem copiösen, mit Strömen Weins hinuntergespülten Mahl eröffnete er regelmäßig ein Gelag in dem Garten eines Gasthofes an einem mit Champagnerflaschen besetzten Tisch, und es fehlte ihm nie an Gesellen, weniger um mit ihm zu trinken (das machte er für alle gut), als um von seinem derben Humor zu profitiren. Die unglaublichsten aber sinnreichsten Historien, und lauter selbst erlebte, flossen dann von seinen beredten Lippen, bis er die Verhandlung zum größten Bedauern seiner Zuhörer mit der Bemerkung schloß: „Nun bringt mich zu Bett, ich glaube beinahe, daß ich wieder betrunken bin“. Und am andern Morgen erschien er richtig wieder auf seinem dicken Pferde, und sagte: „Es war nichts gestern Abend, Niemand, ich auch nicht, hatte rechten Durst, der Champagner war mittelmäßig, aber heute wollen wir einmal vertraute Bekanntschaft mit dem cliquot machen, den mein Spion im Stern entdeckt hat!“ Dabei machte er ein so glückliches Gesicht über die goldene Aussicht, daß der heilige Franziscus selbst gelacht und ihm zugesagt hätte, auf den Abend eine Flasche cliquot mit ihm zu trinken.

Landesbibliothek Oldenburg

Zwei Sendungen nach Oesterreich 1848.

Erste Sendung, August und September.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft den 17. December 1860.)

Die provisorische Reichsgewalt mit dem Erzherzog Johann an der Spitze war eingesetzt. Der Bundestag, dessen Mitglied ich war, hatte in feierlicher Sitzung am 12. Juli sich für aufgelöset erklärt und den Erzherzog als Regenten von Deutschland anerkannt, „in dessen Hände er Namens der deutschen Regierungen die Ausübung der gesetzlichen Gewalt lege". Aber die Grenzen und der Umfang dieser Gewalt waren nirgends bestimmt, die Mittel zu ihrer wirksamen Ausübung nirgends angewiesen, das Verhältniß der neuen Reichsregierung zu den Einzelstaaten und zur Nationalversammlung nirgends genau festgesetzt. Der Reichsverweser ernannte ein Ministerium, das weder über gehorchende und ausführende Organe, noch über Geld und Soldaten zu verfügen hatte.

Im Innern erschaffte der noch fortwirkende und durch die Reichsverweserwahl neu belebte Geist der Märzrevolutionen allerdings für's Erste einen Schein der Wirksamkeit. Alle Einzelregierungen ernannten in Folge einer Anordnung der Centralgewalt Abgeordnete bei derselben, welche deren Verfügungen empfangen und übermachen, Auskunft ertheilen, Anstöße vermitteln sollten. Darin lag vorläufig doch eine Anerkennung der Regierung des Reichsverwesers, und wenn sich auch bald ergab, daß diese Form bei weitem nicht hinreichte, den Gehorsam der deutschen Regierungen, namentlich der größeren, zu sichern, so konnte

Landesbibliothek Oldenburg

man sich mit der Hoffnung trösten, daß bei fortdauernder Belebung des Nationalgeistes sich eine fernere Entwickelung der Verhältnisse im Innern von selbst gestalten müsse.

Indeß hatte das eben ernannte Reichsministerium, wie es scheint, das richtige Gefühl, daß es die neue Regierung besonders auch im Auslande zur Geltung zu bringen habe. War das deutsche Reich als eine Macht, namentlich von den europäischen Großmächten anerkannt, so mußte das nothwendig vortheilhaft auf sein Ansehen und seine Machtbefugniß im Innern zurückwirken, und solche Anerkennung schien in nächster Zeit, wo noch Alles in Ungewißheit und ganz Europa mehr oder weniger in Revolutionsbesorgniß war, eher zu erlangen, als wenn man den Cabineten Zeit ließ, sich zu besinnen und die altgewohnten politischen Beziehungen herzustellen. Schon wenige Tage nach Einsetzung der Centralgewalt zeigte daher das Reichsministerium den Regierungsantritt des Erzherzogs allen auswärtigen Höfen an. Man ernannte sofort Gesandte nach dem Haag, nach Brüssel, nach Stockholm und nach Bern, welche mehr oder weniger aufrichtige Anerkennung fanden. Eine Gesandtschaft nach Rußland (Auerswald) kam nicht zu Stande, wahrscheinlich weil sie von dort aus verbeten war, und die Herren v. Raumer und v. Andrian, die nach Paris und London geschickt waren, wurden zwar freundlich aufgenommen, aber man vermied vorläufig jeden amtlichen Verkehr mit ihnen.

Unter solchen Umständen kam gegen Mitte des August die Nachricht nach Frankfurt, der König Karl Albert von Sardinien habe, nachdem Radetzki ihn abermals gründlich geschlagen und über den Tessin zurückgedrängt, dann aber einen Waffenstillstand bewilligt hatte, auf Friedensverhandlung angetragen, jedoch nur unter Vermittelung von Frankreich und England; Oesterreich scheine nicht abgeneigt, sich darauf einzulassen. Das erweckte in Herrn v. Schmerling, der die Seele des Reichsministeriums war, vielleicht auch in dem Erzherzog selbst, einen weittragenden Gedanken. Man mußte den Wiener Hof zu der Erklärung bewegen, daß er sich die fremde Vermittelung nur gefallen lassen würde, wenn auch Deutschland, d. i. die Centralgewalt, den Friedensverhandlungen hinzuträte. Es ließen sich manche Gründe für eine solche Combination geltend machen. „Die deutsche Südgrenze würde festgestellt, deutsche politische, militairische und merkantile Fragen würden verhandelt werden; Oesterreich dürfe gewiß sein, daß Deutschland sein Interesse den fremden Mächten gegenüber bei den Verhandlungen unterstützen und kräftigen werde.“ Gelang es, einen Bevoll-

Landesbibliothek Oldenburg

mächtigten der Centralgewalt bei dieser Gelegenheit einzuführen, so war deren Aufnahme in das concert européen (ich weiß nicht, ob der Ausdruck damals schon erfunden war) ein fait accompli, und auch den Herren v. Raumer und v. Andrian war ihre Anerkennung gesichert. Zugleich konnte es Oesterreich nur erwünscht sein, zur Beschwichtigung seiner unruhigen Hauptstadt und seiner deutschen Provinzen überhaupt einen eclatanten Schritt zu thun, der seine Uebereinstimmung mit Deutschland bekundete.

Was mich betrifft, so hatte ich von diesen Combinationen und Projecten im Schooß des Reichsministeriums natürlich keine Kenntniß. Seit drei Wochen zum oldenburgischen Regierungs-Abgeordneten bei der Reichsgewalt ernannt, schrieb ich fast tägliche Berichte an meine Regierung über die Zustände in Frankfurt, über Aufträge des Reichsministeriums, über die Debatten der Nationalversammlung, über Besprechungen mit meinen zahlreichen Collegen. Dazu kam eben damals (Mitte August) ein Besuch des jungen Erbgroßherzogs von Oldenburg in Frankfurt, den sein Herr Vater geschickt hatte, um in seinem Namen den Erzherzog zu begrüßen und um sich die Dinge in Frankfurt einmal anzusehen. Das nahm mich natürlich ungemein in Anspruch. Ich hatte den Prinzen und sein Gefolge (die Herren v. Freitag und v. Eisendecher) zum Erzherzog zu begleiten, sie in die Paulskirche und in die Cirkel der Frankfurter großen Welt zu führen, ihre Bekanntschaft mit zahlreichen markanten Persönlichkeiten zu vermitteln, ihnen Aufklärung über Sachen und Personen zu geben. Dabei gingen meine Conferenzen und Correspondenzen ihren Gang, und ich fand mich in Anspruch genommen und zerstreut über das Maaß hinaus.

In solcher Verfassung erhielt ich am 18. August Morgens früh ein Billet des Herrn v. Biegeleben, Unterstaatssecretair im Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten, durch welches ich ersucht wurde, Nachmittags im Ministerium vorzusprechen, da Herr Heckscher, damals Reichsminister des Auswärtigen, mir eine Mittheilung zu machen habe. Ich erwartete irgend eine Aufforderung an meine Regierung und war nicht wenig erstaunt, als Herr Heckscher mir eröffnete, der Erzherzog wünsche mich in einer wichtigen und eiligen Angelegenheit nach Wien zu senden, ob ich dazu bereit sei? -- Ich wandte sofort meine dienstliche Stellung ein und die Nothwendigkeit für meine Regierung, unter den gegenwärtigen Umständen Jemanden hier am Platz zu haben. Hierauf und auf meinen andern Einwand, daß ich durchaus kein Diplomat sei, erwiederte Herr Heckscher: „Meine Abwesenheit werde höchstens

Landesbibliothek Oldenburg

ein paar Wochen dauern, während welcher einer der andern Abgeordneten es gern übernehmen werde, mich zu vertreten; der Erzherzog werde selbst dem Großherzog schreiben, daß und warum er auf kurze Zeit über mich disponirt habe; — es handle sich um eine geheime und vertrauliche Mission an das österreichische Ministerium, deren Gegenstand von größter Wichtigkeit für die Reichsregierung und für Deutschland sei; — es fehle der neuen Regierung ohnehin nur zu sehr an Menschen, und wenn die wenigen, zu denen man Vertrauen habe, sich entziehen wollten, so werde nie etwas Gedeihliches herauskommen; — ich hätte früher in Hamburg und anderswo bewiesen, daß ich zu unterhandeln verstände, das Ministerium habe nun einmal Vertrauen zu mir und ich möchte mich demselben unter den großen Umständen, in denen wir lebten, nicht entziehen". Ich erwiederte, daß ich mich keinenfalls erklären könne und werde, bevor ich den Zweck und Inhalt der mir zugedachten Sendung genau kenne. Der Minister eröffnete mir nun, daß es sich darum handle, einen deutschen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen mit Sardinien zugelassen zu sehen, ersuchte mich, am andern Morgen wiederzukommen, um von ihm und seinem Collegen das Nähere zu vernehmen und bat mich, bis dahin mit Niemandem über die Sache zu reden.

Andern Tages fand ich denn außer Herrn Heckscher auch die Herren v. Schmerling und v. Biegeleben, und der letztere verlas die Instruction, welche man mir mitzugeben gedachte, im Fall ich annähme. Es folgte dann ein längeres Gespräch, in welchem mich namentlich Herr v. Schmerling warm beschwor, einem so bedeutenden Zweck gegenüber alle kleinen Bedenken fahren zu lassen. Er sagte mir dann Privatbriefe an die Minister und an andere Freunde in Wien zu, und forderte mich dringend auf, mich zur Abreise für den folgenden Tag bereit zu halten. — Ich glaubte annehmen zu müssen, hatte noch eine kurze Audienz beim Erzherzog, nahm Abschied vom Erbgroßherzog, der meinen Entschluß zu billigen schien, bestellte meinen Freund, den mecklenburgischen Bevollmächtigten, zu meinem Stellvertreter, schrieb einen erklärenden und entschuldigenden Bericht nach Oldenburg, brachte meine Sachen in Ordnung und reisete am 21. August früh Morgens in Begleitung meines Dieners von Frankfurt ab.

Am ersten Reisetage beschäftigte mich mehr als billig ein unangenehmer Eindruck, den mir noch zu guterletzt Herr Heckscher mitgegeben. Da ich ihm Abends zuvor einen kurzen Abschiedsbesuch machte und aus seiner Hand meine nun ausgefertigte Instruction und meinen Paß erhielt,

Landesbibliothek Oldenburg

schlug ihm der Jude und Parvenü in den Nacken, daß er mir mit einem air de protection sagte: „Sehen Sie, Herr Oberst, nun kommt es Ihnen doch noch zu statten, daß wir damals in Hamburg mit einander bekannt geworden sind!" — Ich war ihm 15 Jahre früher als ganz jungen Advocaten in Hamburg wiederholt begegnet und hatte ihn schon damals recht gescheidt, aber ebenso vorlaut und naseweis gefunden. Das anmaßende Wort verdroß mich um so mehr, als ich zu wissen glaubte, daß Herr v. Schmerling, mein College vom Bundestage her, mich zuerst genannt und vorgeschlagen hatte. Ich erwiederte daher rasch: „Herr Minister, ich habe bisher nach dem, was zwischen uns verhandelt ist, annehmen zu müssen geglaubt, ich meinerseits erzeige Ihnen einen Gefallen. Glauben Sie, daß das Umgekehrte richtig ist, so bin ich noch jetzt sofort bereit, zurückzutreten". — Er erwiederte etwas von Mißverständniß und dergleichen, mir aber wollte die tactlose Aeußerung nicht aus dem Sinn, und ich mußte mit Unwillen und Schmerz daran denken, daß ein Mann solcher Art die auswärtigen Verhältnisse des erneuten deutschen Reiches zu leiten berufen sei. — Das Ministerium des Herrn Heckscher dauerte dann freilich auch nur wenige Wochen. —

Bald indeß waren im Verlauf meiner langen und einsamen Reise alle meine Gedanken dem mir bevorstehenden Geschäft zugewandt. Ich konnte mir leicht vorstellen, daß ich auf die gewiegten österreichischen Staatsmänner weder durch meine Stellung noch durch meine Person einen sonderlichen Eindruck machen würde. Baron v. Wessenberg, damals Minister des Auswärtigen, mit dem ich besonders zu thun haben mußte, war mir als ein bejahrter Diplomat aus der alten Schule, von wohlwollender und verhältnißmäßig liberaler Gesinnung geschildert. Ich hatte ihm gegenüber durchaus einfach und mit bescheidenem, der Sache zugewandtem Ernst aufzutreten. Die Argumente, die ich geltend zu machen hatte, mußten sich besonders auf die Nothwendigkeit beziehen, daß Oesterreich sein Verhältniß zu Deutschland werde schonen, und in so verhängnißvoller Zeit nicht vielleicht auf lange Zeit hinaus werde verderben wollen. Alles schien davon abhängen zu müssen, ob man sich in Wien noch bedrückt und hülfsbedürftig fühlte, oder ob Radetzki's Siege und Jellachich's Auftreten gegen die Ungarn ihnen wieder Selbstgefühl genug gegeben hatten, um Hoffnungen auf annähernde Herstellung der alten Zustände zu wecken. Ich fürchtete das letztere, und ich täuschte mich diesmal nicht.

In Würzburg und Nürnberg war noch Alles voll deutscher

Landesbibliothek Oldenburg

Begeisterung. Da man hörte, daß ich eben aus Frankfurt komme, hatte ich viele Fragen über die Paulskirche und die Reichsregierung zu beantworten. An der Wirthstafel in Nürnberg rief ein schon ältlicher aber sehr lebhafter Herr über den ganzen Tisch: „Alles sei klar und richtig! In 5 bis 6 Monaten werde die Reichsverfassung fertig und beschworen, der Erzherzog Johann Kaiser und Franken wieder ein Herzogthum des Reiches sein!" — Man gab ihm Beifall und Recht!

Anders fand ich es schon in Regensburg, wo sich Abends im Gastzimmer ein paar bairische Officiere mit bürgerlichen Gästen darüber zankten, ob der König von Baiern künftig Generale werde zu ernennen haben, oder nicht. Die herrschende Ansicht sprach sich in den Worten aus, „den Anmaßungen der Frankfurter Versammlung müsse und werde bald ein Ziel gesetzt werden". — Ich mußte einen halben Tag in Regensburg bleiben, weil das Danau-Dampfschiff erst am andern Mittag abfuhr, und machte, um die Zeit hinzubringen, mit einem jener bairischer Officiere eine Fahrt zur nahen Walhalla. Als wir oben waren, und uns des schönen Blicks auf das nahe Gebirge erfreuten, sagte der Baier (dem ich eben die Nothwendigkeit deducirt hatte, daß die Einzelstaaten dem Ganzen Opfer bringen müßten): „Und diese wunderschönen Berge sollen also nicht mehr unser sein?" — wobei ihm die Thränen in die Augen traten. Ich sah ihn erstaunt an, aber politische Vorlesungen habe ich ihm nicht mehr gehalten.

Auf dem Dampfschiff wurde unten im Saal auch viel politisirt und disputirt, aber ich hörte wenig davon, denn ich zog es vor, auf dem Verdeck die mir neuen herrlichen Ufer der Donau zu beschauen. Die Gegend von Passau und von da bis Linz überraschte mich in hohem Grade. Alles ist anders als am Rhein, aber eben so schön. In Linz kamen viele Oesterreicher an Bord, die nach Wien wollten. Ein alter Herr, wie ich später hörte ein höherer österreichischer Beamter aus Salzburg, setzte sich zu mir. „I hab' halt au des Schwätze unten satt und die Bube mit die bunte Bänderl. I bin schwarzgelb durch und durch und alle die Lausbub' muß man davon jagen." — Das war ein verständliches, politisches Glaubensbekenntniß! Ich hätte es aber doch gern noch weiter exponirt gehört, und fragte deshalb: „Aber wer soll das thun und was soll dann kommen?" Seine ganze Hoffnung war auf Radetzki, Jellachich und Windischgrätz gestellt; die müßten von drei Seiten auf Wien rücken, dort reine Bahn machen und das alte Regiment herstellen. Er wolle nach Wien und mit seinen dortigen Freunden reden. Ich fragte, ob er die Minister kenne? „Den Latour und

Landesbibliothek Oldenburg

den Wessenberg ä bissel; die andern sein Lausbub'." — Allmälig wurde es voller auf dem Verdeck, je mehr wir uns Wien näherten. Mein norddeutscher Dialect fiel auf und da sie hörten, ich käme aus Frankfurt, richteten Einige spitze Fragen an mich: „ob denn das deutsche Reich noch immer nicht fertig sei?" u. dergl. m.

In Wien selbst empfing mich freilich ein ganz anderer Eindruck. Auf dem Landungsplatz am Mauthgebäude wehte eine große schwarzroth-goldne Flagge; auf der Fahrt durch die Vorstadt sah ich fast Jedermann mit einer solchen Cocarde oder einem gleichfarbigen Band im Knopfloch; einige Studenten von der Aula, die bewaffnet und in Ordnung marschirend auf einer Patrouille begriffen schienen, trugen sogar ein breites dreifarbiges Band wie ein Ordenscordon über der Schulter, dazu natürlich die unvermeidlichen Kalabreser mit wallender Feder. — Ich stieg im Hotel zur Stadt Frankfurt ab, weil ich erfahren, daß Minister Wessenberg dort ebenfalls noch provisorisch wohne. Er hatte seinen Posten als Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen überhaupt nur unter der Bedingung angenommen, daß er nicht förmlich ernannt, sondern nur bis weiter mit der Verwaltung dieser Aemter betraut werde, und um das noch mehr zu markiren, wollte er die officielle Wohnung in der Staatscanzlei nicht beziehen. —

Eine Stunde nach meiner Ankunft sandte ich ihm das Privatschreiben des Herrn v. Schmerling, das ich mitgebracht hatte, und bat ihn schriftlich, mir eine Stunde zu bestimmen für eine Unterredung. Er bestellte mich mit einigen artigen Zeilen auf den andern Morgen. Ich fand einen hagern Greis voll gutmüthiger Freundlichkeit, der sich ruhig von mir vortragen ließ, was ich von ihm wünschte, bei meiner Auseinandersetzung mehrere Mal zustimmend mit dem Kopfe nickte, hin und wieder auch ein „Natürlich", „Ganz natürlich!" dazwischen schob, und mir, da ich fertig war, eröffnete, daß es mit den Friedensverhandlungen in Italien noch weitläuftig aussehe, daß neuerdings über die Auslegung des Waffenstillstandes Uneinigkeiten entstanden seien, daß Oesterreich die von Sardinien zur Bedingung gemachte französisch-englische Vermittlung noch gar nicht angenommen habe ꝛc. — Ich dankte sehr für die Mittheilung, meinte, unter solchen Umständen werde vorläufig eine eventuelle Gewährung unsers Wunsches genügen und übergab schließlich (wie mir vorgeschrieben war) Abschrift meiner Instruction. In diesem Augenblick kam ein Beamter in Uniform, der den Minister zum Kaiser beschied. Er entschuldigte sich für heute, versprach mir Nachricht zu geben, sobald etwas in der Vermittlungsangelegenheit

Landesbibliothek Oldenburg

geschehe, hoffte mich bald wieder zu sehen und bot mir schließlich eine gute Gelegenheit nach Frankfurt zu schreiben an, da er am andern Tage einen Courier dahin absende. — Ich war froh, die Sache in Gang gebracht zu sehen und schrieb sogleich meinen ersten Bericht nach Frankfurt.

Jener Beamte, der den Minister abrief, schien mir übrigens ein bestellter deus ex machina, jederzeit bereit und angewiesen, den alten vielgeplagten Minister von einem störenden oder lästigen Besuch zu befreien. Ich glaube auch noch, daß ich mich nicht darin irrte, wiewohl ich den alten Herrn eine halbe Stunde später von meinem Fenster aus einsteigen und ausfahren sah. — Es war Sonntag (27. Aug.) und der hellste Sonnenschein lagerte über der Stadt. Hunderte von Equipagen mit geputzten Damen und Herren rollten vorüber zu Landparthien nach Baden und Maidling; ein Gedränge von wohlgekleideten schwatzenden Fußgängern erfüllte die Straßen. Ich ließ mir einen Fiaker kommen, machte Besuche und fuhr in den Prater. Ueberall das heiterste Bild einer lebenslustigen, harmlos genießenden Bevölkerung. Nichts erinnerte an den Ernst der Zeiten, und doch war vor noch wenigen Tagen an dieser Stelle gräuliches Getümmel und Blutvergießen gewesen. Der sogenannte Fünfkreuzer-Tumult und die Auflösung des Sicherheitsausschusses hatten die Woche vorher Wien in die äußerste Unruhe versetzt. Jene im März eingesetzte revolutionaire Behörde hatte bis dahin die Stadt in Gemeinschaft mit der Aula regiert und neben andern Maßregeln zur Beruhigung der niedern Volksclassen öffentliche Erdarbeiten angeordnet, bei welchen mehrere tausend Männer und Weiber gegen 20 Kreuzer täglich Beschäftigung finden sollten. Man trug Hügel ab, baute unnütze Wege, grub Abzugsgräben und dergleichen. Seitdem der Hof wieder in Wien und die Nationalversammlung dort eröffnet war, wollte man diesem Scandal wenigstens nach und nach ein Ende machen, um so mehr, als es nach hergestellter Ruhe den Gewerben an Arbeitern fehlte, weil Jedermann vorzog, 20 Kreuzer täglich mit Nichtsthun zu verdienen. Der Sicherheitsausschuß wurde mit Mühe bewogen, den Tagelohn auf 15 Kreuzer herabzusetzen. Darüber am andern Tage Tumult der Arbeitenden. Die Masse derselben überschwemmte den Prater und die Vorstädte mit Geschrei und Drohungen. Der Sicherheitsausschuß nach einigen vergeblichen Beschwichtigungsversuchen dankte ab, was die Regierung bestens acceptirte, nun selbst die Sache in die Hand nahm und durch Militair und Nationalgarde die tobenden Haufen auseinander treiben ließ, wo-

Landesbibliothek Oldenburg

bei es denn an einer Anzahl Todter und Verwundeter nicht fehlte. — Es war seit dem März der erste Sieg der Regierungsgewalt über das tumultuirende Volk, und das Selbstgefühl der ersteren wie das Vertrauen der besitzenden Classen fand sich mächtig dadurch gehoben. Von da an sah man wieder Hüte mit schwarzgelben Cocarden. —

Meine Besuche bei den übrigen Ministern waren ohne alle Bedeutung. Sie wußten, was ich in Wien wollte, denn ich hatte ihnen gleich nach meiner Ankunft die Privatschreiben der Herren v. Schmerling und Heckscher zugesandt. Herr Bach, Minister des Innern, noch vor wenigen Monaten ein junger Wiener Advokat, meinte, wenn es nach seinen Wünschen ginge, so werde man mit den Italienern rasch fertig, ohne alle fremde Dazwischenkunft, durch Ertheilung nationaler und liberaler Institutionen an die Lombardei und an Venedig; der Friede mit Piemont werde dann leicht herzustellen sein. Herr Bach ist ein kleiner, schmächtiger Mann mit sehr klugen Augen, aber ohne persönliche Würde. Uebrigens äußerte er, wie die Herren Doblhof und Hornbostel, die besten Gesinnungen für die deutsche Sache und für die neue Regierung in Frankfurt. — Dann suchte ich noch den Grafen Colloredo auf, den Bundespräsidialgesandten dieses Frühjahrs, und Herrn v. Meisenbug, Unterstaatssecretair im Ministerium des Auswärtigen, der für die rechte Hand Wessenberg's galt. Der Erstere lebte zurückgezogen von allen Geschäften in seinem Palais und wartete auf eine baldige Restauration, wie er kein Hehl hatte. Herr v. Meisenbug war sehr freundlich und hoffte mir in meiner Angelegenheit nützlich werden zu können.

Am folgenden Morgen eilte ich früh in die Reichsversammlung; man hatte mir gesagt, es sei schwer, einen guten Platz auf der Tribüne zu erlangen, so groß sei der Zudrang. Die Sitzung war noch nicht eröffnet, Abgeordnete und Zuhörer kamen einzeln und in Haufen in den Saal und ich hatte um so besser Zeit, beide zu mustern. Man sah verhältnißmäßig wenig moderne Röcke und Kopfbedeckungen, selbst die meisten deutschen Abgeordneten waren im Waffenrock und Kalabreser; ziemlich viel geistliche Trachten, dann an die 100 Bauern unter den Abgeordneten, wovon manche im weißen Kittel, andere aus der Bukowina und Galizien im Schafpelz. Unter den besser Gekleideten ungemein viel junge Gesichter, nur wenige alte Herren mit aristokratischer Haltung und Toilette. Am Ministertisch saßen der alte Wessenberg, der im Lauf der Debatte zweimal Interpellationen zu erwiedern hatte, Doblhof, Bach und Kraus.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Präsident Strobach, ein Böhme von würdiger Haltung, eröffnete die Sitzung. Der Gegenstand der Debatte und diese selbst waren interessant und spannend genug. Vor etwa 6 Wochen, gleich nach Eröffnung dieses ersten österreichischen Reichstags, hatte ein gewisser Kudlich, ein ganz junger Mensch aus österreichisch Schlesien, der kurz vorher noch Student gewesen war, den Antrag in die Versammlung geworfen: „Das Unterthänigkeitsverhältniß der Landleute und alle daraus entspringenden Leistungen sind in der ganzen Monarchie aufgehoben, vorbehältlich einer Bestimmung, ob und welche Entschädigung zu leisten sei." Stürmischer Beifall der Bauern und Zuhörer war gefolgt und hatte die Versammlung bewogen, den Antrag für einen der nächsten Tage auf die Tagesordnung zu setzen. Ohne Vorbereitung durch eine Commission hatte man sich dann mitten in die Debatte gestürzt; die Frage, ob überhaupt Entschädigung oder nicht, hatte zu wilden Kämpfen und Scenen geführt; da dann das Ministerium die Leistung einer Entschädigung zur Cabinetsfrage machte, hatte man sich wochenlang über die Größe und Art derselben gestritten; eine Unterscheidung der Leistungen aus dem Unterthänigkeitsverhältniß nach den Provinzen war nothwendig geworden und führte zu unzähligen Amendements und Anträgen; zuletzt fand man sich so verwickelt, daß über 159 Fragen abgestimmt werden sollte. In der heutigen Sitzung erkannte Kudlich selbst an, daß auf diese Weise niemals ein Resultat erzielt werden könne und daß widersprechende Beschlüsse unvermeidlich sein würden. Es wurde nach langem und hitzigem Wortgefecht auf Vertagung der Sitzung angetragen. Alle Antragsteller sollten sich privatim besprechen und bis morgen über einen vereinfachten gemeinsamen Antrag sich vereinigen.

Mir machte diese lange und lebhafte Discussion den Eindruck, als sähe ich großen Kindern zu, die „Reichstag" spielten. Diese Art, sich ohne Vorbereitung und Einleitung mitten in eine schwierige, unendlich verwickelte Frage zu stürzen; dies Verdict: „die Streitenden sollten sich vertragen, es sei so nichts mit ihnen anzufangen"; das Stammeln mancher ruthenischen und dalmatinischen Bauern in gebrochenem Deutsch; die geballten Fäuste und hochrothen Gesichter anderer; die phrasenhaften, inhaltlosen Declamationen junger Demokraten aus Böhmen und aus den Erblanden; das Beifallsgeklatsch und Gelächter der Versammlung und der Zuhörer bei betreffenden Gelegenheiten, — das Alles mußte den Gedanken hervorrufen, daß hier denn doch zu früh in Parlamentarismus experimentirt werde. Zwar fehlte es nicht an

Landesbibliothek Oldenburg

Rednern, die mit großer Geläufigkeit und Emphase zu sprechen verstanden, — Schuselka, Löhner, Riger, Violand und Andere mehr —, aber bei den meisten von ihnen, wie in der durch zahllose größere und kleinere Blätter vertretenen Tagespresse herrschte die Phrase vor, wie denn ein entschiedener Hang zu erhabenen Redensarten dem gebildeteren Oesterreicher characteristisch scheint. — Was nun das schließliche Schicksal des Kudlich'schen Antrages betrifft, so dauerte der Streit und die Verwirrung darüber noch zehn volle Sitzungen hindurch, bis am Ende in ziemlich verworrener Fassung beschlossen wurde: das Unterthänigkeitsverhältniß habe in der Monarchie sofort aufzuhören und die betreffende Entschädigung sei von den Provinzialständen zu berathen und zu leisten. Das Erste ist geschehen, das Zweite, so viel ich weiß, gar nicht oder nicht überall zu Stande gekommen, — und so hatte dies lange parlamentarische Spectakelstück doch noch ein unermeßliches Resultat, die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes in ganz Oesterreich, — das einzige bleibende übrigens, welches dieser erste österreichische Reichstag hinterlassen hat.

Abends führte mich Herr v. Philippsborn, oldenburgischer Geschäftsträger in Wien, den ich natürlich aufgesucht hatte, in's Burgtheater. Ich wurde bald näher vertraut mit ihm und profitirte von da an sehr von seiner langjährigen Bekanntschaft mit Ort und Menschen. Er hatte kein rechtes Urtheil über das, was vorging, aber er kannte einen großen Theil der handelnden Persönlichkeiten genau, namentlich die Herren von der Staatscanzlei und vom diplomatischen Corps, und führte mich überall umher, so auch z. B. andern Tags in die Aula, deren Wirthschaft man sehen müsse. Um sich dieselbe zu erklären, muß man daran zurückdenken, daß 2000 Wiener Studenten die Märzbewegung begannen und gewissermaßen organisirt hatten. Sie unterzeichneten am 13. März in der großen Halle (Aula) des Universitätsgebäudes eine Petition um Preßfreiheit und Constitution und übergaben dieselbe in feierlichem Aufzuge im niederösterreichischen Ständehause. Ihnen schlossen sich Bürger und Volk von Wien an; sie hatten in Verbindung mit den Ständen und Bürgern die Abdankung Metternich's und die Zusage einer Constitution von Seiten des Kaisers erwirkt; sie hatten ihre Bewaffnung aus dem Zeughause, um die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, durchgesetzt. Seitdem blieben sie als „Akademische Legion" an der Spitze der Bewegung, waren die verzogenen Lieblinge des Volks und bildeten mit dem „Sicherheitsausschuß" die eigentliche Municipalbehörde von Wien, nebenher die Maß-

Landesbibliothek Oldenburg

regeln der Regierung und des Reichstags stark influirend durch Beifall oder Widerstreben. Von Vorlesungen an der Universität war keine Rede mehr; ein Theil der Professoren hatte sich ihnen angeschlossen und unterstützte sie durch Rath und Ansehen. — Abtheilungen der Legion hielten das Universitätsgebäude besetzt, lagerten Tag und Nacht in der Aula und patrouillirten von da aus regelmäßig durch Stadt und Vorstädte, überall gehorchte man ihnen und empfing sie bestens, in Gast- und Privathäusern war man beeifert sie zu bewirthen. In einem Hörsaale war das Hauptquartier und Commando in Permanenz. Um einen großen Tisch saßen der Präsident oder Commandirende, seine beiden Stellvertreter und ein halb Dutzend Beisitzer. Fragen der Disciplin und Bewaffnung wurden hier verhandelt und entschieden, Entsendungen und Expeditionen angeordnet, Verhaftungen befohlen, Verhöre angestellt u. s. w. Es war eine förmliche Behörde, die sich nicht ohne Ernst und Haltung benahm, nur die Biergläser und Cigarrenkästchen auf dem Sitzungstisch störten etwas die Illusion. Eine Wache vor der Thür ließ so viele Zuhörer ein, als der Raum erlaubte, denn Alles sollte frei und offen zugehen. Da wir eintraten, wurde eben ein Bauer verhört, der eine Patrouille beleidigt haben sollte und von dieser arretirt war. Nach einigen Fragen und Explicationen entließ ihn der Präsident, „weil er nur aus Dummheit gefehlt habe". Dann wurde beantragt, eine Wache auf der Zuschauerbühne des Reichstags zu etabliren, um das Lärmen derselben, das in den letzten Sitzungen arg gewesen war, zu verhindern. Der Präsident entschied, daß es richtiger sein würde, wenn eine Anzahl von Mitgliedern der Legion sich auf der Tribüne vertheile und durch Zureden und Gebote den Lärm zu hindern suche. Beschlossen, einen solchen Versuch zu machen.

Damit hatten wir für diesmal genug. Indeß bin ich später noch einige Male auf der Aula gewesen, habe das junge Volk auch wohl einmal lauter debattirend, oder singend und zechend gefunden, aber niemals wild und schrankenlos. Sie trieben ihr Wesen in gutmüthiger, heiterer Unbefangenheit, als müsse es so sein und als liege die letzte Entscheidung über Staat, Recht und Ordnung ganz natürlich und rechtmäßig in ihren Händen. „Sie spielten eben „Regierung", wie der Reichstag „Parlament" spielte." An den erforderlichen Decorationen fehlte es natürlich auch nicht, die ganze große Halle war mit dreifarbigen Fahnen drapirt und die Acteurs selbst so fantastisch als möglich mit glänzenden Waffen, Schleppsäbeln, Pistolen im Gürtel, wallenden Hutfedern, bunten Bändern ꝛc. decorirt.

Landesbibliothek Oldenburg

Auch der Statue des Kaisers Joseph zu Pferde und im antiken Costüm hatte man eine enorme schwarz-roth-goldne Fahne in die Hand gegeben und eine noch größere wehte auf dem Giebel des Schlosses zu Schönbrunn, wo der Kaiser wohnte. Er selbst, erzählte man mir, habe sie mit eigner Hand aufgestellt.

Diese Fahnen und Cocarden in deutschen Farben waren indeß hier in Wien und in ganz Oesterreich nichts weniger als ein National-, sie waren lediglich ein Partei-Zeichen. Kein Mensch dachte daran, dadurch den staatlichen und nationalen Zusammenhang mit Deutschland auszudrücken, seine Theilnahme für die Entwicklung in Frankfurt bezeugen zu wollen. Im Gegentheil, man wußte kaum etwas von dieser und dachte nicht daran, Oesterreich dem deutschen Reich zu unterwerfen. „Der Erzherzog Johann sei detaschirt nach Deutschland und eine Anzahl Oesterreicher mit ihm, um dort den österreichischen Einfluß und die österreichische Oberherrschaft zu sichern," — das schien die Ansicht Vieler. Die Meisten aber hatten den Erzherzog und Deutschland so gut wie vergessen. Die schwarz-roth-goldnen Farben waren ihnen der Gegensatz der schwarz-gelben, die Reform und Demokratie gegenüber dem Metternich'schen System. Nichts weiter. In hundert absichtlichen und unabsichtlichen Aeußerungen trat mir das deutlich entgegen.

Seit dem Fall des Sicherheitsausschusses hatte der demokratische Verein sehr an Wichtigkeit gewonnen. Er war damals neben der Aula einer der Sammelpuncte der Bewegung und des eben herrschenden öffentlichen Geistes, hatte wie jene sein Büreau in Permanenz und täglich größere Versammlungen, wo Reden gehalten, Petitionen entworfen, Beschlüsse gefaßt und Conferenzen mit der Aula und mit den Ausschüssen des Reichstags gehalten wurden. Hier regierte die unbändigste, hochtrabendste Demokratie unter dem Vorsitz des Herrn Tausenau. Es war der Jacobiner-Club Wiens, der bald darauf in den October-Unruhen die bedeutendste Rolle spielte. — Auch ihn besuchte ich in Gesellschaft von ein paar Bekannten, konnte aber das wilde, declamatorische Gewäsch nicht lange aushalten. —

So verflossen mehrere Tage. An Unterhaltung für mich war kein Mangel, — aber Herr v. Wessenberg ließ kein Wort von sich hören. Ich mußte einmal an mich erinnern und schrieb ihm am letzten Tage des August das Nachfolgende:

„Euer Excellenz hatte ich vor vier Tagen die Ehre über den Zweck meiner Sendung hierher mündliche und schriftliche Mittheilung

Landesbibliothek Oldenburg

zu machen, und Dieselben waren so gütig, mir nach ertheilter übersichtlicher Auskunft auf meine Bitte zuzusagen, daß mir fernere Eröffnungen zugehen sollten, wenn Veranlassung dazu sei und wenn sich Weiteres in der italienischen Friedens- und Vermittlungsfrage entwickle.

Wenn ich somit den ersten Punct meines Auftrags und den nächsten Wunsch der Centralregierung, welcher dahin ging, von dem Gang der Verhandlungen in Kenntniß gesetzt zu werden, als bewilligt und erreicht betrachten darf und in dieser Beziehung nur noch die Aufgabe habe, zu warten, so wollen Euer Excellenz es mit der folgenreichen Wichtigkeit des Gegenstandes und mit der mich dabei treffenden Last der Verantwortung entschuldigen, wenn ich schon jetzt auf die eventuelle Frage über die Theilnahme Deutschlands im Fall einer englischen und französischen Vermittlung zurückzukommen mir gestatte.

Euer Excellenz übersehen besser, als ich es sagen kann, von welch unermeßlicher Bedeutung für die glückliche Entwicklung des Verhältnisses von Oesterreich zu Deutschland, für die Befestigung und Wirksamkeit der Regierung des Reichsverwesers, für die Stimmung der Nation und die Stellung der Parteien, mit einem Wort für den ganzen Entwicklungsgang der politisch-historischen Krisis, in welcher wir uns befinden, es werden kann, ja werden muß, ob sich Deutschland bei dieser ersten großen Gelegenheit in der Stellung, die es sich nach dem Willen der Nation gegeben hat, anerkannt findet, oder ausgeschlossen und verworfen sieht! — Es ist unübersehbar, zu welchen Verwicklungen und Erschütterungen die eklatante Zurückweisung eines nach allen Seiten hin als gerechtfertigt erkannten Anspruchs führen könnte, im Moment einer revolutionairen Krisis, welche durch nichts so sehr hervorgerufen ist und getragen wird, als durch tief verletztes Nationalgefühl.

Würden Euer Excellenz es unter diesen Umständen nicht für angemessen halten, zunächst die Centralregierung durch die Erklärung zu beruhigen, daß die kaiserliche Regierung eine Vermittlung Englands und Frankreichs in der italienischen Frage, sofern eine solche überhaupt zu Stande komme, nur dann annehmen werde, wenn ein Bevollmächtigter der deutschen Centralgewalt ebenfalls an den Friedensverhandlungen Theil nähme? Und wären Euer Excellenz nicht geneigt, mir den erwünschten und ehrenvollen Auftrag zu geben, eine Erklärung solcher Art nach Frankfurt zu melden?

In aufrichtiger Hochachtung Euer Excellenz

Wien, 31. August 1848. M.

Landesbibliothek Oldenburg

Am andern Morgen früh erhielt ich ein Billet, durch welches mir der Minister die Nachricht von dem Waffenstillstand von Malmöe mittheilte und mich einlud, Abends 6 Uhr zu einer Besprechung bei ihm vorzutreten. Ich fand ihn sehr wohlwollend und gesprächig. Erst gestern seien sowohl Herr Lacour als Lord Ponsonby auf die Nothwendigkeit einer Friedensvermittelung in Italien zurückgekommen. Er habe erwiedert, es müßten bestimmte Vorschläge über die Form und Grundlage einer solchen Verhandlung vorliegen, ehe er sich darüber erklären könne, worauf Herr Lacour geäußert, daß er in zwei bis drei Tagen nähere Eröffnungen aus Paris erwarte. Bei dieser Gelegenheit habe er sowohl dem französischen als dem englischen Botschafter angekündigt, daß auch die deutsche Centralregierung an den Verhandlungen Theil zu nehmen wünsche. Er ermächtige mich also, nach Frankfurt zu berichten, daß Oesterreich die eventuelle Theilnahme Deutschlands an den Friedensverhandlungen angekündigt habe. Ich dankte sehr und hielt es für richtig zu thun, als wenn damit die Hauptsache abgethan sei. Er bat mich, nun die bevorstehenden näheren Vorschläge aus Paris und London zu erwarten, die er mir sofort mittheilen werde. Ich berichtete gleich nach Frankfurt und sprach unter anderm auch die Vermuthung aus, daß unser Dazwischentreten den Oesterreichern um deswillen erwünscht sein möchte, weil sich dadurch die Verhandlung mit England und Frankreich in die Länge ziehen lasse. Es sei mir, nach Allem was ich sähe und hörte, nicht zweifelhaft, daß die Wiener Regierung ohne jegliche Vermittelung mit den Italienern allein fertig zu werden wünsche.

Schon Tags darauf lud mich Herr v. Wessenberg abermals zu sich ein. Es schien, als sei ihm die Besorgniß gekommen, mich durch seine gestrige Mittheilung zu sehr in high spirits gesetzt zu haben. Er glaubte nachholen zu müssen, daß seine Eröffnung, sowohl die an die fremden Mächte, als die an mich über die Theilnahme Deutschlands an den Friedensverhandlungen, eine rein confidentielle gewesen sei. Eine Bekanntmachung und Veröffentlichung derselben würde voreilig und bedenklich sein. Es sei von Frankfurt ein officieller Schritt noch zu erwarten, und die rechte Form dafür zu suchen. — Ich konnte ihn vollständig über meine Auffassung der Sache beruhigen, da ja mein ganzer Auftrag und meine Stellung ganz und bloß vertraulicher Art sei, und bat mir dann seinen Rath in Bezug auf die officiellen Schritte aus, die nun von unserer Seite zu geschehen hätten. Er versprach darüber nachzudenken und mir baldigst seine Ansicht mitzutheilen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ich wartete einige Tage ruhig auf weitere Eröffnungen. Aber weder die Mittheilung der als ganz nahe in Aussicht gestellten näheren französisch-englischen Anträge, noch der zugesagte Rath erfolgten. So schrieb ich denn am 5. September an den Minister:

„Euer Excellenz hatten die Güte, mir vor mehreren Tagen confidentiell die erfreuliche Nachricht mitzutheilen, Sie hätten an die französische und englische hiesige Gesandtschaft die Notification ergehen lassen, daß die Centralregierung Deutschlands eine Theilnahme an den etwaigen Vermittelungsverhandlungen in der italienischen Sache in Anspruch nehme, und daß Oesterreich mit dieser Theilnahme einverstanden sei.

Ich habe nicht verfehlt, diese vertrauliche Eröffnung sofort nach Frankfurt zu berichten, und zweifle nicht, dieselbe werde den angenehmsten Eindruck gemacht haben, wenn sie auch noch nicht den vollen Ausdruck dessen enthält, was man dort wünscht und beanspruchen zu dürfen glaubt. — Das vereinigte Deutschland hofft und erwartet, Oesterreich werde es zur Bedingung der Annahme jeder fremden Vermittelung machen, daß ein deutscher Bevollmächtigter an den Verhandlungen Theil nehme. Es ist überzeugt, Oesterreich werde darin nur einen Vortheil und eine Verstärkung seiner wahren Interessen sehen können, während eine Ausschließung Deutschlands bei dieser Gelegenheit nicht nur eine Schwächung der beiden eng verbundenen Reiche, sondern auch nicht absehbare Mißstände, Verwickelungen und Gefahren in ihrem Gefolge haben könnte.

Euer Excellenz schienen in den Unterredungen, welche Sie mir vor einigen Tagen zu bewilligen die Güte hatten, mit dieser Ansicht einverstanden. Würden Dieselben es nicht für angemessen halten, jene Bedingung gegenüber den beiden fremden Mächten, deren fernere Eröffnungen in diesen Tagen nach Euer Excellenz Aeußerung erfolgen müssen, entschieden auszusprechen? — Dieser lockeren französisch-englischen Verbindung gegenüber sind die eng verwachsenen Reiche Oesterreich und Deutschland so stark, daß jeder etwaige Widerspruch ihrem vereinigten, energisch ausgesprochenen Willen weichen müßte.

Das Pariser Blatt, welches für das Organ des Herrn Bastide gilt, hat sich dieser Tage in rücksichtlosester Weise über die Nothwendigkeit einer baldigen Annahme der Vermittelung von Seiten Oesterreichs ausgesprochen. So steht ja wohl die officielle Mittheilung aus Paris unmittelbar bevor, welche Euer Excellenz erwarten und

Landesbibliothek Oldenburg

von der Sie mir gefällige Mittheilung gleich nach ihrem Eintreffen machen wollten.

Euer Excellenz hatten die Güte, an die Form denken zu wollen, in welcher die officielle Anforderung der Centralregierung ihrerseits an den bevorstehenden Vermittelungsverhandlungen Theil zu nehmen, am besten geschehen könne, und versprachen, mir darüber Ihre Ansicht mitzutheilen. Euer Excellenz werden es mir nicht verargen, daß ich einer solchen Mittheilung mit Unruhe entgegen sehe, um darüber nach Frankfurt berichten und die nöthigen Schritte von dort veranlassen zu können. Wäre es nicht am einfachsten und in den Verhältnissen völlig begründet, wenn Euer Excellenz mir Namens der österreichischen Regierung die Zusage gäben, daß dieselbe, im Fall der Annahme fremder Vermittelung überhaupt, die Centralregierung von Deutschland zur Theilnahme an den Verhandlungen auffordern oder einladen werde, nachdem sie (die kaiserliche Regierung) durch vertrauliche Mittheilung davon unterrichtet worden, daß man in Frankfurt zu einer solchen Theilnahme bereit und geneigt sei?

Euer Excellenz würden mich unendlich verbinden, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mich mit einer schriftlichen Rückäußerung auf die beiden in diesem Schreiben enthaltenen Fragen, die ja nur Eventualitäten betreffen, zu beehren."

u. s. w.

Der Abend und der folgende Tag vergingen, ohne daß ich das Mindeste von Herrn v. Wessenberg hörte oder sah. Am Morgen des 7. September erhielt ich durch die Post ein Schreiben des Reichsministeriums aus Frankfurt vom 31. August, welches mich dringend aufforderte, ein Versprechen der österreichischen Regierung, daß sie ohne Deutschland den Frieden mit Sardinien nicht verhandeln werde, zu erlangen. Ich nahm daraus Veranlassung, sogleich an Herrn v. Wessenberg zu schreiben:

„Euer Excellenz wird das Schreiben zu Händen gekommen sein, welches ich vor zwei Tagen (am 5. d. M.) an Dieselben zu richten die Ehre hatte.

Seitdem ist eine Depesche des Ministeriums von Frankfurt an mich eingegangen, in welcher ich aufgefordert werde, Euer Excellenz wiederholt dringend vorzustellen, daß die Regierung des Reichsverwesers einer bestimmten Antwort auf die Fragen bedürfe, welche ich in meinem Schreiben von vorgestern an Euer Excellenz zu stellen so

Landesbibliothek Oldenburg

frei war. Ich werde zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht abhängig sein könne von dem augenblicklichen Stand der Dinge in Italien, oder von den Vermittelungsverhandlungen mit andern Mächten; daß jene Fragen vielmehr, als eventuell und formell, mit dem Zeitpunkt und dem Inhalt englisch-französischer Vermittelungsvorschläge nichts zu thun hätten. Das Reichsministerium bemerkt zugleich, daß die Centralregierung nach dem Verhalten der kaiserlichen Regierung in dieser Angelegenheit Oesterreichs Verhältniß zu ihr und ihre eigne Lage in Europa beurtheilen müsse, zumal, da die von Oesterreich ausgesprochene Zuziehung und Aufforderung Deutschlands zur Theilnahme an den Verhandlungen auf die Stimmung und Handlungsweise Englands und Frankreichs gegenüber der Centralregierung den unmittelbarsten Einfluß üben müsse. Eine ausdrückliche schriftliche Aeußerung des kaiserlichen Ministers der äußeren Angelegenheiten sei daher durch mich jedenfalls zu erwirken.

Indem ich mich der Pflicht entledige, Euer Excellenz von diesen mir zugegangenen Weisungen ergebenste Mittheilung zu machen, darf ich mir gestatten, auf die dringende am Schluß meines Schreibens von vorgestern gestellte Bitte zurückzukommen."

Mit u. s. w.

Zwei Stunden darauf kam ein freundliches Billet des Ministers, der mich auf den Abend zu sich einlud. — Er begann mit der Erklärung, Oesterreich habe soeben die französisch-englische Mediation angenommen, da Frankreich mit Abbruch der Verhandlungen gedroht und der König von Sardinien den Frieden ohne Vermittelung nicht habe unterhandeln wollen. Indeß sei eine Basis für die Verhandlungen erst noch zu verabreden, und er erwarte die desfallsigen Vorschläge aus Paris und London. Was die Theilnahme Deutschlands betreffe, so wiederhole er, daß das Einverständniß Oesterreichs mit derselben den beiden Mächten erklärt sei; aber zur Bedingung könne er diese Theilnahme nicht wohl machen, weil das einen Bruch herbeiführen könne, und das um so mehr, weil er wisse, daß die deutschen Gesandten in London und Paris nicht empfangen, also die Centralgewalt dort nicht anerkannt sei. — Ich erwiederte, das gerade schiene ein Grund auch für Oesterreich, auf die Theilnahme Deutschlands an den Verhandlungen zu bestehen; die Anerkennung folge dann von selbst daraus. — Der alte Herr erwiederte: „Er sei ja ganz einverstanden mit Deutschlands Zuziehung, aber dasselbe müsse nun selbst einen officiellen Schritt

Landesbibliothek Oldenburg

dazu thun." — Als ich dann erinnerte, er habe mir seinen Rath in dieser Beziehung versprochen, meinte er: „das sei ihm doch bei näherer Betrachtung bedenklich erschienen; — es sehe aus wie eine Aufforderung, und z. B. Preußen, welches auch Ansprüche auf Theilnahme zu machen scheine, könne das übel deuten, oder es zur Veranlassung nehmen, sich auch in die Verhandlung zu drängen. Dann werde auch Rußland kommen, und die Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten nähmen kein Ende. Er wolle mir morgen die Correspondenz mit dem französischen und englischen Gesandten zur Einsicht schicken, damit ich genau über den Stand der Sache nach Frankfurt berichten könne, wo man denn einen weiteren Entschluß fassen müsse." — Ich nahm das dankbar an und ersuchte nur noch, eine kurze schriftliche Rückäußerung auf meine beiden letzten Schreiben damit zu verbinden. Man habe in Frankfurt das Bedürfniß, genau zu erfahren, wie man mit der kaiserlichen Regierung daran sei. — Der Minister ging ungern darauf ein, sagte aber, da ich nicht abließ, am Ende zu. Er werde mir andern Tages mit der Correspondenz eine Antwort senden.

Den ganzen 8. September wartete ich vergeblich auf eine solche und schrieb daher am 9. früh an Herrn v. Wessenberg:

„Euer Excellenz gaben mir in einer Unterredung von vorgestern Abend die gewogentliche Zusage, daß Sie mir am andern Morgen (als gestern) eine schriftliche Rückäußerung auf meine beiden Schreiben vom 5. und 7. und außerdem die mit den fremden Gesandten gepflogene Correspondenz zur Einsicht senden wollten. Ich habe gestern den ganzen Tag das Zimmer nicht verlassen, um diese für mich und meinen Auftrag überaus wichtige Zusendung nicht zu versäumen. Sollte irgend ein Mißverständniß oder eine Irrung mich dieselbe dennoch haben verfehlen lassen? — Zwei Worte Euer Excellenz können mir darüber Beruhigung geben." M.

Kurz darauf sah ich den Secretair des Ministers, den Herrn von Isfording, bei mir eintreten und mir die Entschuldigung desselben bringen. „Herr v. Wessenberg sei erkrankt (er verließ in der That den ganzen Tag über nicht das Bett) und habe außerdem die Alles verändernde Nachricht aus Frankfurt, daß dort das ganze Ministerium abgegangen sei und für den Augenblick keine Reichsregierung existire. Unter solchen Umständen habe er das Schreiben an mich, das schon fertig gewesen, nicht wohl abgehen lassen können und ihn (Herrn v. Isfording) beauftragt, mir die versprochene Abschrift der Correspondenz mit den fremden Gesandten zur Einsicht vorzulegen." — Ich bemerkte

Landesbibliothek Oldenburg

Herrn v. Isfording, „die Veränderung des Ministeriums in Frankfurt, von der ich übrigens noch nichts wisse, habe m. E. durchaus keine Aenderungen in den Beziehungen Deutschlands zur italienischen Frage oder in meinem Verhältniß zu Herrn v. Wessenberg zur Folge. Die Regierung des Reichsverwesers werde nach wie vor bestehen, wenn auch das Ministerium gewechselt sei, und ich müsse um die mir zugesagte schriftliche Antwort auf meine schriftlichen Anfragen vom 5. und 7. ergebenst und dringend bitten". Herr v Isfording versprach, das dem Minister zu sagen. —

Ich sah dann die mir vorgelegten Actenstücke durch und berichtete über deren Inhalt nach Frankfurt. Sie enthielten im Wesentlichen dringende Noten des französischen und englischen Gesandten auf Annahme ihrer Vermittelung, die anfangs ausweichenden Antworten des österreichischen Ministerums und schließlich dessen einwilligende Erklärung, unter Vorbehalt jedoch einer vorgängigen Festsetzung der Basis der Verhandlungen. — Ich schloß dann meinen Bericht mit der dringenden Bitte um Nachrichten und Verhaltungsbefehle, die ich noch erwarten wolle, ehe ich von hier abreisete. Denn ich könne nicht verhehlen, daß ich kaum noch Hoffnung für das Gelingen meiner Aufgabe hätte. Oesterreich wolle keine runde und genügende Antwort geben. Es scheine aus mehr als einem Grunde Bedenken zu tragen, die junge und schwankende deutsche Reichsregierung in den Kreis der europäischen Mächte einzuführen. Ob man unter solchen Umständen in Frankfurt noch einen officiellen Schritt thun wolle, etwa in Anknüpfung an die von mir erwirkte Erklärung des Herrn v. Wessenberg: „daß Oesterreich mit einer Theilnahme Deutschlands an den Vermittelungsverhandlungen einverstanden sei," — müsse ich anheimgeben.

Die Antwort aus Frankfurt konnte frühestens in einer Woche da sein. Ich erwartete sie mit Ungeduld, denn der Aufenthalt in Wien unter solchen Umständen wurde mir zur Last. Zerstreuung zwar und Neues gab es genug. Eben debattirte der Reichstag einmal wieder über die Sprachenfrage. Es war ein stark unterstützter Antrag eingebracht, alle Abstimmungsfragen sollten in deutscher, polnischer, ruthenischer und rumänischer Sprache ausgerufen werden. Das führte zu einem Sturm und Kampf, wie er noch kaum dagewesen. In fünf oder sechs Sprachen schrieen die Bauern ihren Zorn oder ihren Beifall aus, und als der Abgeordnete Borosch das Deutsche als einzige Staatssprache mit guten Gründen und lebhaft vertheidigte, und sogar von „Nationalitäts-Liebhabereien" sprach, erhoben sich alle Slaven wie ein

Landesbibliothek Oldenburg

Mann und verlangten mit geballten Fäusten Widerruf. Nachdem die Ruhe mühsam hergestellt war, ergriff der Führer der Czechen (Riger aus Prag) das Wort: „Wir haben das Recht, hier in unserer Sprache zu reden, so sehr und noch mehr als die Deutschen. Wir Slaven sind in der Majorität in Oesterreich, durch unser Geld und unser Blut wird es erhalten, nur so lange wir wollen, wird es bestehen!" — Eine vortreffliche Rede Löhners beschwichtigte den Sturm für diesmal. Er wies darauf hin, wie nöthig es eben jetzt sei zusammen zu halten, da offenbar die Reaction im Anzuge sei. Aber der böse Eindruck jenes Wortes von Riger blieb haften, und der Hof, der bisher auf die Czechen vertraut hatte, die in der Regel mit der Regierung stimmten, ließ von da an die Versammlung entschieden fallen und sah sich nach andern Mitteln und Wegen um.

Einige Tage später sah Wien wieder einen Straßencrawall, der gefährlich zu werden drohte. Eine Sparcasse oder dergleichen hatte bankerott gemacht und Tausende von Einlegern aus dem niedern Volk verlangten Ersatz von der Regierung. Das Ministerium des Innern wurde belagert und selbst theilweise geplündert von wüthenden Volkshaufen. Eine Versammlung in der Aula beschloß die Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses und eine bewaffnete Sturmpetition an den Reichstag. Dieser beschloß auf obige vom Kriegsminister Latour mitgetheilte Nachricht seine Permanenz. Die Nationalgarde und das Militair traten unter die Waffen, und deren feste Haltung verhinderte die Sturmpetition, welche sich in einen Andrang dürftigen Volks unter des tollen Priesters Füster's Anführung auflösete, die bald zur Ruhe gebracht war. Wien kam diesmal mit dem Schrecken davon.

Bei all diesem ungemäßigten und verworrenen Treiben waren sämmtliche Theater, die ich der Reihe nach besuchte, jeden Abend übervoll, die Kaffeehäuser und Vergnügungsörter in und bei Wien stark besucht von geputzten Damen und Herren und ruhigen, gutmüthig schwatzenden Gästen aller Art. Ich fuhr nach Schönbrunn, nach Laxenburg, nach dem lieblichen Baden und traf es überall heiter und belebt, wie ich es vor 30 Jahren im tiefsten Frieden gesehen hatte. — Mein Mittagessen nahm ich in der Regel in der Restauration des Hotels, in Gesellschaft Philippsborns und mehrerer höheren Officiere, die dort ihren Tisch hatten. Das Gespräch war lebhaft und manchmal recht interessant für mich, besonders durch Gäste, die jene mitbrachten, Officiere von der italienischen oder ungarischen Armee, mit

Landesbibliothek Oldenburg

Meldungen und Aufträgen an das Kriegsministerium nach Wien gesandt. Alle waren natürlich schwarz-gelb durch und durch.

Auch äußerlich wagten sich diese Farben mehr und mehr hervor. Das Militair zwar hatte sie niemals abgelegt und trug nur ein kleines dreifarbiges Cocardchen über der großen schwarz-gelben. Jetzt aber erschienen immer mehr wohlgekleidete Herren und Bürger, die des revolutionairen Getreibes satt waren, mit den alten Farben der Monarchie im Knopfloch oder am Hut, nicht ohne sie zu entfernen, wenn sie in die Nähe der Aula kamen oder wo es sonst nicht geheuer schien. Manche Insulten kamen dennoch bei solcher Veranlassung vor, und als ein Handelsmann den Muth hatte, mitten in der Stadt am Graben auf seine Bude die schwarz-gelbe Fahne zu stecken und drinnen dergleichen Bänder und Kokarden von jeder Form feil zu halten, verkaufte er zwar im ersten Augenblick eine große Anzahl an eine Menschenmenge, die sich herangedrängt hatte und der Demonstration nicht fremd sein mochte, bald aber nahte ein Haufe niederen Volks unter democratischer Führung, der die Fahne herunterriß und die Bude umstürzte. Indeß stellte die herbeigeeilte Nationalgarde die Ruhe her und unter ihrem Schutz behielten viele Umstehende ruhig den eben erworbenen schwarz-gelben Schmuck. —

Am 11. erhielt ich einmal wieder eine Depesche aus Frankfurt, die vom 5. datirt war. Natürlich noch keine Antwort auf meinen letzten Bericht, wohl aber die Nachricht, daß das Ministerium abgegangen sei und daß Herr Dahlmann aus Bonn ein neues zu bilden den Auftrag habe. — Bald darauf brachte man mir ein gewundenes Schreiben des Ministers v. Wessenberg, in welchem er mich ersuchte, die abschriftlich angelegte Correspondenz mit der französischen und englischen Gesandtschaft (dieselbe, welche ich schon mehrere Tage vorher eingesehen hatte) nach Frankfurt zu übersenden, indem er hinzufügte: „Die österreichische Regierung rechne auf den Beifall des Reichsverwesers für ihren Standpunkt und sie bezweifle nicht, derselbe werde diesen Beifall am gehörigen Orte geltend machen". Das sollte die versprochene schriftliche Antwort auf meine Fragen vom 5. und 7. und die Aufforderung zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen sein, die ich verlangt hatte!! — Ich war längst enttäuscht und konnte herzlich lachen über diese diplomatische Unschuld und Harmlosigkeit. Allenfalls ließ sich daraus aber doch die Veranlassung zu einem nunmehrigen officiellen Schritte entnehmen. Ich be-

Landesbibliothek Oldenburg

richtete in diesem Sinne nach Frankfurt, indem ich die Correspondenz übersandte. Herrn v. Wessenberg aber erwiederte ich das Folgende:

„Euer Excellenz würde ich für die gestrige vertrauliche Mittheilung meinen persönlichen Dank gebracht haben, wenn ich nicht glaubte, daß die Pflicht der Discretion in Bezug auf Ihre so dringend in Anspruch genommene Zeit überwiege.

Ich habe nicht verfehlt, Euer Excellenz Mittheilung sogleich nach Frankfurt zu befördern und daneben auf die Dringlichkeit eines nunmehr zu machenden officiellen Schrittes aufmerksam gemacht, nachdem ich die Hoffnung fast verloren, es werde von Seiten Oesterreichs eine Aufforderung zur Theilnahme an den Verhandlungen für jetzt geschehen. Zugleich habe ich darauf hingewiesen, daß in der Antwortsnote Euer Excellenz an den französischen Gesandten vom 3. d. M. dieser Theilnahme zwar weder als Wunsch noch als Bedingung Erwähnung geschehen sei, daß aber die Reservation Oesterreichs: „de convenir avec les puissances médiatrices des conditions qui devront servir de base à la négociation“ allerdings der Gelegenheit und Hoffnung Raum gebe, es werde später als eine dieser conditions die Zuziehung Deutschlands zu den Vermittlungsunterhandlungen von Oesterreich ausgesprochen werden.

Ich hoffe, daß ich damit nach Euer Excellenz Sinn und Meinung verfahren habe, und würde mich glücklich schätzen, wenn Euer Excellenz mich davon durch eine gelegentliche Aeußerung vergewisserten und mich nach dem früheren gütigen Versprechen in fortlaufender Kenntniß von der fernern Entwicklung der Sache erhalten wollten, namentlich in Betreff der zu erwartenden Erwiederungen aus Paris und London. Vor dem 19. oder 20. werde ich schwerlich eine Antwort aus Frankfurt haben können, also bis dahin hier bleiben müssen.“

u. s. w.

Auch in diesem Falle noch vermied der alte Diplomat eine schriftliche Rückäußerung. Er ließ mich vielmehr kurz darauf zu Tisch laden und dankte bei dieser Gelegenheit für mein Schreiben, mit dem er einverstanden sei.

Nicht lange darauf beschäftigte die bekannte ungarische Deputation an den Reichstag eine Zeit lang fast ausschließlich die öffentliche Aufmerksamkeit der Wiener. Jedermann fühlte damals dunkel, daß mit der ungarischen Frage das Schicksal der Monarchie entschieden würde, und dieselbe lag so verwickelt und verfahren, daß eine vernünftige und friedliche Lösung unmöglich schien. In der angstvollen Be-

Landesbibliothek Oldenburg

klemmung der Märztage hatte der Kaiser den Ungarn nicht nur ihre alte Verfassung, ein besonders von dem Wiener Cabinet unabhängiges Ministerium, ein eignes Parlament, eine gesonderte Gesetzgebung, sondern auch viele neue Forderungen und Ergänzungen bewilligt, welche die künftige Theilnahme Ungarns an der österreichischen auswärtigen Politik, an den österreichischen Kriegen, an den Finanzen und an der Staatsschuld mehr als zweifelhaft machten. Als man in Wien wieder zur Besinnung kam, griff man zu schlechten Mitteln, um das unmögliche Verhältniß wieder los zu werden. Die ungarischen Nebenländer, Croatien, Slavonien, das Banat, Siebenbürgen, wurden aufgewiegelt gegen das Magyarenthum in Pesth. Man bediente sich des Banus von Croatien, des General Jellachich, eine Armee gegen Ungarn aufzustellen, unter dem Vorwand, daß er die Nationalität und die Unabhängigkeit der Südslaven schützen wolle. Der Hof, damals unter dem Einfluß der Wiener Demokraten und des nahen ungarischen Reichstags, ward gezwungen, den aufständischen General, den er selbst dazu veranlaßt hatte, zu desavouiren, ja ihn seiner Würden und Aemter verlustig zu erklären. Aber man fuhr fort, ihn unter der Hand zu ermuntern und zu unterstützen, und da er in einigen Gefechten gegen die eilig zusammengeraffte ungarische Armee siegreich war und die Majorität des Wiener Reichstags (die Slaven) ihm günstig schien, setzte ihn der Kaiser durch geheimen Erlaß wieder ein und verlangte von den Ungarn, sie sollten sich mit ihren Nebenländern auseinandersetzen. Folgte große Entrüstung der Wiener Demokraten, noch größere des ungarischen Reichstags. Man schrie und mit Recht über Verrath, aber die Ungarn waren für den Augenblick ohnmächtig, ihre alten Regimenter standen weitab, bei Radetzki in Italien. Schon im Anfang des September war eine sogenannte Monstredeputation von 120 Mitgliedern des Reichstags von Preßburg nach Wien geschickt, um den Kaiser um Hülfe gegen Jellachich und die ungarischen Regimenter in Italien anzugehen. Sie erhielt ausweichende Antworten und erfuhr gleichzeitig die bis dahin noch nicht als officiell bekannte Rehabilitation Jellachich's in alle seine Würden und Aemter. Auf's Aeußerste entrüstet fuhr die Monstredeputation sofort nach Preßburg ab und das Wiener Volk begleitete sie mit seinen Sympathien und Zurufen, während Werbeplätze für den Banus, freilich neben andern für die Ungarn, mit den betreffenden Fahnen und Zeichen in der Stadt geduldet wurden.

Am 18. September sandte dann der ungarische Reichstag eine zweite Deputation nach Wien, bestehend aus zwölf seiner Mitglieder,

Landesbibliothek Oldenburg

lauter Magnaten und hervorragende Redner, — aber diesmal nicht an den Kaiser, sondern an den Wiener Reichstag, um dessen Intervention zwischen der Krone und dem ungarischen Volk und dessen Hülfe gegen das Verfahren des Hofes und Jellachich's in Anspruch zu nehmen. — Die Sitzung vom 19. gehörte zu den belebtesten und längsten, die der Reichstag gehalten. Die ungarische Deputation befand sich in großem Costüm in der Diplomatenloge; ihr Schreiben um Vorlassung vor die Versammlung wurde verlesen, worauf der Präsident bemerkte, daß nach der Geschäftsordnung überhaupt keine Deputationen empfangen werden dürften. Dagegen wurde dann von Seiten der demokratischen Linken heftig protestirt. Ein Pole erhob sich und verlangte in diesem Fall Abgehen von der Geschäftsordnung. Borosch rief aus: „Der Weltgeist pocht heute an die Pforten dieses Hauses und die Geschäftsordnung stellt sich als Pförtnerin hin; soll sie unsere Tyrannin sein?" Diese und ähnliche Phrasen riefen stürmischen Beifall hervor. Aber die slavische Mehrheit widersetzte sich dem Abgehen von der Geschäftsordnung und trug auf Tagesordnung an. Darüber Ausbrüche des heftigsten Unwillens. Die Sitzung mußte auf eine Stunde aufgehoben werden. Dann hielt Goldmarkt eine lange Rede, in welcher er die Versammlung beschwor, „nicht über sich selbst und ihren geschichtlichen Beruf zur Tagesordnung zu gehen." Man forderte die Minister auf, sich zu äußern und der alte Wessenberg erhob sich mühsam und sagte mit leiser Stimme: „Zur richtigen Beurtheilung der Regierungspolitik Ungarn gegenüber müsse eine Denkschrift der Versammlung mitgetheilt werden, die vor 14 Tagen an den ungarischen Reichstag ergangen sei." Bach verlas dieselbe. Sie war voll Ermahnungen und versöhnlicher Zureden, wich aber dem Streit über die croatische Frage und über die Stellung der Nebenländer aus. Der Minister fügte hinzu: „Die überaus wichtige ungarische Frage könne nicht so ex tempore bei Gelegenheit einer Deputation entschieden werden, sondern bedürfe einer besonderen und regelmäßigen späteren Verhandlung. Riger, als Führer der Slaven und Begünstiger der croatischen Ansprüche, stimmte dem bei. „Das Anhören der Deputation würde kein anderes Resultat haben, als ein Präcedens für den Bruch der Geschäftsordnung zu sein. Sollen die Deputirten vorgelassen werden, damit wir ihre prächtigen Kleider und langen Bärte bewundern können?" — Zischen und heftiges Geschrei von der Linken! — Spät Abends, nach mehr als 30 langen Reden, wurde endlich abgestimmt und mit einer Mehrheit von 70 Stimmen beschlossen, „die Deputation möge ihre Mittheilungen

Landesbibliothek Oldenburg

schriftlich an die Versammlung bringen." — Das aber nahm dieselbe nicht an, sondern reiste am andern Tage nach Pesth zurück, begleitet von den Ovationen des Demokraten-Vereins, der Studenten und des niedern Volks, welches von da an die Ungarn als seine Verbündeten betrachtete. —

Am Vormittag des 20. September besuchte mich Herr v. Meisenbug, fragte, ob ich noch keine Nachrichten aus Frankfurt habe und erzählte mir (ohne Erwähnung eines Auftrags des Ministers), daß die Antworten aus Paris und London auf die letzte österreichische Erklärung angekommen seien. Beide Cabinete verlangten von Oesterreich eine nähere Specification über die von demselben nothwendig gehaltene Basis der Verhandlungen. Herr v. Wessenberg werde darauf erwiedern, daß Oesterreich im Wesentlichen die früheren europäischen Verträge anerkannt wissen wolle und Inspruck als Ort der Verhandlungen vorschlage. — Vor einigen Monaten hatte Oesterreich angedeutet, es werde sich mit der Mincio-Linie begnügen, und ich glaubte zu wissen, daß man namentlich in Paris darauf rechnete, Oesterreich werde die Lombardei aufgeben. Diese neueste Erklärung mußte die Vorverhandlungen in die Länge ziehen, ja das Zustandekommen des Friedens mehr als zweifelhaft machen. Ich bemerkte das Herrn v. Meisenbug, der die Achseln zuckte und mich bald darauf verließ.

Nun war meine Geduld zu Ende. Ich berichtete nach Frankfurt, was ich so eben gehört und fügte hinzu, daß ich noch zwei Tage auf etwaige Weisungen des Reichsministeriums warten, dann aber abreisen würde, weil ein längerer Aufenthalt in Wien unter solchen Umständen zwecklos und peinlich für mich sei, ich auch die Pflicht und das Bedürfniß hätte, auf meinen Posten nach Frankfurt zurückzukehren. — Zugleich schrieb ich Herrn v. Wessenberg, daß ich im Begriff sei, zurückzureisen und um Bestimmung einer Stunde bäte, in welcher ich mich bei ihm beabschieden könne. Er bestellte mich auf den andern Tag in die Staatscanzlei.

Diesmal fand ich den würdigen alten Herrn im Frack und reich decorirt, in dem prächtigen früheren Empfangszimmer des Fürsten Metternich. Er bedauerte, daß ich abreisen wolle, könne mich aber nicht darin verdenken, da es in Frankfurt so gar übel aussehe. Ich machte große Augen, denn wenn auch die Zeitungen flüchtige Andeutungen und Gerüchte gebracht hatten über Unruhen, die am 18. in Frankfurt ausgebrochen sein sollten, so hatte ich eben keinen großen Werth darauf gelegt und an irgend einen Straßencrawall gedacht, wie

Landesbibliothek Oldenburg

sie jene Zeit brachte. Der Minister erzählte mir nun von einem Sturm des Pöbels auf die Paulskirche, von Barrikaden und Ermordungen. Unter solchen Umständen, setzte er hinzu, sei die Regierung des Reichsverwesers ernsthaft bedroht und derselbe werde vorerst, da er erklärt habe, stets mit der Mehrheit der Nationalversammlung gehen zu wollen, sein neues Ministerium möglicherweise aus der äußersten Linken wählen müssen, welche bekanntlich gänzliches Aufgeben Italiens von Seiten Oesterreichs verlange. Ich werde es daher natürlich finden, daß er mir in den letzten Tagen keine Mittheilungen über die Verhandlungen mit England und Frankreich habe zugehen lassen, die sich ohnehin in die Länge zu ziehen schienen. — Es wurde bekanntlich überhaupt nichts daraus und Radetzki erneuerte 1849 den Krieg. —

Ich war nicht wenig überrascht und beunruhigt über diese Frankfurter Nachrichten. Indeß nahm ich mich zusammen, drückte die Hoffnung aus, daß es so arg nicht sein werde und empfahl mich dem Andenken des Ministers. Er erwiederte ein paar artige, selbst herzliche Worte und reichte mir die Hand zum Abschied.

Meine Rückreise ging über Prag, Dresden, Leipzig, unter Benutzung der Eisenbahnen, so weit sie damals fertig waren. Die vierthalb Tage bis Frankfurt wurden mir dennoch lang genug. Seit zehn Tagen hatte ich keine Nachricht von den Meinigen, welche jene bösen Tage des 18. und 19. in Frankfurt erlebt haben mußten. Die Zeitungsblätter, die ich mir auf den Bahnhöfen kaufte, enthielten Grausen erregende Schilderungen, aber der Roßmarkt, wo meine Frau wohnte, war wie es schien kein Schauplatz des Kampfes gewesen. Auch an Oldenburg mußte ich viel denken, wo eben damals der erste Landtag versammelt war; ich hatte in Wien wiederholte Schreiben von dort gehabt, die mich zur Rückkehr nach Frankfurt mahnten. — Dann beschäftigten mich die Bilder und Eindrücke, die ich aus Wien mitbrachte. Sie ergaben zusammengefaßt das mir für alle Zukunft feststehende Resultat: „Niemand in Oesterreich will und kann die österreichische Monarchie Deutschland unterordnen; alle österreichischen Parteien ziehen vor, sich von Deutschland zu trennen, wenn sie es nicht beherrschen können."

Als ich Herrn v. Schmerling, den ich am 28. September in Frankfurt wieder als provisorischen Reichsminister fand, auf seine Frage: „Welche Stimmung ich in Oesterreich gefunden?" diese Bemerkung nicht verhehlte, lächelte er schlau und meinte: „Ja nun, man kann nicht wissen, was daraus wird; sie können uns dort noch sehr nöthig haben."

Landesbibliothek Oldenburg

Darin hatte er vollkommen Recht, und ich glaube, er betrachtete es als seine Aufgabe, die Sachen in Deutschland möglichst so zu leiten, daß wir bereit wären, Oesterreich zu dienen im Fall es uns nöthig hätte.

Im Uebrigen dankte mir Herr v. Schmerling für meine wenn auch vergeblichen Bemühungen und billigte meine Abreise von Wien unter den vorliegenden Umständen. Auch der Erzherzog war freundlich wie immer, aber sehr präoccupirt durch die Dinge in Frankfurt. Beide glaubten vorherzusehen, daß nun aus dem Frieden mit Sardinien nichts werden könne. Ich empfing noch Abschriften verschiedener Ministerialschreiben, die an mich in den letztern Tagen theils abgesandt waren, theils hatten abgehen sollen. Sie enthielten Nachrichten über die Frankfurter Unruhen, über den Wiedereintritt des frühern Ministeriums mit Ausnahme des Herrn Heckscher, Aufträge für mich an Herrn v. Wessenberg, welche durch die neueste Wendung der Vermittlungsverhandlungen überflüssig geworden waren. — Ich hatte das Glück, meine Familie und meine Freunde sämmtlich wohl und unberührt von dem Sturm der vorhergegangenen Tage zu finden, und war herzlich froh, wieder in dem Kreise zu sein, wohin ich gehörte. Nicht von fern fiel mir ein, daß ich vierzehn Tage später wieder auf dem Wege nach Oesterreich sein würde.

Es wird mir schwer, diese Erinnerungen zu schließen, ohne noch einmal auf den Mann zurück zu kommen, zu dem ich bei dieser Gelegenheit in ein wirkliches Verhältniß gerieth, der mir ein wahrhaftes, auch persönliches Interesse einflößte. Der Freiherr v. Wessenberg war mein geschäftlicher und principieller Gegner. Er verzögerte und vereitelte meine Anforderungen und Bemühungen nicht blos in Auftrag der damaligen österreichischen Regierung, sondern auch, weil nach seiner persönlichen Ueberzeugung nichts geschehen durfte, dem in Frankfurt geschaffenen deutschen Reich Consistenz zu geben. Die Mittel, deren er sich bediente, um mich hinzuhalten, waren nicht eben die ehrlichsten und geradesten. Er erweckte Hoffnungen, welche zu befriedigen er nicht gesonnen, er gab Zusagen, welche er nur uneigentlich und halb zu erfüllen entschlossen war. Ich merkte sehr bald, wie er sich zu mir stellte, — und doch konnte ich ihm nicht gram sein. Seine Formen im persönlichen Verkehr hatten etwas so Einfaches, menschlich Mildes, Geltenlassendes, daß es war, als wollte er sagen: „Sieh' doch nur an, ich kann ja nicht anders; ich begreife Deinen Standpunkt und Deine Ansichten, aber die meinigen stehen ihnen entgegen, sie sind das Ergebniß

Landesbibliothek Oldenburg

meiner Lage und der Interessen, die ich zu vertreten habe; wir beide müssen billig sein, und nicht das Unmögliche von einander verlangen". — Ich hatte es mit einem alten, echten Diplomaten im besten Sinne des Wortes zu thun, und eine echt diplomatische Situation vor mir. Daß er mit mir, dem Anfänger und Laien leidlich zufrieden gewesen, schien mir sein Benehmen beim Abschiede zu ergeben, obwohl ich mir auch sagte: „Er war froh, dich los zu sein, und das machte ihn so besonders heiter und cordial".

Um so mehr war ich überrascht und erfreut, als ich einige Monate später, da Herr v. Wessenberg in den Privatstand und in sein rheinisches Vaterland zurückgekehrt war, ein freundliches und anerkennendes Schreiben von ihm erhielt. Dasselbe war begleitet von einem Packet, enthaltend drei Brochüren, deren Verfasser er war, und die er mir — wie er sich ausdrückte — „als einen schlechten Beweis seines Andenkens und seiner Hochachtung übermache, weil ich früher in Wien den Wunsch geäußert habe, etwas von ihm zu lesen". — Ich erinnerte mich sogleich, in Wien gleich nach meiner Ankunft daselbst von einem Bekannten, von Meisenbug oder von Philippsborn wie ich glaube, gehört zu haben, daß Herr v. Wessenberg auch Schriftsteller sei. In verschiedenen Buchhandlungen hatte ich mich dann nach den Schriften des Ministers v. Wessenberg erkundigt, die ich zu kaufen und zu lesen wünschte, um meinen Mann genauer kennen zu lernen. Aber die Buchhändler hatten und wußten nichts von dergleichen, — sehr natürlich, wie ich jetzt sah, denn die Brochüren waren ohne Druckort und Verlagshandlung nur privatim und für Freunde gedruckt. — Aber wie war es zugegangen, daß der Minister meine Nachfragen bei den Buchhändlern erfahren hatte? — Gab es doch noch „Spitzerl" in dem damaligen Wien und war ich von einem solchen beobachtet und gefolgt gewesen? —

Dem sei wie ihm wolle, mir war auch die Lectüre dieser kleinen Schriften sehr interessant und ich bewahre sie als ein werthes Andenken. Zwei von ihnen sind in französischer Sprache und enthalten Notizen und Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Paris im Jahre 1803 und Reiseeindrücke aus der Schweiz von 1828 und 1829. Der liebenswürdige Verfasser erscheint in der ersteren als ein vollendeter Weltmann, der am jungen Hofe des ersten Consuls und in den Salons der Frau von Stael und der Madame Recamier mit Allem verkehrt, was das damalige Paris Ausgezeichnetestes besaß, und dessen Urtheile über Personen, Verhältnisse, Volkscharacter und Literatur den Mann von Geist und Geschmack bekunden. In der zweiten Brochüre, vom Ende der

Landesbibliothek Oldenburg

zwanziger Jahre, sieht man ihn als vertrauten Freund Bonstetten's und Sismondi's im lebhaften geselligen und literarischen Verkehr mit diesen und vielen andern Celebritäten der damaligen Schweiz eine Menge Fragen berühren und verhandeln, welche damals die Geister bewegten. Die dritte deutsch geschriebene Schrift war neu und betraf den letzten Feldzug Radetzki's in Italien.

Herr v. Wessenberg war schon 1798 österreichischer Staatsdiener, dann Gesandter an verschiedenen Höfen, nach dem zweiten Pariser Frieden Minister des Innern, später wieder Gesandter, da er dem Fürsten Metternich zu liberal war, welcher Fehler dann auch Ende der 30er Jahre seinen völligen Rücktritt zur Folge hatte. Nach der Märzrevolution wurde er als bekannter Gegner des Metternich'schen Systems plötzlich aus seinem Zufluchtsort Freiburg im Breisgau, wo er still und einfach mit wenigen Freunden des Lebens genoß, als Ministerpräsident nach Oesterreich berufen, und der 75jährige Greis nahm an, weil man ihm vorstellte, er sei der einzige Mann, welcher dem Hof und dem Volk zugleich genüge. Seit November 1848 lebte er wieder in seinem Freiburg und starb dort 1858 als ein Fünfundachtzigjähriger.

Landesbibliothek Oldenburg

Zweite Sendung im October 1848.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft vom 30. December 1861.)

In den letzten Tagen des September 1848 war ich von Wien zurückgekommen und hatte von einem sechswöchentlichen höchst interessanten Aufenthalt daselbst unter vielen bunten und verwirrenden Eindrücken einen ganz deutlichen zurückgebracht, — den nämlich, „daß Oesterreich in seiner Neugestaltung nicht Hand in Hand mit Deutschland gehen könne, sondern sich von uns trennen werde". Man hatte mich von Seiten der Centralgewalt in Frankfurt nach Wien gesandt, um deren Theilnahme an der Pacification Italiens als Vermittlerin anzubieten und zu erwirken, und ich hatte die Erfahrung gemacht, daß weder Regierung noch Volk in Oesterreich im Grunde ihres Herzens von der Frankfurter Centralgewalt etwas wissen wollten, daß vielmehr nur eine in Wahrheit schwache, aber für den Moment durch Unverschämtheit das Wort führende Partei der deutschen Fahne nicht folgte, sondern sie emporhielt als Deckmantel und Vorwand ihrer theils abgeschmackten, theils frevelhaften Bestrebungen und Thaten.

Bei meiner mündlichen Berichterstattung an den Minister in Frankfurt nach erfolgter Rückkehr hatte ich dieses Eindrucks kein Hehl und sprach lebhaft meine Ueberzeugung aus, daß Oesterreich sich nicht um uns kümmern und seinen eignen Weg gehen werde und müsse. Herr v. Schmerling lächelte schlau, wie er pflegte, gab mir dann im Ganzen Recht, meinte aber doch, „sie könnten uns in Wien dennoch bald nöthig haben, und man müsse mit einander gehen, so lange es irgend möglich sei".

Wenige Tage nach diesem Gespräch kam die Nachricht von den Ereignissen des 6. October in Wien: Volks- und Soldaten-Empörung, Sturm des Zeughauses, Ermordung Latour's, Flucht der andern Mini-

Landesbibliothek Oldenburg

ster, des Kaisers und des Hofes. Der Eindruck in Frankfurt auf alle Parteien war ein ungemein lebhafter und aufregender. Die Linken jubelten hoch auf: „Wien ist unser, da ist der Anfang der großen mitteleuropäischen Republik!“ Blum und Fröbel reiseten ab, „die große Bewegung zu leiten“, manche dei minorum gentium folgten ihm; die Zurückbleibenden bereiteten Interpellationen und Anträge in der National-Versammlung zur Unterstützung dieser Erhebung unter der deutschen Fahne. Alle Conservativen sahen sich ängstlich an; die Besorgtesten hielten den Zusammensturz der österreichischen Monarchie für gewiß und sahen die siegende Demokratie von Wien aus über das halb aufgelöfete Deutschland sich ergießen; selbst die Muthigeren waren rathlos, wie dem Sturm gesteuert werden könne, dem die deutschen Farben vorangetragen wurden und der gegenüber der Treulosigkeit und Schwäche der österreichischen Regierung keineswegs so ganz unberechtigt schien.

Was mich betrifft, der ich noch ganz frisch und voll von Wiener Eindrücken war, so war mein erstes Gefühl ein tiefer Unwille gegen diese traurige Regierung, die sich nur auf falsches Spiel, auf Intriguen und Gegeneinanderhetzen von Personen und Volksstämmen zu verstehen schien, und allenthalben nachgab und versprach, von vorn herein mit dem Bewußtsein und Vorsatz nicht Wort halten zu können oder zu wollen. Nun waren die Wiener Studenten und die Schreier der Tabagien Herr über sie und die Hauptstadt geworden und das furchtbarste Unheil drohte über alle deutschen Länder herein! Ich hatte die halb kindischen, halb boshaften Elemente der Wiener Demokratie kennen lernen, und stellte mir die Wirkungen vor, welche sie als Herrin der abgefallenen bewaffneten Macht und der zahlreichen Bürgerwehr sofort auf die nächsten Provinzen ausüben könnte. Sie konnte den kämpfenden Ungarn die Hand reichen und den nicht starken Jellachich zwischen zwei Feuer bringen. Radetzki war fern und hatte das in Aufruhr entbrannte Italien zu hüten. In den Erblanden, in Böhmen, waren noch Truppen, aber in ihren Garnisonen zerstreut und vielleicht auch nicht treu. Nirgends, so schien es, fand der flüchtige Kaiser eine Armee, einen Feldherrn; höchstens vorläufige persönliche Sicherheit bei den treuen Tyrolern, denen er zugeeilt sein sollte.

Da mir und meinen Freunden diese und ähnliche triste Reflexionen durch den Kopf schwirrten und lebhaft unter uns ausgetauscht wurden, fand ich am 11. October, vom Mittagessen zurückkehrend, den Herrn v. Würth, einen gebornen Wiener, Mitglied der National-Versammlung und Unterstaatssecretair im Departement des Auswärtigen, auf meinem

Landesbibliothek Oldenburg

Zimmer. „Er habe mich hier erwartet, weil er mir eine eilige Mittheilung des Reichsministeriums zu bringen habe; um 7 Uhr desselben Abends sei Ministerrath im Bundespalais, und man wünsche meine Anwesenheit daselbst, um mit mir wegen der Wiener Vorgänge zu sprechen; ich sei erst kürzlich von Wien zurück, kenne die dortigen Verhältnisse und müsse mit Rath und That zur Hand sein." Herr v. Würth, ein langer, feiner, etwas schwächlicher Mann, war sehr erregt und stark ergriffen von dem Schicksal seiner Vaterstadt; auf meine Frage, ob neuere Nachrichten angekommen? erwiederte er: „Man wisse nicht einmal, wo der Kaiser sei, sogar die tägliche Correspondenz des Erzherzogs sei seit fünf Tagen ausgeblieben, nur aus München erfahre man immer ärgere Thatsachen und Gerüchte".

Ich stellte mich Abends pünktlich ein und fand im Vorsaal außer Herrn v. Würth, der mich empfing, den Geh. Rath Welker und einen Fremden, dem ich sogleich vorgestellt wurde. Es war der Minister Hansemann aus Berlin, vor Kurzem als Minister der Finanzen abgetreten und sich in Frankfurt aufhaltend, um dort die Centralgewalt und die National-Versammlung kennen zu lernen und die bekannte Brochüre über sie zu schreiben. Ein breitschultriger, wohlgenährter Mann mit großem, gemeinem Gesicht, in welchem ein mir unter solchen Umständen doppelt auffallendes, beständiges, wohlgefälliges und behagliches Lächeln spielte. — Wir drei steckten sofort die Köpfe zusammen. „Wissen Sie, was man mit uns vorhat?" sagte Welker; „man wird uns nach Oesterreich schicken wollen!" — Nach Oesterreich? fragte ich erstaunt, und wozu? und in welcher Eigenschaft? — Welker wollte fortfahren, als Herr v. Schmerling die Thür öffnete und uns in das Sitzungszimmer lud.

Die sämmtlichen Minister und Unterstaatssecretaire der deutschen Centralgewalt waren versammelt um den bekannten großen Bundestagstisch, und wir drei Delinquenten wurden eingeladen, die leeren Stühle neben dem Präsidenten einzunehmen. Die Sitzung begann mit einem langen Vortrag des Herrn v. Schmerling über die Wiener Ereignisse, über die Nothwendigkeit, daß die Centralgewalt etwas thue, über die Verwerflichkeit oder Unmöglichkeit jedes andern Einschreitens als durch vermittelnde Reichscommissarien. Dazu seien wir drei ersehen und er hoffe von unserer Gesinnung für das gesammte Vaterland, daß wir die allerdings bedenkliche und beschwerliche Mission annehmen würden. Folgte eine Motivirung der Wahl unserer Personen, die viel Schmeichelhaftes für meine beiden Herren Collegen und für mich den Ausspruch

Landesbibliothek Oldenburg

enthielt, daß man mich für einen entschlossenen Mann und Soldaten halte und mit den Wiener Verhältnissen bekannt wisse. Wir wurden dann aufgefordert, uns über die Sache zu äußern.

Herr Hansemann begann mit der Erklärung, daß er sich nicht gleich erklären könne und sich bis morgen Bedenkzeit erbitten müsse. Darüber entspann sich sofort eine lebhafte Debatte, an welcher fast alle Mitglieder der Versammlung Theil nahmen. v. Bruck (der österreichische Bevollmächtigte bei der Centralgewalt), Mohl, Schmerling, Würth schilderten den Drang der Umstände und die Verantwortlichkeit jedes Zögerns. Mathi insbesondere hob hervor, daß die Commissarien morgen auf der Reise sein müßten, und daß, wenn Herr Hansemann nicht wolle, man sich noch zuvor nach einem Andern umzusehen haben werde. Herr Hansemann hörte dem Allen lächelnd zu und benutzte die halbe Stunde, die es dauern konnte, seine Gedanken zu sammeln. Dann nahm er mit großer Ruhe und Sicherheit das Wort, sprach eine kurze Einleitung, in welcher er sich tief gerührt erklärte über die Ehre, die ihm in dieser Wahl für eine höchst wichtige, gefahrvolle und verantwortliche Sendung widerfahre, theilte seine weitere Expectoration in drei wohlgeordnete Abschnitte, indem er ausführte, daß erstens seine politischen Ueberzeugungen, zweitens seine persönlichen Verhältnisse und drittens der Zustand der Dinge in Oesterreich ihm eine Uebernahme dieses ehrenvollen Auftrages nicht gestatteten, und schloß mit einem gut gesetzten Epilog, in welchem er seine Vaterlandsliebe und seine Aufopferungsfähigkeit betheuerte. Während dieser gewiß halbstündigen Rede waren alle Gesichter lang geworden, dasjenige meines Nachbarn Welker verfärbte sich abwechselnd vom Blassen in's Hochrothe bis in's Indigoblaue hinein, und kaum war Jenem das letzte Wort entfahren, als er nach seiner Art, wenn er heftig erregt war, die beiden geballten Fäuste mit gestreckten Armen vor sich hinschnellte und ausrief: „Und ich, meine Herren, nehme diese ehrenvolle Sendung an, gerade weil sie gefährlich und verantwortlich ist, und ich habe keine Ueberzeugungen und Verhältnisse, die mich verhindern könnten, in bedenklichen Umständen dem Vaterlande zu Diensten zu sein!" Ein verlegenes Schweigen lagerte sich einen Moment über der Versammlung, welchem Herr v. Schmerling mit gewohnter Gewandtheit ein Ende machte, indem er sich gegen mich wandte und mich aufforderte, auch meine Ansicht auszusprechen. Ich sagte so ruhig und gehalten, als ich vermochte: „Im Allgemeinen sei ich derselben Ansicht und Empfindung, die der Geh. Rath Welker soeben bezeichnet habe. Nur müsse ich ge-

Landesbibliothek Oldenburg

stehen, daß ich in diesem Augenblick durchaus keine Möglichkeit sähe, wie Reichscommissarien in Oesterreich unter den obwaltenden Umständen wirksam werden könnten. So wie die Sachen zu stehen schienen und nach meiner Kenntniß der dortigen politischen Elemente würden zwei schroff einander gegenüber stehende Parteien dort im offenen Kampfe sein, wenn wir nach 5 bis 6 Tagen in Oesterreich ankommen, die streng österreichisch gesinnten sogenannten Schwarzgelben auf der einen, und die unter den deutschen Farben gesammelten Demokraten mit ihrem Anhang aus dem niedern Volk auf der andern Seite. Erstere würden gar nichts von uns und von Frankfurt wissen wollen, und letztere nur dann auf uns hören, wenn wir ihrem wilden Treiben beistimmten, im andern Falle uns für Verräther und verkappte Aristokraten erklären. So bereit ich also auch wäre, mich der bedenklichen und gefährlichen Mission zu unterziehen, so würde ich doch bitten müssen, mir den Weg und die Handhabe näher anzudeuten, vermittelst welcher wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges gegeben wäre."

Herr Bassermann, der Unterstaatssecretair des Innern, erwiederte: „Meine Annahme, daß sich bei unserer Ankunft die Bevölkerung in zwei großen Parteien kämpfend einander gegenüberstehen werde, sei zwar möglicherweise richtig und er gebe zu, daß unsere Vermittlungsversuche in solchem Fall schwer Gehör finden würden, aber eben so möglich sei, daß wir noch Alles in voller Confusion und Rathlosigkeit, die Einen über ihren Sieg, die Andern über ihre Niederlage gleichsam bestürzt, beide Parteien haltungs- und führerlos der einbrechenden Verwirrung gegenüber finden würden, ja, nach den eingehenden Nachrichten und in Berücksichtigung der geringen politischen Bildung des Volks sei das sogar der wahrscheinlichere Fall. Unter solchen Umständen aber werde es oft nur auf die Erscheinung einer dritten versöhnenden Instanz ankommen, um den Sturm zu beschwören, und wir, ausgerüstet mit der Autorität des Reichsverwesers, der zugleich ein geliebter österreichischer Prinz sei, kämen vielleicht allen Parteien, besonders aber den ruhigen Bürgern, die am meisten bei dem sinnlosen Kampf zu verlieren hätten, höchst erwünscht und würden so schnell zum Mittelpunct der Beruhigung und des Friedens."

Die übrigen Mitglieder des Ministeriums, namentlich Herr v. Schmerling und Herr v. Würth, unterstützten diese Ansicht auf das Lebhafteste, und der Letztere wurde so tief erregt und weich bei der Schilderung seines dem Unsinn und der Verwirrung Preis gegebenen und auf Deutschland hoffenden Vaterlandes, daß ihm die Stimme zit-

Landesbibliothek Oldenburg

terte und die Augen in Thränen standen. „Unser bloßes Friedensgebot im Namen des Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann, werde electrisch wirken; wir könnten den Triumph haben, den Kaiser in seine Burg zurückzuführen und ihn veranlassen, durch Bestellung eines volksthümlichen Ministeriums sich mit der Reichsversammlung und dem irre gewordenen Volk zu versöhnen!"

Das schlug bei Welkern lebhaft ein. Er erinnerte daran, wie zu Zeiten des alten Reichs Oesterreich oft vermittelnd bei deutschen Händeln eingeschritten sei, es wäre schön, wenn die jetzige deutsche Reichsgewalt bei dieser großen Gelegenheit solche Dienste durch einen größern Gegendienst vergölte. Das werde zur Befestigung ihres Ansehens und ihrer Geltung, dann zum innigeren Anschließen Oesterreichs an Deutschland mehr beitragen, als hundert Schwüre und Huldigungen.

Ich äußerte: „daß ich mich zwar nicht von der Wahrscheinlichkeit dieser Wendung der Dinge überzeugen könne, daß ich aber die Unerläßlichkeit eines Versuchs solcher Art von Seiten der Centralgewalt zugeben müsse. So sei ich denn auch bereit, den Auftrag anzunehmen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß noch ein drittes Mitglied, und zwar vorzugsweise ein Preuße von Ruf und Namen, sich der Commission anschließe. Unter so ungewissen Umständen, wie diejenigen, denen wir entgegen gingen, sei es nothwendig, daß in Fällen des Dissenses eine Majorität unter den Commissarien gefunden werden könne, und die Autorität der Commission werde gehoben werden, wenn nicht alle Mitglieder derselben aus den kleineren deutschen Staaten seien. Außerdem müsse ich voraussetzen, daß der Großherzog, mein Herr, wegen meiner abermaligen plötzlichen Verwendung beruhigt und von Sr. K. H. dem Erzherzog selbst benachrichtigt werde.

Man stimmte mir allgemein bei und es erhob sich nun von vielen Seiten ein erneuter Sturm auf die dialectischen Verschanzungen, hinter welche sich Herr Hansemann vorher versteckt hatte. Vergebens. Der freundliche Mann lächelte noch stärker als zuvor, kam immer wieder auf seine amtliche Stellung als Berliner Bankdirector und auf seine in den preußischen Kammern ausgesprochene Ueberzeugung zurück, daß die provisorische Centralgewalt nicht befugt sei, sich in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten, namentlich derjenigen, welche europäische Mächte seien, zu mischen, und schloß mit der Hinweisung auf die vielen in Frankfurt anwesenden namhaften Preußen, von denen gewiß einer oder der andere bereit sein werde, sich der Reichscommission anzuschließen. —

Landesbibliothek Oldenburg

Herr v. Schmerling hoffte endlich dasselbe, versprach, morgen in aller Frühe die erforderlichen Schritte zu thun und uns Jemanden nachzusenden, der uns spätestens in München, wo wir einen Tag zubringen und Erkundigungen einziehen sollten, einholen würde. Er schloß dann die Versammlung mit der Aufforderung an Welker und mich, uns morgen früh bei dem Erzherzog zu beurlauben und im Lauf des morgenden Tages abzureisen.

Der Erzherzog selbst gab uns des andern Tags Vollmacht, Briefe, Instructionen und seinen Reisesegen. Er entließ uns mit den Worten: „Handeln Sie nach den Umständen, meine Herren; wenn es aber thunlich ist, so suchen Sie erst den Kaiser auf und verabreden Sie mit seinen Räthen, wie die Sache anzugreifen ist. An Ihre Herren habe ich schon geschrieben und sie können von der Seite ganz ruhig sein." Der alte Herr sah dabei gar schlau aus seinen großen blauen Augen, klagte zwar über die völlige Ungewißheit, in der er sich befinde und über den Mangel aller sichern Nachrichten, war aber nichts weniger als tief besorgt und keineswegs in verlegener, ergriffener Haltung. „Das wird sich schon machen; das is nit das Schlimmste, das i erlebt hab," sagte er wiederholt, und empfahl uns den Obersten Körber, seinen Correspondenten in Wien, der uns am besten über die Verhältnisse orientiren werde. — „Er schreibt mir alle Tag', nur nit seit dem 6., i hoff' halt nit, daß ihm was geschehen ist."

Gegen Abend saßen Welker und ich in einem Coupé erster Classe auf der Eisenbahn nach Stuttgart neben einander, und unser erstes Gespräch war ein lebhafter Disput über das künftige Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland. Da dieser Disput sich auch später und so lange die Reise dauerte stets erneuerte, da aus ihm unsere beiderseitige Stellung zu der ganzen österreichischen Frage sich ergiebt, und da die Verschiedenheit dieser Stellung zu Divergenzen über die Lösung der gemeinschaftlichen Aufgabe führen mußte und wirklich führte, so will ich hier gleich einen Augenblick dabei verweilen.

Welker's Leitstern war schon theoretisch vor Allem das Nationalitätsprincip; er wiederholte unaufhörlich den Refrain des Arndt'schen Liedes: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Er hatte den größten und besten Theil seines Lebens (obwohl ein Hesse von Geburt) in Süddeutschland zugebracht, kannte und liebte die dortige Volksweise und zog sie derjenigen der Norddeutschen vor, die er im Allgemeinen als Philister und Klugscheißer characterisirte. Besonders hatte er einen Pik auf Preußen, wo es ihm schlecht ergangen war und

Landesbibliothek Oldenburg

an dem er mit Ausnahme der Erhebung von 1813 nichts Gutes fand. Desto mehr sagten ihm die Oesterreicher mit ihrer naiven, entgegenkommenden Art zu und er wußte sich bei ihnen bekannt und geehrt; die Hälfte aller Exemplare des „Staatslexicons" war in Oesterreich verkauft worden.

So war ihm der Gedanke einer politischen Trennung Oesterreichs von Deutschland unerträglich, ja er erschien ihm frevelhaft. Er betrachtete das deutsche Reich als schon vorhanden und eiferte mit sittlicher Empörung gegen den furchtbaren Gedanken, daß man 12 Millionen deutscher Brüder aufgeben und abtrennen könnte. Und wenn ich ihm dagegen bemerkte, daß kaum die Hälfte dieser 12 Millionen wirkliche Deutsche seien und daß man $^2/_3$ von Böhmen und fast ganz Mähren und halb Steiermark u. s. w. den Slaven überlassen müsse, wenn das Nationalitätsprincip allein entscheiden solle, so beschränkte er nach Umständen meine Zahlen oder sein Princip. Er gab dann wohl zu, Oesterreich werde unter andern Bedingungen dem deutschen Reich angehören müssen, als die übrigen Länder, aber er nahm gleich Alles zurück, wenn ich die Consequenz zog und nur ein völkerrechtliches Bündniß-Verhältniß möglich hielt. Er fing dann an, heftig zu declamiren und sprach sich selbst in solche Erhitzung und Rührung hinein, daß ihm nicht selten die Thränen in den Augen standen. Ich beschwichtigte dann wohl ihn und mich durch die Bemerkung: „Am Ende sei gegenwärtig noch Alles ungewiß und in den Geburtswehen; Niemand wisse, was daraus werden könne; für jetzt hätten wir ja auch nur die Aufgabe, nach Kräften für Herstellung der Ruhe in Oesterreich thätig zu werden", — aber im Herzen ward ich doch mehr und mehr bedenklich, mit dem heftigen, leidenschaftlichen Mann einer möglicherweise sehr schwierigen Situation entgegenzugehen und sehnte mich nach München, wo wir nähere Anweisungen und einen dritten Commissair finden sollten.

Wir kamen dort nach einer raschen Reise über Heidelberg, Stuttgart und Ulm am 15. October Abends an und erbaten uns sogleich schriftlich eine Conferenz mit dem baierischen Ministerium. Graf Bray, der Minister des Auswärtigen, bestellte uns auf den andern Morgen zu sich, wo wir die andern Minister v. Lerchenfeld, Thon Ditmar und Heinz versammelt trafen. Ein Schreiben des Reichsministeriums hatte uns angekündigt, eine Einlage desselben an uns wurde uns eingehändigt. Sie enthielt die Benachrichtigung, daß der in München befindliche Fürst v. Leiningen (der vor Kurzem einige Tage Präsident des

Landesbibliothek Oldenburg

Reichsministeriums in Frankfurt gewesen) uns als dritter Commissair nach Oesterreich begleiten werde, daß wir in München höchstens einen Tag zu bleiben und die Mittheilungen des baierischen Ministeriums zu empfangen hätten, dann aber unsere Reise nach Oesterreich fortsetzen und nach den Umständen einrichten möchten. Wir theilten den Inhalt dieses Schreibens und unsere Vollmacht sofort den baierischen Herren Ministern mit. Die Vollmacht lautete:

„Die Vorfälle in Wien und der dort entflammte Bürgerkrieg fordern die Central-Gewalt zur Erfüllung ihrer Pflicht nach dem Gesetz vom 28. Juni 1848 auf, wonach sie die ausübende Gewalt in Angelegenheiten der Wohlfahrt und Sicherheit des deutschen Bundesstaats zu führen hat. -- Sie ernannte daher die Herren Carl Welker und Ludwig Mosle, Bevollmächtigte bei der provisorischen Centralgewalt, als Reichscommissaire für alle österreichischen Gebietstheile des deutschen Bundesstaats und bevollmächtigt sie hiemit, alle zur Beendigung des Bürgerkriegs, zur Herstellung des Ansehens der Gesetze und des öffentlichen Friedens erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, zu dem Ende mit den verantwortlichen Räthen der Krone und nach Lage der Verhältnisse mit dem constituirenden Reichstage in Verhandlung zu treten, entsprechendenfalls die zur Durchführung des vorgedachten Zwecks erforderlichen Anordnungen zu erlassen, weshalb auch alle Civil- und Militairbehörden hiermit angewiesen werden, den Verfügungen der Reichscommissaire unweigerlich Folge zu leisten, und es werden die Herren Reichscommissaire insbesondere ermächtigt, Special-Commissaire für einzelne Fälle und bestimmte Bundesgebiete zu bestellen und mit den erforderlichen Vollmachten Namens des Reiches zu versehen.

Frankfurt, 15. October 1848.

Der Reichsverweser.
Johann.
Reichsministerium des Innern.
Schmerling."

Nach lauter Vorlesung dieses Schriftstücks nahm Herr v. Lerchenfeld das Wort, indem er erklärte: „Man sei in Baiern natürlich zu jeder Unterstützung unserer Aufgabe gern bereit; nirgends habe man ein größeres Interesse, daß Ruhe und Ordnung in Oesterreich hergestellt würden." Wir dankten und fügten hinzu, „was wir zunächst bedürften, wäre Mittheilung über den neuesten Stand der Sachen in Oesterreich und Besprechung mit dem Fürsten Leiningen". — Man hatte über die

Landesbibliothek Oldenburg

letzten Vorgänge in Wien nur unsichere und widersprechende Nachrichten, kannte die Pläne der österreichischen Regierung nicht und wußte nur, daß der Kaiser in's Salzburgsche gegangen sei. Auch heiße es, daß Fürst Windischgrätz in Böhmen und Mähren Truppen sammle. Jeden Augenblick und noch im Lauf des Tages könnten Nachrichten einlaufen, die einen klareren Blick in die Lage der Dinge gestatteten. Wir würden wohl am besten thun das abzuwarten, bevor wir etwas über die Richtung unserer Weiterreise und über die zunächst zu thuenden Schritte beschlössen. Gern wolle das Ministerium eine Zusammenkunft mit dem österreichischen Gesandten in München, Baron v. Brenner, vermitteln.

Wir acceptirten dankbar und Graf Bray schlug vor, Abends bei ihm den Thee zu nehmen, wo wir den Baron Brenner und den Fürsten v. Leiningen finden würden.

Gegen 11 Uhr empfahlen wir uns bis zum Abend. Diese baierischen Herren Minister hatten uns einen durchaus wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie waren entgegenkommend, gefällig, von sehr guten Formen und deutscher Gesinnung. Es leuchtete zwar durch, daß sie uns nicht um unsere Mission beneideten und wenig Vertrauen in deren Erfolg hatten, aber sie hielten es doch für richtig und nothwendig, daß ein solcher Versuch gemacht werde.

Anders sah die Sachen der Fürst v. Leiningen, bei dem wir sogleich vorfuhren. „Er könne einen Auftrag solcher Art nicht annehmen und habe seine Ablehnung schon nach Frankfurt gemeldet. Seine Verbindungen mit der Regierungspartei und mit der Aristokratie in Oesterreich seien zu eng, er sei dort viel zu bekannt, als daß seine Erscheinung einen andern als höchst ungünstigen Eindruck auf die Empörer in Wien machen könne. Zum Vermittler und Versöhner eigne er sich in dieser Sache am wenigsten. Der Aufstand müsse mit Gewalt niedergeworfen werden. Auch ohne ihn würden wir das nicht verhindern können, mit ihm ganz gewiß nicht." Welker ließ sich auf Gegengründe und Zureden ein und hoffte schließlich auf die Abend-Besprechung bei dem Minister Graf Bray, wohin der Fürst zu kommen zusagte. — Ich benutzte die wenigen Stunden bis dahin, mir München und seine Merkwürdigkeiten flüchtig anzusehen.

Abends beim Minister des Auswärtigen fanden wir dann außer Herrn v. Lerchenfeld und dem Kriegsminister nur den österreichischen Geschäftsträger Baron Brenner. Fürst Leiningen hatte sich entschuldigen lassen, wegen eiliger Geschäfte, die ihn auf seine Besitzungen

Landesbibliothek Oldenburg

riefen. Wir wußten nun, wie wir mit ihm daran waren. — Ich äußerte: „Genau genommen könne auch ich jetzt zurücktreten, denn ich habe meine Annahme an die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß uns ein dritter Commissair aus einem der größeren deutschen Staaten zugetheilt werde. Aber ich sähe ein, welche Verantwortung ich übernähme, wenn ich aus diesem formellen Grunde von unserer schwierigen Mission zurückträte. So wenig Erfolg dieselbe auch versprechen möge, sie müsse versucht werden. Unterbliebe sie ganz, so würde jede üble Wendung, jede unglückliche Folge der österreichischen Verwickelung denen zur Last gelegt werden, welche die Reichscommission gestört oder verhindert hätten." — Alles stimmte mir bei, und Welker drückte mir die Hand, indem er sagte: „Er freue sich, einen Gesinnungsgenossen zur Seite zu haben, der sich nicht scheue, dem Vaterlande auch in bedenklichen und hoffnungslosen Lagen zu Diensten zu sein."

Herr v. Brenner theilte dann aus eben erhaltenen Depeschen mit, „der Kaiser mit dem Hof und den Ministern sei aus dem Salzburgschen in der Richtung von Krems abgereist. Man vermuthe, er begebe sich nach Böhmen oder Mähren. Denn in diesen beiden Provinzen sammle Fürst Windischgrätz eine Armee, die zum Angriff auf Wien bestimmt scheine. Jellachich sei von Kärnthen her den Ungarn entgegengerückt, welche auf Wien in Marsch wären, um es vertheidigen zu helfen. In Wien gehe es darunter und darüber. Fast die Hälfte der Reichstagsdeputirten sei entflohen, der Rest berathe unter den Drohungen des bewaffneten Pöbels. Der halbverrückte Messenhauser sei Commandant der Stadt und ihrer 80000 Bewaffneten." — Nach längerem Hin- und Herreden über den Character der ganzen Bewegung, über das muthmaßliche Einschreiten der Ungarn ꝛc. beschlossen wir, am nächsten Morgen (17. October) nach Passau abzureisen, dort nähere Nachrichten einzuziehen und nach den Umständen zum Kaiser oder nach Wien zu gehen. Noch spät Abends sandten wir unsern ersten Bericht nach Frankfurt, an dessen Schlusse auf eilige Nachsendung eines dritten Commissairs wiederholt gedrungen wurde.

Auf der langen Fahrt zwischen München und Passau drehte sich unser lebhaftes Gespräch um einen Gegenstand. Wir suchten uns aus den mehr und mehr zuströmenden Nachrichten den Zustand der Dinge in Oesterreich, den Character und die Motive der handelnden Parteien, die Wege und Möglichkeiten einer Einwirkung auf dieselben klar zu machen. So viel war deutlich und konnte ich aus meinen eignen Anschauungen in Wien bestätigen: Die Ungarn mit Kossuth an

Landesbibliothek Oldenburg

ihrer Spitze und die Wiener Demokratie mit der Linken des Reichstags, der fast sämmtliche deutsche Abgeordnete angehörten, standen auf der einen Seite, Hof und Regierung, von den Slaven unterstützt, auf der andern. Das von der Regierung veranlaßte Auftreten Jellachich's und seiner Croaten gegen die Ungarn hatte diese wunderbare Parteistellung hervorgerufen. Die böhmischen und mährischen Slaven sahen in dem siegreichen Auftreten ihrer croatischen und slowackischen Stammesgenossen gegen das übermüthige Magyarenthum einen Triumph ihrer Nationalität. Die deutschen Demokraten und Freiheitsmänner erblickten in dem Niederwerfen der Ungarn den Sieg der Hofpartei, die sich nachher gegen sie kehren und den alten Absolutismus herstellen werde. Daher die Widersetzung gegen den Abmarsch der Wiener Garnison zur Verstärkung Jellachich's, welche die Scenen vom 6. October und die Ermordung des Kriegsministers Latour wie die Flucht des Kaisers aus Wien herbeiführte.

Indeß eine förmliche Trennung, ein entschiedener Kriegszustand war bis jetzt nicht eingetreten. In Wien war eine Absetzung des Kaisers weder ausgesprochen noch beantragt. Im Gegentheil, Reichstag und Gemeinderath schickten Deputationen an den Kaiser und baten um seine Rückkehr und um Jellachich's Abberufung. Der Kaiser seinerseits schien den Reichstag als fortbestehend anzuerkennen, ermunterte denselben, die Ordnung so viel als möglich aufrecht zu erhalten, und ließ zwei seiner Minister (Kraus und Doblhof) in Wien zurück, die mit dem Reichstag mehrfach verhandelten, während zwei andere Minister (Wessenberg und Bach) sich beim Kaiser befanden und von dort aus die Regierungsgeschäfte besorgten.

Diese Halbheit, Unklarheit, Unentwickeltheit der Verhältnisse schien dem Versuch eines Compromisses durch Einwirkung von unserer Seite günstig. Aber wo und wie anknüpfen? Das war die große und schwierige Frage.

Wir mußten die Forderungen, Erwartungen, Ansichten beider Parteien möglichst genau zu erforschen suchen, von beiden Seiten einigen Nachlaß erwirken und darauf unsern Vorschlag einer Versöhnung unter Berücksichtigung der deutschen und der constitutionellen Interessen gründen. — Gingen wir zu dem Ende zunächst nach Wien, so war zu erwarten, daß uns die dort herrschende Partei mit Jubel empfing, uns als Alliirte und Hülfebringer betrachtete. Daß unter solchen Umständen unsere auf Mäßigung und Unterwerfung gerichteten Zureden auf die exaltirte Menge von Erfolg sein könnten, war kaum anzunehmen.

Landesbibliothek Oldenburg

Hatte ich doch die verwilderten, kindischen und unklaren Elemente kennen gelernt, welche die Bewegung leiteten. Zudem, welchen Rath, welche formulirte Forderung konnten wir an sie stellen? Wußten wir doch nicht, was man im kaiserlichen Hauptquartier zu bewilligen geneigt war, welche An- und Absichten dort die herrschenden waren. — Wir hätten nur mit allgemeinen Redensarten um uns werfen können, an denen es ohnehin nicht fehlte, und riskirten auf unmögliche Wege zu gerathen, die vollends unser Ansehen und das der Centralgewalt compromittirten und die Verwickelung vergrößerten. Ich will gestehen, daß ich daneben nicht ohne Sorge war, mein trefflicher aber leidenschaftlicher und vor-eingenommener Gefährte könne durch die Demonstrationen und Deklamationen, denen wir in Wien unfehlbar ausgesetzt waren, leicht zu irgend einer extremen Aeußerung und Wendung verleitet werden, die Alles verderben konnte.

Ich war also dafür, nicht zuerst nach Wien, sondern zum Kaiser zu gehen, wie ja auch der Erzherzog bei unserer Abreise dringend empfohlen hatte. Welker schien sich mehr für Wien zu neigen, „wo die deutsche Fahne wehte, wo wir das geneigteste Gehör finden würden". Er gab indeß zu, erst in Passau oder Linz würden wir uns nach den dort vorgefundenen Nachrichten schließlich bestimmen können. Damit war ich völlig einverstanden.

Am 18. October in Passau angekommen war unser nächstes Geschäft, bei den Regierungs- und städtischen Behörden Auskunft über die letzten Nachrichten aus Oesterreich einzuziehen. Man kam uns überall auf das Eifrigste entgegen; Befehle aus München hatten auf unsere Ankunft vorbereitet. „Der Wirrwarr sei größer als je; schon habe es Gefechte zwischen Jellachich's Vorposten und der Wiener Nationalgarde an den Barrieren gegeben. Der Reichstag scheine geneigter zum Frieden, und habe schon die zweite Deputation an den Kaiser geschickt, aber der demokratische Verein und die Aula seien Herren der Stadt und des bewaffneten Proletariats. Zuzüge von Grazer, Brünner und andern Nationalgarden seien in Wien eingetroffen. Der Kaiser sei nicht ohne Gefahr über die Brücke bei Krems gekommen, nur rechtzeitig eintreffendes Militair habe ihn aus den Händen des bewaffneten Landvolks gerettet. In Wien sei eine Deputation der Frankfurter Linken, die Herren Blum, Fröbel und Hartmann, eingetroffen, und auch die Reichscommissaire würden dort erwartet, wie es geheißen habe, mit preußischen und baierischen Truppen. Auf dies Gerücht habe der Pöbel in

Landesbibliothek Oldenburg

Wien die Bildnisse der Könige von Preußen und Baiern auf dem Stephansplatze verbrannt."

Darnach war deutlich, daß wir vor unserm Eintritt in Oesterreich Behörden und Bevölkerung über den Sinn unserer Mission aufzuklären hatten. Welker setzte eine Proclamation auf, die sofort in Passau gedruckt und dann mit Begleitschreiben an den Minister Wessenberg, den Minister Kraus in Wien, an das Präsidium des Reichstags und an den Wiener Gemeinderath in vielen Exemplaren gesandt wurde. Sie lautete:

„Im Namen des deutschen Reichsverwesers.

Der Reichsverweser von Deutschland, Erzherzog Johann von Oesterreich, in Betracht seiner Pflicht über die Sicherheit und Wohlfahrt der Bewohner aller deutschen Lande zu wachen, sandte die Unterzeichneten als Reichscommissaire nach Oesterreich. Er beauftragte uns, so viel als möglich zur Wiederherstellung der friedlichen Verhältnisse in den deutsch-österreichischen Landen zu wirken. Wir halten es daher für unsere Pflicht, die biedern Bewohner dieser Lande offen um freundliche Aufnahme und Unterstützung unserer Sendung zu bitten. Dieselbe bezweckt die Sicherung ihrer constitutionellen Freiheit, ihres Wohlstandes und Lebens gegen die gefährlichsten Störungen. Durch diese Botschaft will die mit Zustimmung der österreichischen Regierung und unter Mitwirkung österreichischer Abgeordneten entstandene deutsche Reichsgewalt, deren ehrwürdiges Haupt wir Oesterreich und seinem glorreichen Fürstenhause verdanken, den österreichischen Stammlanden ähnliche Dienste erwiedern, wie sie früher oftmals kaiserliche Vermittelungs-Commissionen Namens des alten deutschen Reiches einzelnen Staaten bei unheilvollen Zerwürfnissen mit glücklichem Erfolg leisteten.

Unsere Sendung ist eine Mission des Friedens und der Versöhnung. Wir kündigen dieselbe bei unserm Eintritt in die österreichischen Lande feierlich als eine solche an. Sie nimmt nur das Vertrauen und die besonnene rechtliche Ueberzeugung und Mitwirkung der öffentlichen Behörden und der Bürger in Anspruch. Völlig unwahr sind alle Gerüchte, als seien preußische und baierische Truppen zum Einmarsch in Oesterreich aufgeboten, als könne diese Mission, von Männern übernommen, welche schon seit den deutschen Freiheitskriegen länger als ein Vierteljahrhundert ohne Wechsel der Grundsätze und ohne Wanken ihr Leben dem Siege gesetzlicher deutscher Freiheit widmeten, jetzt reactionair gegen diese Freiheit, ja frevelhaft

Landesbibliothek Oldenburg

gegen die deutsche Nationalität in Oesterreich und gegen Oesterreichs Verbindung mit Deutschland gerichtet sein.

Der Mangel vollständiger constitutioneller Freiheit ist gerade das höchste bisherige Unglück Deutschlands und auch die Quelle der unheilvollen Zerwürfnisse in Oesterreich; ihre reactionaire Unterdrückung würde beide zum Untergang führen. Die deutsch-österreichischen Lande sind durch Gott und die Geschichte mit Deutschland verbündet. Ihre völlige Trennung wäre Zerstörung der Lebensgesundheit für beide und Unterstützung der feindlichen Gelüste in West und Ost.

Wir fordern Euch, wackere Oesterreicher, feierlich auf, es besonnen zu überlegen, ob nicht gerade die Fortdauer Eurer unseligen Zerwürfnisse, ja ob nicht eine blutige Vernichtung wie ein blutiger Sieg der einen oder der andern der sich einander gegenüber stehenden Parteien für die Freiheit, für die Verbindung mit Deutschland, für die Blüthe und Macht aller österreichischen Völker — gleich verderblich wirken müßte! — Darum hört die Stimme des deutschen Reichs und des deutschen Reichsverwesers, vertauscht den Kampf der Waffen mit friedlicher Unterhandlung und nehmt die freundliche Vermittelung an, welche wir persönlich anzubieten im Begriff stehen.

Es lebe Oesterreich und sein ruhmvolles Kaiserhaus! Es lebe Wien! Mögen Oesterreich und Wien bald und immer mehr Wohlstand und heitern Lebensgenuß mit gesetzlicher und männlich gehandhabter, constitutioneller Freiheit vereinigen!

Passau, 19. October 1848. Die Reichscommission.
Welker. Mosle."

Der Druck und die Versendung dieser Proclamation, wie ein ausführlicher Bericht an das Ministerium in Frankfurt hielten uns den ganzen 19. October in Passau fest. Am 20. auf dem Donau-Dampfschiff nach Linz. Wir waren dort angekündigt und trafen zu unserm Erstaunen die ganze Bevölkerung auf dem Anlandeplatz und den Straßen, uns erwartend und mit Zuruf begrüßend. Ueberall Flaggen und Bänder mit den deutschen Farben. Auf dem Marktplatz war die Nationalgarde mit fliegenden Fahnen aufgestellt, und empfing uns mit klingendem Spiel und lauten Lebehochs. Die Officiere der Nationalgarde und die Mitglieder des Gemeinderaths führten uns in das uns bereitete Quartier. Welker hielt eine dankende Anrede und zog seine Proclamation hervor, um sie zu verlesen. Sie war schon in der Nacht durch Courier von Passau angekommen, gleich in Linz wieder gedruckt worden und hing als Plakat an allen Straßenecken.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Saale unsers Gasthauses gab es nun eine lebhafte und sehr interessante Besprechung. Die Stimmung der anwesenden Bürgeroffiziere und Gemeinderäthe war gegen den Kaiser und für die Wiener. Der Hof werde alle seine früheren Zusagen zurücknehmen, wenn er siege; zum Reichstag und zu den Wienern müsse man stehen. Das tiefste Mißtrauen gegen die Regierung, die seit einem Jahrhundert durch schlechte Künste und Perfidie zu herrschen gewohnt sei, sprach aus diesen offenen, gutmüthigen und wohlgebildeten Männern, die uns durch die Intelligenz und gute Art überraschten, mit der sie sich ausdrückten. „Alles sei deutsch gesinnt in Oesterreich, Salzburg und Tyrol, und man wolle lieber baierisch werden, als unter die Slaven kommen. Wir sollten nur nach Wien gehen und im Namen des Erzherzogs Ordnung gebieten, damit der Pöbelwirthschaft ein Ende gemacht werde. Dann werde die deutsche Partei um so mächtiger sein und den Hof zu einem Vergleich und zum Aufgeben seiner schlechten Absichten zwingen."

Das war Wasser auf Welker's Mühle, — indeß ein paar ältliche Herren, die absichtlich zurückblieben, als der Haufen sich entfernte, dämpften in Etwas die auflodernde Begeisterung. Sie meinten: „Was auch früher von Seiten der Regierung gefehlt sein möge, in dem gegenwärtigen Streit habe der Kaiser doch stets an der zugesagten Verfassung festgehalten. Die Sache in Wien sei nicht so rein; Kossuth's Einwirkung und Geld aus Ungarn habe den Aufstand vom 6. October zu Wege gebracht. Die ungarische Empörung sei durch Jellachich dem Fall nahe gewesen, und Kossuth habe ausgerufen: „Nur ein Aufruhr in Wien kann uns retten, ich gebe eine Million für einen Cravall in Wien". Was die Ungarn und die jetzt Wien beherrschende Partei forderten, sei nichts Anderes als der Verfall der österreichischen Monarchie. Darin könne ein verständiger und patriotischer Oesterreicher niemals einstimmen. Das zusammenhaltende Princip für Oesterreich liege jetzt allein in dem Kaiser, der die gegebenen Bewilligungen aufrecht halten, aber Ordnung und Unterwerfung herstellen müsse". — Das Gespräch wurde unterbrochen, denn der Gouverneur von Oberösterreich, Graf Serbenzky, trat ein, „um uns zu bewillkommnen und seine Dienste anzubieten", wie er sagte. Wir führten ihn in unser Zimmer und erbaten uns nach einigen allgemeinen Redensarten seine Ansicht über unsere Mission und seine Nachrichten über den Aufenthalt des Kaisers und über den Zustand von Wien. Er klagte über Unterbrechung des Postenlaufs, über den Widerspruch in den öffentlichen Nachrichten; — seit acht Tagen habe er nichts vom Ministerium erhalten. Er schilderte

Landesbibliothek Oldenburg

seine Verehrung für den Erzherzog Johann, der Oesterreich besser kenne, als irgend ein anderer Mensch, und uns gewiß alle nöthigen Instructionen gegeben habe. Er pries sein persönliches Verhältniß zu den Bewohnern der Provinz und daß es ihm gelungen sei, jeden Exceß von Bedeutung zu verhüten ꝛc. ꝛc. Er sprach vielleicht eine halbe Stunde, sehr geläufig, gewandt, mit ausdruckvoller Geberde, in liebenswürdigster Haltung, aber — da er fertig war, hatte er nichts gesagt, sich nach keiner Seite hin eingelassen oder compromittirt, unsern Auftrag weder gefördert noch gestört, — und stand dann rasch auf, indem er lächelnd äußerte: „wir würden der Ruhe bedürfen, fänden ihn aber jederzeit bereit, uns Auskunft zu geben und behülflich zu sein". — Als er hinaus war, rief Welker zornig aus: „Das ist ein echter Polack, falsch und kriechend und für Niemand besorgt, als für sich selbst!"

Am 21. fuhren wir denn die Donau hinunter auf dem Dampfschiff. Bei der Abreise von Linz wurden wir wieder von der Nationalgarde unter Gewehr begrüßt, und das Officiercorps wie der Gouverneur begleiteten uns auf den Einschiffungsplatz. Wir hatten beschlossen, so nahe als thunlich an Wien heranzugehen, uns von der Lage der Dinge durch Augenschein zu überzeugen und nach den Umständen weiteren Beschluß zu fassen. In der Kajüte des Dampfschiffs wurde ein ausführlicher Bericht nach Frankfurt entworfen, der in Krems auf die Post gegeben werden sollte. Dort angekommen, brachte man uns die Proclamation des Kaisers aus Olmütz vom 16., worin derselbe den Fürsten Windischgrätz zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller österreichischen Truppen ernennt, und ihm Vollmacht giebt, Wien durch Waffengewalt zur Unterwerfung zu bringen. Zugleich hatte man sichere Nachricht, der Fürst habe sein Hauptquartier in Stamersdorf, einem Dorfe bei Korneuburg auf dem linken Donauufer, einige Stunden von Wien. Er habe 60000 Mann bereits gesammelt, und sei im Begriff, in Verbindung mit Jellachich Wien anzugreifen.

Das entschied unsere Richtung. Wir beschlossen nach kurzem Besprechen, mit dem Dampfschiff weiter bis Korneuburg zu gehen, uns von dort zum Fürsten Windischgrätz zu begeben, denselben womöglich von einer sofortigen Entscheidung durch die Waffen abzubringen und dann in Olmütz und Wien eine Vermittelung und Versöhnung zu versuchen. Im Hauptquartier des Fürsten lag die nächste Gefahr einer blutigen Entscheidung; — dort mußten unsere Hebel angesetzt werden, wenn dieselbe vermieden und der bedingungslose Sieg einer der kämpfen-

Landesbibliothek Oldenburg

den Parteien verhindert werden sollte. In einem Siege solcher Art aber lag offenbar die eigentliche Gefahr für die deutschen sowohl, als für die constitutionellen Interessen. Der Kaiser sagte zwar am Schluß seiner Proclamation:

„Nach Bezwingung des bewaffneten Aufruhrs und Wiederherstellung der Ruhe wird es die Aufgabe meiner Regierung sein, im Einklange mit den Mitgliedern des constituirenden Reichstags durch gesetzliche Regelung der Presse, des Vereinsrechts und der Volkswehr einen Zustand herbeizuführen, der, ohne der Freiheit zu nahe zu treten, dem Gesetze Kraft und Achtung sichert,"

aber wir theilten das Mißtrauen in die Fortdauer constitutioneller Gesinnung bei der österreichischen Regierung nach einem entschiedenen Waffenerfolg, — und die Geschichte hat gezeigt, daß wir uns nicht geirrt hatten.

Gegen Abend stiegen wir bei Korneuburg an's Land und fuhren von da mit einem Wiener Fiaker nach Stamersdorf. Wir meldeten uns bei dem Commandanten des Hauptquartiers, der in einem großen Bauerhaus, gegenüber der Pfarre, wo der Feldmarschall wohnte, einquartiert war. Es kam der Bescheid, der Feldmarschall sei eben sehr beschäftigt, er werde uns sagen lassen, wann er uns sehen könne. Wir wurden eingeladen, im Zimmer des Major König so lange zu verweilen. Man bot uns Erfrischungen an; nach und nach kamen viele höhere Officiere, uns zu sehen und zu sprechen. Der General Wiß, Chef des Stabes, der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Lichtenstein, der Landgraf v. Fürstenberg waren unter ihnen. Alle waren sehr freundlich und höflich. Sie erkundigten sich nach Personen und Umständen in Frankfurt, zweifelten nicht, daß sie in einigen Tagen in Wien sein würden, meinten, eine Lection sei den Leuten dort nöthig. Welker ließ sich auf Discussionen ein, die zu nichts führen konnten.

Nach 1½ Stunden etwa kam ein Officier, der uns zum Feldmarschall geleitete. Er stand in der Uniform mitten im Zimmer, wie ein Souverain, der empfängt. Welker begann eine Anrede. Er fiel ihm in's Wort: „Wollen Sie mir ihre Namen nennen, meine Herren?" — „Nun, und was führt Sie zu mir?" — Ich hatte unsere Vollmacht in der Hand und wollte dieselbe überreichen. „Das brauche ich nicht; sagen Sie mir nur kurz, was Sie von mir wollen!" — Welker erwiederte: „Wir kommen Namens des Reichsverwesers unsere Vermittelung anzubieten für eine unblutige Beendigung der Unruhen, die augenblicklich Oesterreich heimsuchen." — „Ich muß jede fremde Ein-

Landesbibliothek Oldenburg

wirkung in diese Angelegenheit ablehnen; damit hat Deutschland nichts zu schaffen; dies ist eine ganz österreichische Sache."

Der Stolz des Mannes weckte den meinigen und ich erwiederte: „Wir stehen hier auf deutschem Boden und Euer Durchlaucht werden doch die deutsche Centralgewalt nicht als eine fremde ansehen. Derjenige würde eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, der Nation und der Geschichte gegenüber, der unter so bedenklichen und schwierigen Umständen eine versöhnende Einwirkung des deutschen Reichsverwesers schroff zurückweise!"

„Sie wollen mir doch nicht drohen? Ich kenne meine Verantwortung selbst! Hier ist nicht die Rede von Versöhnung, sondern von Unterwerfung. Diesen Dingen muß ein Ende gemacht werden, und (sich auf die Brust schlagend) ich versichere Sie, daß ich der Mann dazu bin. Es gilt, die Monarchie vor den rebellischen Abgeschmacktheiten der Parteien zu retten. Ich habe das übernommen und ich werde es ausführen, aber ich habe es nur übernommen unter der Bedingung, daß man sich nicht in meine Anstalten einmischt. Ich würde dem Kaiser meinen Degen zu Füßen legen ehe ich mir einsprechen ließe in meine Anordnungen. — Also, meine Herren, ich kann mich nicht auf Ihre Anerbietungen einlassen und habe Ihnen weiter nichts zu sagen!"

Der Fürst machte eine leichte Verbeugung und ich trat nicht ohne ein Gefühl der Verletzung einen Schritt zurück, um abzugehen. Aber der sonst so heftige Welker zeigte sich gefaßter und klüger als ich. Er hielt Stand und sagte mit ruhiger Ehrerbietung: „Euer Durchlaucht Energie und Tapferkeit sind bekannt, und bei den Prager Ereignissen ist auch Ihre Mäßigung von der ganzen deutschen Nation anerkannt und bewundert worden, mithin — —." Der Fürst fiel ein: „Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, so ist es vielleicht, daß ich damals zu gemäßigt und mild war. Zu große Schonung rächt sich immer durch spätern größern Verlust. Noch einmal, meine Herren, ich weiß, was ich zu thun habe, und kann mich durch nichts in der Welt davon abbringen lassen". — Welker erwiederte: „So haben wir Euer Durchlaucht nur noch darum zu bitten, wenigstens keinen entscheidenden Schritt zu einem blutigen Ende zu thun, bevor wir Seine Majestät den Kaiser in Olmütz gesprochen haben, wohin wir sofort abgehen werden".

„Das hängt von den Umständen ab, ich kann mich auf keine Versprechungen einlassen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß Sie auch in Olmütz nichts ausrichten werden. Der Kaiser hat schon nach

Landesbibliothek Oldenburg

Frankfurt geschrieben, daß er diese Vermittelung ablehnen müsse. Apropos, Frankfurt, wie steht es denn dort? Ist der Erzherzog wohl? Ist jetzt Alles ruhig?"

Wir sagten, wir hätten Alles im besten Zustand verlassen.

Der Fürst fuhr fort: „Auch in Frankfurt hat man der revolutionären Partei viel zu viel Raum gegeben, so daß es auch dort zu abscheulichen Dingen, zu Straßenkampf und Ermordungen gekommen ist."

Welker erwiederte: „Indeß sind die Unruhen bald gedämpft worden und man muß dem guten Geiste der Mehrheit in der Nationalversammlung, wie der Energie der Centralgewalt Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Allerdings," sagte der Fürst, „die Regierung in Frankfurt hat sich gut und kräftig gezeigt. Wir wollen es hier ebenso machen, meine Herren; ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen."

Welker: „So wollen wir Euer Durchlaucht nicht weiter lästig fallen. Wir gehen nach Olmütz und hoffen, eine blutige Lösung steht nicht nahe bevor!"

Ein paar stumme Verbeugungen von beiden Seiten waren das Ende.

Der Eindruck, den mir Fürst Windischgrätz hinterließ, war ein sehr vortheilhafter, wiewohl seine schroffe Haltung mich persönlich verletzt hatte. Ich konnte ihm doch nicht böse sein und betrachtete ihn mit einer gewissen innern Genugthuung. Er machte den vollen Eindruck eines Mannes, der weiß, was er will und der auf dem rechten Platz steht. Zugleich trat mir hier in unbefangenster und gradester Weise entgegen, was mir ohnehin schon zum politischen Glaubenssatz geworden war, nämlich: „die völlige Nichtachtung der Verbindung mit Deutschland von Seiten aller österreichischen Autoritäten". Bald sollten wir diese Erfahrung in anderer Form neu bestätigt finden.

Es war 11 Uhr Abends, als wir in das Quartier des Major König zurückkehrten. Gleich beim Eintritt bestellten wir unsern Fiaker, denn wir wollten die Nacht durchfahren, um am andern Morgen die Eisenbahn nach Olmütz zu erreichen. Als wir in des Majors Zimmer traten, um uns zu verabschieden, fanden wir viele Officiere, die neugierig schienen, den Erfolg unserer Verhandlung mit dem Fürsten zu hören. Welker ließ sich auf Andeutungen und Warnungen ein, die mir übel angebracht schienen. Man nöthigte uns einige Gläser Wein und einen Imbiß auf. Um Mitternacht fuhren wir ab, um auf Land-

Landesbibliothek Oldenburg

wegen Lundenburg, die erste Eisenbahnstation an der Grenze von Mähren, zu erreichen.

Es war eine dunkle, regnigte Octobernacht und schon nach 1 ½ Stunde hielt unser Fiaker in einem Dörfchen an: „Er könne nicht weiter in der Nacht, seine Pferde seien ermüdet und er finde den Weg nicht mehr." Was sollten wir machen? Es gab kein Wirthshaus in dem elenden Weiler; ein armer Taglöhner nahm uns für den Rest der Nacht auf. Unsere beiden Diener machten uns ein Strohlager in dem einzigen Stübchen, in dem die Frau krank mit einem kleinen Kind im Bett lag. Außer Wasser und grobem Brod war nichts zu haben; es war gut, daß man uns in Stamersdorf zu essen gegeben hatte. Ich erzählte meinem murrenden Gefährten einige Abenteuer aus den Bivouaks von 1813. Darüber schliefen wir ein, um andern Tages mit grauendem Morgen nach Lundenburg zu fahren, von wo uns die Eisenbahn in einigen Stunden nach Olmütz brachte.

Der Ort war übervoll, kein Gasthof konnte uns aufnehmen. Außer der kaiserlichen Familie und dem ganzen Hof, dem Ministerium und unzähligen Beamten hatten vornehme Flüchtlinge aus Wien, dann Deputationen aller Provinzen, viele Abenteurer, die ihre Dienste antrugen, endlich eine überstarke Garnison die nicht große Stadt plötzlich überschwemmt. Wir brachten uns mühsam in kleinen Bürgerhäusern gegen schweres Geld unter, Welker bei einem Kuchenbäcker, ich bei einem Frauenschneider nicht weit davon. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet und umgekleidet, meldeten wir uns noch am Abend unserer Ankunft (22. Octbr.) bei dem Minister Wessenberg, der (wie der Kaiser) im bischöflichen Schloß wohnte. Er war nicht anwesend, ließ uns aber bald darauf auf den andern Morgen bestellen.

Der alte Herr empfing uns sehr freundlich; mich selbst herzlich. „Was haben wir erleben müssen, seit Sie vor einem Monat von uns gingen!" Und nun fing er sogleich, ehe Welker seinen wohl vorbereiteten amtlichen Vortrag beginnen und anbringen konnte, an zu erzählen von den Scenen des 6. October, von seinem Versteck und seiner Flucht, von den Abenteuern, Gefahren und Strapazen, die er, der Fünfundsiebenzigjährige, in den wenigen Wochen durchgemacht. „Und doch bin ich frisch, wie zu Haus und nicht einmal recht müde, aber satt, satt von dem Leben, und ich bitt' alle Tag' den Kaiser, daß er mich alten Mann frei läßt." — Als dann endlich die Rede auf unsere Mission kam: „Er wisse Alles, er habe Briefe aus Frankfurt und auch schon vom Fürsten Windischgrätz. Er sei ganz einverstanden, es müsse

Landesbibliothek Oldenburg

weiter kein Blut, wenigstens so wenig wie möglich vergossen werden. Wenn die Leute in Wien nur halbweg vernünftig wären, so ergäben sie sich ihrem guten Kaiser." — Er fragte dann, ob wir die Proclamation des Kaisers vom 19. schon gesehen, und da wir nur die vom 16. kannten, las er uns jene vor, welche zwar keine Amnestie ankündigte, sondern Unterwerfung forderte, aber fest versprach, alle gegebenen Freiheiten, auch die Befreiung des Grundeigenthums, aufrecht zu halten und mit dem constituirenden Reichstag ferner die constitutionelle Verfassung zu berathen und festzustellen. — Wir mußten das lebhaft anerkennen und baten nun um so mehr, unsere Vermittelung für die Beruhigung Wiens anzunehmen und den Angriff mit bewaffneter Hand aufzuschieben. — „Ich will sogleich die Befehle des Kaisers einholen," sagte der alte Diplomat, „und eine Audienz für Sie nachsuchen; ich sende Ihnen Nachricht, so wie ich den Kaiser gesprochen habe." — Nachmittags wurden wir durch ein Handbillet des Ministers auf den andern Morgen 11 Uhr zum Kaiser bestellt. —

Wessenberg war allein beim Kaiser. Der kleine unansehnliche Herr trat auf uns zu und sagte: „I dank' meinem Onkel Johann sehr für die gute Dienst', die er mir anbietet. Aber sage Sie ihm, i selbst bin stark genug, um Herr zu werden über die Unordnung in meinem Land." — Dann noch ein paar Fragen: „Ob wir schon in Oesterreich gewesen seien? — ob das nit ein schönes Land sei?" — und Se. Majestät machten uns ein Kopfnicken, womit wir entlassen waren. Ein Versuch Welker's zu einer nähern Auseinandersetzung wurde durch dies Kopfnicken verhindert. — Im Vorzimmer erwartete uns ein Hofbeamter, der uns Mittags zur kaiserlichen Tafel bestellte.

„Da haben wir unsern Bescheid," sagte ich zu Welker, als wir allein waren. „Es ist das alte Lied, Oesterreich will nichts von deutscher Einwirkung wissen und ich kann sie eben nicht sehr darin verdenken." — Mein gläubiger Gefährte war der Ansicht, sie thäten nur so. Im Grunde sähen sie doch sehr nach Deutschland und selbst die milde Proclamation vom 19. sei wahrscheinlich eine Folge unserer Erscheinung und Ansprache. Jedenfalls bleibe uns nur übrig, fortzufahren mit unsern Ermahnungen zur Milde und unsern Anerbietungen zur Vermittelung, bis auf eine oder andere Art die Entscheidung da sei. — Darin mußte ich ihm Recht geben. — Zu Haus fanden wir zwei Schreiben, vom Minister Kraus in Wien und vom Präsidium des Reichstags, als Erwiederung auf die übersandte Proclamation. Beide

Landesbibliothek Oldenburg

forderten uns dringend auf, für Versöhnung und Vermittelung wirksam zu sein. —

Eine Stunde vor der kaiserlichen Tafel stellten wir uns dann noch, nach Wessenberg's Rath, dem Erzherzog Franz Karl, Gemahl der Erzherzogin Sophie, Vater des Kronprinzen, ebenfalls vor. Ein kleiner, hagerer, lebhafter Mann, verbesserte und vermehrte Ausgabe seines Herrn Bruders, des Kaisers. Er war sehr freundlich und beredt, große Offenheit und Freimüthigkeit zur Schau tragend. „Das Volk sei an sich gut und harmlos, aber die vielen fremden Emissaire in Wien hätten es verführt. Freie Presse und Vereinsrecht, Bewaffnung und Wahlrecht in dieser Ausdehnung ertrage kein Volk der Welt. Dazu kämen die vielen Nationalitäten, die sich nicht verständen und einander haßten." — Ich riskirte die Bemerkung: „Auf der andern Seite seien die verschiedenen Nationalitäten auch eine Ressource für die Regierung; sie fände an der einen leicht eine Stütze, wenn die andere es zu toll treibe; wie jetzt eben der Augenschein lehre." — Ich wußte wohl, daß ich damit eins der Regierungsgeheimnisse des österreichischen Hofes ausplauderte. Der Erzherzog sah mich lächelnd und bedeutsam von der Seite an, ohne ein Wort zu erwiedern.

Bei Tafel in dem schönen Speisesaal des Erzbischofs placirte man uns der kaiserlichen Familie gegenüber, rechts und links vom Minister v. Wessenberg. Mein anderer Nachbar war der Graf Grünne, Oberstthofmeister des Kronprinzen, welcher letztere mir gegenüber saß. Dieser, ein junger, blühender Herr von 18 Jahren, gefiel mir nach Ausdruck des Gesichts und in seiner ganzen Haltung, was ich dem Grafen Grünne mit einem Compliment bemerkte. Er ging darauf ein, lobte die verständige Richtung des Prinzen und dessen Ernst und meinte, in ihm liege die Hoffnung Oesterreichs. Der Graf, von dem ich nie ein Wort gehört hatte, erschien mir als ein sehr gescheuter, etwas ernster und selbst bitterer Mann, was ich den damaligen Verhältnissen zuschrieb. Er erging sich besonders in Aerger und Spott über die aufrührerischen Ungarn. „Diese Magyaren seien das eitelste und prahlerischste aller Völker, sie litten an unglaublicher Selbstüberschätzung. Das Magyarenthum werde und müsse schließlich untergehen." Er zeigte mir an einer andern Stelle der Tafel den Fürsten Felix Schwarzenberg. „Der komme eben von der Armee in Italien und sei der rechte Mann, auch hier Ordnung zu machen."

Der Kaiser sagte bei Tafel kein Wort, so viel ich bemerken konnte. Er saß zwischen der Kaiserin und der Erzherzogin Sophie, etwas

Landesbibliothek Oldenburg

weiter neben dem Kronprinzen die wunderschöne Prinzeß Ferdinand d'Este von Modena, Schwester des Erzherzogs Stephan.

Nach der Tafel wurden wir auch der Erzherzogin Sophie vorgestellt, die sich lange und eingehend mit uns unterhielt. Sie hatte vorher mit dem englischen Gesandten, Lord Ponsonby, gesprochen und lobte die offene, ernste und männliche Characterbildung der meisten Engländer. „Bei uns ist das anders, wir haben Mangel an Männern und empfinden das jetzt mehr als jemals." — Ich war keck genug, zu erwiedern, „das hänge wohl etwas mit dem bisherigen Regierungssystem in Oesterreich zusammen, welches die Bildung unabhängiger, männlicher Charactere gerade nicht befördert habe". — Sie nahm das ganz gut und unbefangen auf, sagte, daß sie sich der Wiener wahrhaft schäme, die einen Messenhauser, einen Tausenau an ihre Spitze stellen könnten, und fand die Schule dieser Zeit sehr gut für ihren Sohn (den Kronprinzen), der glücklicherweise ohnehin zum Ernst und zur Tiefe neige. — Die imposante Gestalt der Erzherzogin, ihre klugen, etwas verweinten Augen, machten uns einen sehr vortheilhaften Eindruck. — Es versteht sich, daß Fragen nach dem Erzherzog Johann, nach seinem Befinden und seiner Wirksamkeit in Frankfurt jedes Gespräch einleiteten. Man affischirte offenbar das Bemühen, uns die Ueberzeugung zu geben, nicht wegen unserer Qualität als Commissarien des deutschen Reichs, sondern weil wir von einem Glied der kaiserlichen Familie geschickt wären, würde uns so viel Ehre und Freundlichkeit erzeigt. Von unserer Mission sprach Niemand ein Wort.

Abends auf Welker's Zimmer wurde ein ausführlicher Bericht nach Frankfurt entworfen. „Wir führen eifrig fort, auf eine friedliche Entwickelung hinzuwirken, seien gut in Olmütz aufgenommen und hofften auf einigen Erfolg."

Am 25. verbreitete sich das Gerücht von einer Aufforderung des Fürsten Windischgrätz an die Wiener. „Er gebe ihnen noch zwei Tage Bedenkzeit, sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Unterwerfung anzeigen, sonst greife er an." — Ich schrieb sogleich an Minister Wessenberg: „Wir bäten um Mittheilung der Aufforderung des Fürsten und falls die Sache richtig sei, um die erforderlichen Pässe und Aufträge nach Wien, um die Catastrophe zu verhindern." — Wir hatten Abends vorher eine Karte des Fürsten Felix Schwarzenberg auf unserm Tisch gefunden und machten ihm nun in Erwartung von Wessenberg's Antwort unsern Gegenbesuch. Es gab eine lange, sehr interessante Unterhaltung. Der Fürst, ein großer, schlanker Mann zwischen

Landesbibliothek Oldenburg

40 und 50, mit einem männlichen, ausdrucksvollen Gesicht, kam uns mit den Worten entgegen: „Nun, meine Herren, haben Sie schon unsere großen Neuigkeiten gehört?“ Und da wir verneinten, erzählte er: „Windischgrätz werde morgen oder übermorgen in Wien sein, die Unterwerfung sei so gut wie gewiß. — Der Kaiser habe den Reichstag, wie noch heute bekannt gemacht werde, nach Kremsir in Mähren beschieden, wo die neue Verfassung ruhig werde berathen werden können. — Wien werde einstweilen im Belagerungszustand verbleiben, wie der Hof in Olmütz. — Das Ministerium gehe ab, aber das neue sei noch nicht bekannt. — Oesterreich werde sich auch diesmal groß aus der Krisis ziehen. — Dann komme es nur noch darauf an, das Verhältniß zu Deutschland richtig zu bestimmen.“ — Ich fühlte heraus, daß der neue Premierminister zu uns spreche, und wollte in diesem Sinn etwas erwiedern und zugleich mich nach den näheren Bedingungen der Unterwerfung Wiens erkundigen. Aber Welker schnitt mir das Wort ab; er war nicht zu halten; die letzte Aeußerung des Fürsten, über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland, traf sein Lieblingscapitel und er erging sich sogleich mit professorlicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit über die Nothwendigkeit einer engsten staatsrechtlichen Verbindung, wenigstens der deutsch-österreichischen Länder mit Deutschland. — Der Fürst erwiederte, „es sei schwer, sich einen Planeten zu denken, der in zwei Sonnensystemen gravitire; entweder das Ganze oder nichts; Oesterreich müsse auf die Einheit der Monarchie halten!“ — Ich äußerte, „die richtige Formel für das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sei noch nicht gefunden, aber sie werde sich wohl aus der ferneren Entwickelung der Dinge ergeben; für jetzt scheine mir das Wichtigste, daß man sich nicht schroff zu einander stelle und gegenseitig gute Dienste von einander annehme.“ — Das brachte das Gespräch wieder auf die Angelegenheit des Tages, und gleich darauf wurde uns die Erwiederung des Ministers Wessenberg gebracht, worauf wir uns empfahlen.

Wessenberg schrieb:

„Hochgeehrte Herren, was Ihre wohlwollende Absicht betrifft, noch einen Versuch in Wien zur Beilegung der dortigen Zerwürfnisse zu machen, so scheint mir vorerst nöthig, Sie in Kenntniß der Zustände zu setzen. Es handelt sich nicht darum, dort mit einer Partei zu unterhandeln, sondern lediglich, eine Insurrection zu unterdrücken, die von der durch fremde Einflüsse aufgeregten besitzlosen Classe ausgeht, mit welcher eine Unterhandlung in der ge-

Landesbibliothek Oldenburg

wöhnlichen Form nicht statthaben kann. Die durch den Terrorismus der zügellosen Haufen eingeschüchterte Bürgerschaft erwartet mit Sehnsucht ihre Befreiung und steht der Regierung nichts weniger als feindlich gegenüber, daher auch mit dieser kein Stoff zur Unterhandlung ist. Uebrigens geht morgen der vom Feldmarschall Fürsten Windischgrätz zur Unterwerfung gesetzte Termin zu Ende und werden daher, wenn keine Unterwerfung erfolgt, die militairischen Unternehmungen unverzüglich beginnen. Jeder Versuch, dieselben dann noch zu unterbrechen, würde vergeblich sein, auch wird der Erfolg nach den getroffenen Vorbereitungen nicht auf sich warten lassen. Das ist um so wahrscheinlicher, als nach eben eingetroffenen Nachrichten sich auch die Ungarn vor der gegen sie entwickelten Militairmacht in ihr Land zurückgezogen haben. — Ich glaube Sie auf diese Sachlage aufmerksam machen zu müssen, wie auf die Hindernisse, welche dadurch Ihren edlen Absichten augenblicklich entgegenstehen."

u. s. w.

Es war klar, daß unter solchen Umständen nach Wien zu gehen eine Thorheit gewesen wäre, die nur zur vollständigsten Compromittirung unserer Personen und der Centralgewalt führen konnte.

Ich machte einen Besuch bei dem Prinzen Wasa und seiner Schwester, der Prinzessin Amelie von Schweden, da ich deren Anwesenheit in Olmütz erfahren. Lebhaftes politisches Gespräch. Der Prinz erzählte von der Militair-Emeute in Wien am 6., die er erlebt hatte, von dem Empfang der Deputation durch den Kaiser und deren unglaublichen Forderungen. Beide Herrschaften gaben zu, daß die Regierung arge Fehler gemacht, daß man nicht ehrlich mit den Ungarn verfahren, — es müsse Vieles anders werden in Oesterreich. —

Am 27. gingen wir früh zu Wessenberg, der uns gleich annahm. Wir erklärten ihm, „daß wir in Folge seines gestrigen Schreibens auf die Reise nach Wien in diesem Augenblick verzichteten, uns auf die Milde der Regierung und die gemäßigten Forderungen des Fürsten Windischgrätz verließen, und ihn nur bäten, uns die eingehenden Nachrichten gleich mittheilen zu lassen". — Er versprach das freundlich und zutraulich und entließ uns, da der Kaiser ihn erwarte. — Auf dem Rückwege begegnete uns der Herr v. Isfording, Wessenberg's Secretair, den Welker an die Aufforderung des Fürsten Windischgrätz erinnerte, die er uns hätte mittheilen wollen. Er zog das Blatt hervor, dessen Durchsicht unser Erstaunen und unsern Unwillen erregte. Es enthielt die härtesten, rücksichtlosesten Bedingungen: „Die Stadt solle

Landesbibliothek Oldenburg

sich nach zwei Tagen unbedingt ergeben, zwölf Geißeln stellen, eine noch unbestimmte Zahl von Individuen zur Bestrafung ausliefern, sich sofort nach der Uebergabe dem Belagerungsstand unterwerfen. Jeden Bewaffneten, den die Armee bei ihrem Einzuge noch anträfe, werde er sofort dem Standrecht überliefern". — Wir drückten unsere lebhafte Ueberraschung aus. Herr Isfording meinte, „es sei wohl so schlimm nicht gemeint und mehr auf Einschüchterung berechnet; auch glaube er, daß der Fürst zur Milde ermahnt sei". — Was sollten wir thun? in diesem Augenblick war die Entscheidung schon gefallen.

Abends im „Goliath", einem Speisehaus, erzählte man von einer Reichstagsdeputation an den Kaiser, die eben angekommen sei; auch der Minister Kraus sei aus Wien hier. Man wolle um Zurücknahme der unbedingten Vollmacht für den Fürsten Windischgrätz und um milde Bedingungen für Wien bitten. — Gleich darauf erschien der ehemalige Minister Herr v. Pillersdorf, einer der Reichstagsdeputirten. Er wandte sich sogleich an uns und kündigte uns auf den andern Morgen früh den Besuch der Reichstagsdeputation an, die Auftrag habe, mit uns in Unterhandlung zu treten. — Ich fragte, wozu wir und die Deputation noch helfen könnten, da in diesem Augenblick der Angriff auf Wien erfolge und die Armee wahrscheinlich in der Stadt sein werde? — Herr v. Pillersdorf erklärte, „Windischgrätz habe noch zwei Tage mehr bewilligt, es fänden in diesem Augenblick Unterhandlungen statt; wir würden morgen zeitig das Nähere hören". — Das änderte die Sache. —

Am 27., Morgens 8 Uhr, fanden sich denn die sechs Wiener Deputirten bei Welker ein (Pillersdorf, Fischof, Potozki u. s. w.). Sie erzählten in großer Lebendigkeit und Erregung, wie es in Wien aussehe. „Seit 14 Tagen seien tägliche Gefechte mit den Vorposten Jellachich's und später Windischgrätz's geliefert, allerdings, wie sie zugaben, größtentheits von den undisciplinirten Wiener Bewaffneten veranlaßt. Die Truppen hätten sich bisher mehr defensiv verhalten, aber doch oft die Vorstädte beschossen. Gestern hätten viele Häuser gebrannt und den ganzen Nachmittag sei stark kanonirt worden. Indeß habe Windischgrätz einer Deputation des Gemeinderaths Aufschiebung des eigentlichen Angriffs bis zum 29. zugesagt, wenn sie bis dahin die Waffen niedergelegt und seine Bedingungen gewährt hätten, wolle er friedlich einziehen. Aber diese Bedingungen seien unerträglich, und namentlich auf die Auslieferung einer unbestimmten Anzahl noch unbekannter Personen könne und wolle man nicht eingehen. Sie seien ge-

Landesbibliothek Oldenburg

kommen, dem Kaiser vorzustellen, daß er seine Vollmacht an den Fürsten Windischgrätz zurücknehme, gegen Wien keinen Belagerungsstand ausspreche, die Versetzung des Reichstags nach Kremsir aufhebe, mit einem gesetzlichen Ministerium berathe ꝛc. ꝛc. Von uns hofften und erwarteten sie, daß wir sie in ihren gerechten und billigen Forderungen unterstützen würden."

Wir versprachen, das Mögliche und was sich mit unserer Mission vertrage zu thun. Auf die Fragen, wegen Windischgrätz's Vollmacht und wegen der Versetzung des Reichstags nach Kremsir, könnten wir uns nicht wohl einlassen. Aber für eine friedliche Besetzung und milde Behandlung Wiens wollten wir uns wiederholt und mit Beziehung auf die uns mitgetheilten Nachrichten verwenden. — Ich schrieb denn auf der Stelle an Wessenberg in diesem Sinn, lebhaft die Bitte erneuernd, uns mit beschwichtigenden Eröffnungen und milden Bedingungen an den Feldmarschall und nach Wien sofort abreisen zu lassen.

Mittags im „Goliath" mit den Wiener Deputirten. Nachher Spaziergang mit denselben. Herr v. Isfording begegnet uns. Auch er tadelt die Härte von Windischgrätz; aber derselbe habe jetzt weitere Frist zu Unterhandlungen gegeben und sich auf die Auslieferung von drei Personen beschränkt. Er entschlüpft uns wie ein Aal. — Gespräch mit Pillersdorf, der an der Widerstandsfähigkeit der Wiener zweifelt, die Versetzung nach Kremsir als einen Sieg des Slavismus betrachtet und sehr trübe Ahnungen hat. — Bei unserer Rückkehr wird uns die folgende Antwort Wessenberg's gebracht:

„Hochgeehrte Herren!

In Erwiederung Ihrer werthen Zuschrift von heute muß ich bemerken, daß nach unsern Nachrichten der Feldmarschall bisher nicht angegriffen, sondern nur Angriffe zurückgeschlagen hat, wobei ein Officier und mehrere Gemeine der Armee gefallen sind. Uebrigens hat der Feldmarschall die Frist zur Unterwerfung verlängert, und ist daher noch Hoffnung, daß er ohne Blutvergießen zum Zweck kommt. Daß übrigens Empörungen der Proletarier von dieser Art nicht ohne Anwendung von Zwang ganz unterdrückt werden können, haben noch neulich die Ereignisse in Frankfurt bewiesen. Sollten mir morgen erhebliche Nachrichten zugehen, werde ich nicht ermangeln, sie Ihnen mitzutheilen.

Mit u. s. w.

Olmütz, 27. October 1848. Wessenberg."

Landesbibliothek Oldenburg

Ganz der alte Styl, den ich vom Sommer her kannte. Unser Gesuch berührt der Minister nicht einmal; er theilt uns nur ein paar Nachrichten und Bemerkungen mit, die uns beruhigen und hinhalten sollen. — Was sollten wir thun? — Auf eigne Hand nach Wien abgehen, um uns vom Fürsten Windischgrätz festhalten und verspotten zu lassen? Oder uns durch seine Vorposten schleichen, um in Wien ohnmächtige Rathschläge zu geben, die uns dem Hohn und Spott, der tumultuarischen Massen preisgeben? — Wir konnten nichts anders thun, als an Ort und Stelle der weiteren Entwickelung mit Aufmerksamkeit folgen, und nach wie vor jeden Moment erspähen, wo wir im Sinne unsers Auftrags thätig werden konnten. Wir berichteten in diesem Sinne an den Minister in Frankfurt, der sich später mit solcher Haltung völlig einverstanden erklärte. — Welker war hoffnungsvoller und gläubiger als ich. Er behauptete, ohne unsere Anwesenheit und Bemühung hätte der Feldmarschall jene neue Frist, die noch Alles zum Guten wenden könne, niemals bewilligt. —

28. October. — Olmütz wurde mit jeder Stunde voller und lebhafter. Außer der Reichstagsdeputation waren zahlreiche Deputationen der mährischen Stände, dann der Städte Prag, Brünn, Linz eingetroffen, welche den Kaiser ihrer Treue versicherten und für Wien baten. Große Aufzüge von mährischen Bauern (Hannacken), die ihre Ergebenheit und ihren Dank für die neu bestätigte Grundentlastung darthun wollten, zogen vor dem Schlosse auf. Eine größere Anzahl der früher aus Wien entflohenen böhmischen, mährischen und galizischen Reichstagsdeputirten sammelte sich in Olmütz, um dann weiter nach Kremsir zu gehen.

Wir machten Morgens dem Minister Kraus einen Besuch, den wir im „Goliath" kennen gelernt hatten. Er will wieder nach Wien zurück auf seinen dortigen Posten. Er ist durch und durch deutsch gesinnt, will die ganze Monarchie in der Verfassung zusammen halten, mit Vorherrschung des deutschen Elements, hält sogar die allmälige Germanisirung gesicherter bei freier Entwickelung aller Nationalitäten. Die Deutschen müßten sich dann rühren, würden erregt und thätig zum Fortschreiten. Ihr endlicher Sieg sei gewiß. Der Slavismus sei ein Gespenst; alle Völker der Monarchie hätten das Deutsche als bildendes und vermittelndes Element nöthig. „In jedem Ungarn steckten zwei Menschen, der Magyar und der Deutsche; jener ist der Barbar und wird unfehlbar von diesem in Zaun gehalten und allmälig besiegt, wenn man beide ungestört gewähren läßt". — Er glaubt an einen

Landesbibliothek Oldenburg

blutigen Kampf in Wien; „die Arbeiter und die Fanatiker werden sich wehren und caputt gemacht werden; die sogenannte Nationalgarde wird sich nicht rühren". — Der Mann sprach lebhaft und klar und gefiel uns sehr.

Mittags bei Tisch der Reichstagsdeputirte Fischer aus Salzburg neben mir, der zugleich im Ministerium angestellt ist. Offner, lebhafter, scharfer Mann. Die augenblickliche große Krisis bringt Jedermann zum Sprechen und Aussprechen. Alle sind naiv und von Herzen betheiligt und vergessen jede gesellschaftliche Zurückhaltung. Er will nicht nach Kremsir, ohne ausdrückliche Zustimmung seiner Committenten, klagt über den Mangel an Characteren und politischen Größen. Wessenberg sei schon durch sein Alter unfähig, Pillersdorf schwach und zweideutig, Kraus keine politische Persönlichkeit. Er war sehr besorgt wegen des endlichen Ausgangs.

Nach Tisch Spaziergang mit mehreren der hier versammelten Deputirten. Meyer von Brünn liest mir eine Bittschrift von 30 Deputirten unterschrieben vor, um Rückkehr des Reichstags nach Wien, sobald es dort ruhig sei. Er lobt die Böhmen und Mähren im Reichstag, als am besten politisch gebildet. Sie hätten sich vernünftig und gemäßigt gezeigt und die Rechte gebildet. Er will einen Föderativstaat, mit Achtung aller Nationalitäten; ein Staatenhaus und die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs, des Handels, der Reichsfinanzen in Wien, — Ständehäuser und Ministerien des Innern in den einzelnen Provinzen. — Herr Meyer ist ein sehr gebildeter, klarer, wohlredender Mann und gut österreichischer Patriot, nur 36 Jahre alt. —

Er bat mich und Welker, den Abend mit ihm in einem Weinhaus zuzubringen, wo wir viele Reichstagsdeputirte treffen würden. Es war dort bald die lebhafteste allgemeine Unterhaltung. Herr Hawlitschek, Redacteur eines czechischen Journals, trug mit Geist und Humor seine Censur-Abenteuer und Kämpfe vor; Gelächter und Beifall begleiteten seine Erzählung. Herr Lasser aus Salzburg, ein junger Mann von sehr guter Haltung, bestätigte die Unfähigkeit, ja die Verächtlichkeit der Preß- und Polizeibehörden in Oesterreich. Professor Helfert aus Krakau, ein Böhme, erzählte seine kürzlichen Verhandlungen mit Wessenberg und dem Fürsten Schwarzenberg über Abänderung der kaiserlichen Proclamation vom 16. Alle waren empört über die Blindheit und Unverbesserlichkeit des Hofs und der Aristokraten, und Herr Hein, Abgeordneter von Troppau, fügte manches Einzelne hinzu aus seiner Erfahrung, um dies Gefühl zu rechtfertigen. Und das waren hervor-

Landesbibliothek Oldenburg

ragende Mitglieder der rechten Seite des Reichstags! Welche unermeßliche Kluft in diesem unglücklichen Lande zwischen den Regierenden und der Bildung! — Wir mußten viele Fragen über Frankfurt beantworten, und Welker gerieth dabei in eine heftige Declamation gegen die dortige Linke und gegen den Socialismus, der ihr Ziel sei.

Am 29. früh gingen wir zu Isfording, uns nach Berichten aus Wien zu erkundigen. Es war eben eine telegraphische Depesche von Windischgrätz gekommen: „Die Truppen haben einen Theil der Leopoldstadt." — Einige Stunden später telegraphirte der Feldmarschall: „Wir sind vor den Wällen der Stadt." — Isfording fügte hinzu, er wisse gewiß, daß der Feldmarschall seine Bedingungen gemildert, unter andern nur Bem, Pulski und Schütte zum Ausliefern verlangt habe, der plötzliche Angriff der Vorstädte sei dem Ministerium ein Räthsel.

Dasselbe klärte sich noch im Laufe des Tages auf. Die Wiener Proletarier und Studenten hatten unter Bems Anführung am 27. die Truppen angegriffen und durch Abbrennen großer Holzmagazine ihre Bewegung verdeckt, zu derselben Zeit, wo eine Deputation des Gemeinderaths im Hauptquartier des Feldmarschalls die Uebergabe verhandelte. Erbittert durch den anscheinenden Verrath hatte Fürst Windischgrätz den allgemeinen Angriff auf die Vorstädte am 28. befohlen und dieselben nach neunstündigem blutigem Kampf erobert. — Wessenberg war nicht zu sprechen: „Er arbeite mit dem Kaiser." — Ich ging zu Fischer, der als Unterstaatssecretair im Ministerium des Innern angestellt war. Er wußte nichts von Wien. „Das sei eine verlorene Sache und habe nichts Anderes werden können. Er denke an die Zukunft und rüste sich, nach Prag abzureisen, wo morgen eine Versammlung von Reichstagsdeputirten berathe. Es handle sich darum, über die künftige Gestaltung Oesterreichs einig zu werden. Niemand wisse, was aus der Monarchie zu machen sei, er am wenigsten. Da habe Herr Fröbel aus Frankfurt ganz kürzlich eine Broschüre drucken lassen (Wien, Oesterreich und Deutschland), die ihm doch etwas zu enthalten scheine." — Welker und ich hatten sie in diesen Tagen zusammen gelesen und waren ziemlich einig darüber, daß es eine theoretisch hohle Auffassung sei ohne praktischen Verstand, wenn auch gut geschrieben und voll schwunghafter Gedanken. Herr Fröbel will die ganze österreichische Monarchie in den deutschen Bundesstaat aufgenommen wissen. — Ich äußerte das gegen Herrn Fischer und empfahl lebhaft für Oesterreich den Föderativstaat nach amerikanischem und

Landesbibliothek Oldenburg

schweizerischem Muster mit völkerrechtlichem Anschluß an Deutschland. — Er hatte vielerlei einzuwenden und wir schieden natürlich ohne einig zu werden über den etwas schwierigen und weitläuftigen Gegenstand. — Aber so mächtig war der Zug der Zeit und die naive theoretische Schaffenslust auch in mir, dem Fünfundfünfzigjährigen, daß ich mich zu Haus gekommen hinsetzte und den ganzen Abend und die halbe Nacht an einer Abhandlung schrieb: „Wie die österreichische Monarchie zu regeneriren und zu constituiren sei nach den gegebenen Elementen, um ihrer politischen und welthistorischen Aufgabe zu genügen." Ich sandte sie am andern Morgen früh Herrn Fischer zu, der im Begriff gewesen war nach Prag abzureisen. Er ist nachher Gouverneur von Oberösterreich geworden und ist es vielleicht noch. Ich habe nie wieder etwas von ihm und von meiner nächtlichen Arbeit vernommen. —

Am 30. October, gleich nach dem Frühstück, waren Welker und ich wieder auf dem Wege zu Wessenberg, als uns Fürst Felix Schwarzenberg Arm in Arm mit Meyer und im eifrigen Gespräch mit demselben begegnete. „Sie wollen wahrscheinlich zu dem alten Herrn; ich komme eben von ihm, er hat nichts Neues aus Wien; — der Telegraph ist zerstört, wir wissen nur, daß gestern Abend alle Vorstädte in der Gewalt der Truppen waren." — Also, zusammen in's Caffeehaus, wo sich Gruppen gebildet hatten zu lebhaftesten Gesprächen, Spannung auf allen Gesichtern. — Auch aus Tyrol und Salzburg waren Deputationen gekommen.

Mittags 2 Uhr, da wir im „Goliath" unsern Fasan mit Kraut bei einem Glase Ungarwein verzehrten, brachte uns der Dr. Günther, Leibarzt des Kaisers, die eben durch Courier eingegangene Nachricht von der Uebergabe der inneren Stadt.

Wir eilten sogleich zum Minister. Herr v. Wessenberg bestätigte: „Wien (die Stadt) sei durch Capitulation ohne viel Blutvergießen in die Gewalt der Armee gekommen. Der Feldmarschall werde milde verfahren, der Kaiser sein Wort halten und die Verfassung in Kremsir mit dem Reichstag vereinbaren. Wir könnten dem Erzherzog die feste Versicherung darüber bringen, wenn wir nach Frankfurt zurückkämen?"

Wir erwiederten, „daß wir diesen Auftrag dankend annähmen. Es bleibe uns nun nur übrig, ihn rasch auszuführen. Wir dächten, morgen abzureisen, und erwarteten nur noch des Kaisers etwaige Befehle." — Der Minister übernahm es, uns Seiner Majestät zu empfehlen und uns für den Fall zu benachrichtigen, daß der Kaiser uns heute noch sprechen wolle. —

Landesbibliothek Oldenburg

Abends hatten wir noch ein recht interessantes Souper im „Goliath". Meyer empfing uns dort und stellte uns dem Grafen Stadion vor, der unsere Bekanntschaft gewünscht hatte. Wir setzten uns an einen kleinen Tisch mit diesen beiden, dem Dr. Günther und dem Grafen Zerboni di Sposetti, Ministerialrath. Wien war natürlich nächster Gegenstand des Gesprächs. Unsere Tischgenossen waren glücklich, daß der „Unsinn" dort zu Ende sei, und man sei verhältnißmäßig wohlfeil zum Ziel gekommen. Graf Stadion, ein sehr liebenswürdiger Aristokrat, einfach und anspruchslos aber von den besten Formen, sprach die Hoffnung aus, daß nun noch Alles gut werde in Oesterreich. Es war schon öffentliches Geheimniß, daß er in wenigen Tagen Minister des Innern sein werde, wie Fürst Felix Schwarzenberg Minister der auswärtigen Angelegenheiten. „Nur das künftige Verhältniß zu dem neuen Deutschland, das man eben in Frankfurt zurecht mache, sei ihm noch dunkel." — Welker sang sofort sein altes Lied, und in volleren Tönen, als je zuvor. „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen; — wir sind nichts ohne Oesterreich und Oesterreich ist nichts ohne uns" u. s. w. — Der Graf schüttelte den Kopf. „Aber ich bin ein Oesterreicher und begreife nicht, wie wir uns können von Frankfurt aus regieren lassen" u. s. w. — Ich sagte: „Wir müßten beiderseits die Pretension aufgeben, einander regieren zu wollen, und dafür den Vorsatz eintauschen, einander zu helfen und nützlich zu sein; — „dabei würden wir beide gewinnen!" — „Damit kann man einverstanden sein," sagte Stadion, „aber das ist keine politische Stipulation, sondern eine moralische Vorschrift, und Sie wissen, daß die moralischen Vorschriften immer anerkannt, aber auch immer verletzt werden". — Meyer mischte sich ein und setzte auseinander, daß ein Bund zwischen Oesterreich und Deutschland mit festen Stipulationen und zu bestimmten Zwecken sehr wohl denkbar sei. Beide hätten keine divergenten Interessen; Oesterreich sei ein wichtiger Bundesgenosse für Deutschland nach Westen hin, und bedürfe Deutschlands zur Ausführung seiner Aufgabe nach Osten. — Der Dr. Günther zeigte sich als gutmüthigen Humoristen, sehnte sich nach den Fleischtöpfen in Wien zurück, und wünschte die Zeit herbei, wo sich jeder um sein Geschäft und Vergnügen gekümmert habe, und keiner um politische Luftschlösser. Diese Stimmung wurde zuletzt die herrschende, da bei dem lebhaften Gespräch viel trefflicher Ungarwein getrunken war. —

Am 31. October fuhren wir dann mit der Eisenbahn nach Prag

Landesbibliothek Oldenburg

und von da per Dampfschiff nach Dresden, dann über Leipzig nach Frankfurt, wo wir den 4. November eintrafen.

Herr v. Schmerling kam uns mit der Klage entgegen, daß wir ihn unverantwortlich mit unsern Berichten in Stich gelassen. Seit unserm Schreiben vom 24. October aus Olmütz habe er keine Zeile von uns erhalten, und sei darüber der Nationalversammlung gegenüber vielfach in Verlegenheit gerathen. Wir hatten am 28. und 30. October aus Olmütz, am 1. November aus Prag ausführlich geschrieben. Der letztere Bericht kam noch am 5. November in Frankfurt an, die andern beiden einige Tage später. Sie waren von uns auf Aufforderung Wessenberg's dem Herrn v. Isfording übergeben worden, da derselbe eben einen Courier nach Frankfurt zu expediren hatte. Wir überreichten nun dem Minister die zurückbehaltenen Abschriften und bemerkten, daß uns in Olmütz auch nichts von ihm zugegangen sei. Es war schwer, sich des Argwohns zu erwehren, daß hier ein neues Pröbchen österreichischer Regierungspolitik vorliege.

Dem sei, wie ihm wolle, Herr v. Schmerling wie der Erzherzog selbst waren froh, daß in Oesterreich die Ruhe hergestellt sei, und bezeugten uns wiederholt, wir hätten gethan was zu thun gewesen wäre. Anderer Ansicht waren die Parteien der Nationalversammlung. Die Demokraten waren wüthend über die Niederwerfung der „deutschen Partei", wie sie es noch immer nannten, durch die rohe Soldateska in Wien, und sie geriethen außer sich, als die Nachricht von der Erschießung Robert Blum's eintraf. „An dem Allen waren die Reichscommissaire Schuld, die ihre Pflicht nicht gethan, die Wien hätten schützen müssen gegen den Tyrannen Windischgrätz, und Blum retten mit Gefahr des eignen Lebens. Statt dessen hätten sie in Olmütz an der kaiserlichen Tafel geschwelgt und der Erzherzogin Sophie den Hof gemacht. Auch das Ministerium sei schuldig, weil es keine bessere Wahl getroffen und keine energischere Instruction gegeben." Das und Aehnliches wurde im Laufe des November wiederholt zur Sprache gebracht, und darauf Mißtrauensanträge gegen das Ministerium und Tadelsvoten gegen die beiden Reichscommissaire gegründet und formulirt. Die Debatte darüber dauerte mehrere Tage mit äußerster Lebhaftigkeit. Der Angriff war heftig, die Vertheidigung ziemlich schwach, Welker hielt eine mehrstündige Rede pro domo, in welcher er sich durch zu große Ausführlichkeit und leidenschaftliche Recriminationen übernahm. Indeß die Centren und die rechte Seite waren bei der Abstimmung gegen jene Anträge, so daß sie sämmtlich zu Boden fielen. Aber der Ein-

Landesbibliothek Oldenburg

druck, den diese Debatten auf die armen gewesenen Reichscommissaire zurückließen, war darum doch kein sehr wohlthuender.

So habe ich denn auf meinen beiden Sendungen nach Oesterreich als Reichsgesandter und als Reichscommissair, wie kurz zuvor in meiner Stellung als Bundesgesandter und kurz nachher als Unions-Bevollmächtigter, die Erfahrung gemacht, daß dergleichen Verwendungen in bewegter Zeit zwar recht interessant und instructiv sein können, — aber Genuß und Ehre hatte ich in ihnen nicht gefunden, freilich auch nicht gesucht; — ich hatte mich eben verwenden lassen.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Zukunft Oesterreichs und Preußens.

Denkschrift vom 4. December 1848.*)

So hat denn das neue österreichische Ministerium in Kremsir gesprochen! Man wird sehen, daß die Majorität des Reichstags, daß die unermeßliche Mehrheit der Bevölkerung dem Programm Beifall giebt. Was jedem Sachkundigen seit Monaten als die nothwendige Consequenz der Stimmungen und Zustände erschien, das ist endlich im Angesicht von Europa klar und officiell proklamirt worden. Die Oesterreicher wollen ihre Monarchie rekonstruiren als einen Föderativstaat von gleichberechtigten Provinzen und Nationalitäten, zusammengehalten durch eine kräftige Centralgewalt, bestehend aus dem Monarchen mit seinem Ministerium und aus einem gemeinschaftlichen Parlament; sie wollen „Vereinigte Staaten von Oesterreich" sein, aber unter der kürzeren und bindenderen Bezeichnung eines „Reichs" und mit dem habsburgischen Monarchen an der Spitze. Und sie wollen diese große politische Evolution für sich machen, ungeirrt und abgetrennt von der gleichzeitigen deutschen. „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland (also jedes für sich) zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen." Mit dem Zusatz, „bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen", der als captatio benevolentiae folgt, kann nach dem Vorhergehenden nichts Reales gemeint sein, außer etwa Oesterreich wolle nach wie vor an Deutschland festhalten als an einem Bundesgenossen zu Schutz und Trutz.

Es vollzieht sich demnach jetzt, was seit anderthalb Jahrhunderten in unserer geschichtlichen Entwickelung indicirt ist. Daß neben dem

*) War abgedruckt in №. 325 und 327 der „Deutschen Zeitung", Frankfurt, den 10. und 11. December 1848.

Landesbibliothek Oldenburg

alten deutschen Kaiserreich, ja in demselben und gegen dasselbe, eine neue europäische Großmacht von lebensvollster Entwickelung und aus ganz deutschen Elementen unter glorreichen Kämpfen und Krisen emporkommen konnte, darin sieht der sinnige Beobachter und Kenner der Geschichte noch ganz etwas Anderes, als Schwäche und Unglück auf der einen, Ehrgeiz und Thatkraft auf der andern Seite. Der Staatsmann aber, er möge nun auch Geschichtsphilosoph sein oder nicht, wird immer und vor Allem den realen Boden anerkennen, auf welchem er mit seinen Gedanken oder Thaten zu operiren hat, und es ist, wie wir denken, ein unbestreitbares Faktum, daß es seit hundert Jahren zwei deutsche Großmächte in Europa giebt. Daß dieselben aber ein unendlich viel zäheres und kräftigeres Leben besitzen, als unsere politischen Idealisten glaubten, ist nachgerade wohl Allen deutlich.

Da nun die eine durch die andere, oder beide zugleich durch eine dritte Potenz zu zerstören und aufzuheben als eine unendlich schwierige und schmerzhafte, ja unmögliche Operation erscheinen muß, so sollte es jeden Patrioten, der nicht bloßer Traum- oder Gefühlspolitiker ist, mit Freude erfüllen, daß sich die Grenzgebiete scheiden und daß sein Vaterland weit genug ist, die in ihm erwachsenen großen Existenzen durch Gliederung zu bewahren und fort zu entwickeln.

Ein einziges Reich, wenn auch immer ein föderatives, das die Gebiete der Donau und des Rheines, der Elbe und der Oder, ja des Niemen und des Po zugleich befaßte, fiele offenbar außerhalb des europäischen Maßes und wäre ein unbehülfliches, jeden Angriff herausforderndes Ungeheuer. Wie dagegen die deutschen Reiche (wenigstens die beiden in Aussicht stehenden) in sich bestehen werden aus reich entfalteten, ein selbstständiges Leben bewahrenden Gliedern, so ließe sich auch wohl eine demnächstige Gliederung in höherer Potenz denken und voraussehen, die einst alles deutsche Staatsleben und z. B. auch den germanischen Norden, wenn auch mit loseren Banden, umfaßte. Aber wir wollen hier nicht nach Art der politischen Träumer über ungelegten Eiern brüten, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben.

Da treten uns denn zunächst zwei große Einwendungen und Zweifel entgegen, welche wir in den beiden Fragen zusammenfassen wollen: „Wird Oesterreich national und politisch deutsch bleiben, wenn es nicht mehr mit Deutschland verbunden ist?“ und: „Wie ist es denkbar, daß das übrige Deutschland Preußen an seine Spitze bringt, ohne preußisch zu werden, was es doch entschieden weder kann noch will?“ —

Landesbibliothek Oldenburg

Der Wunsch, auf diese beiden Fragen eine Antwort zu geben, hat uns die Feder in die Hand gedrückt.

Die Gesammtmonarchie Oesterreich ist nur in einem verhältnißmäßig nicht großen Theil ursprünglich deutsches Land und deutsches Volk, aber sie ist fast durch und durch ein deutscher Staat. Die Staatssprache ist die deutsche, die Staatsbeamten sind sämmtlich deutsch gebildet, der Grundtext der Gesetze und Verordnungen ist deutsch, die Armee wird deutsch commandirt, im Reichstage wird deutsch verhandelt.

Es ist das keine Sache der Wahl und der Vorliebe, im Gegentheil, seit dem Aufkommen des allgemeinen Nationalitäts-Paroxysmus und seitdem auch die Deutschen ihrerseits so unverständig laut und heftig ihre Nationalitätstrümpfe auszuspielen angefangen haben, ertragen die ursprünglich Nichtdeutschen in Oesterreich dies Verhältniß nur mit Widerstreben. Aber es geht eben nicht anders. Slavisch will und kann der Magyare und der Italiener, und der Deutsche zumal, noch viel weniger sprechen und befehligt werden, und vom Magyarischen oder Italienischen wollen die sämmtlichen Slaven nicht das Mindeste wissen. Deutsch aber verstehen und sprechen die politisch Zählenden und die überhaupt gebildeten Slaven und Magyaren alle, die Italiener wenigstens zum Theil; sie erkennen es, wenn auch in neuern Zeiten oft nur schweigend und widerwillig, als die einzig mögliche Vermittelungssprache an, und selbst auf dem Slaven-Congreß in Prag mußte man, nach einigen verunglückten Versuchen, sich slavisch zu verständigen, deutsch debattiren. So ist denn auch das Verhältniß der Nationalitäten in der österreichischen Monarchie, wie es gewöhnlich in Zahlen dargestellt wird (17 Millionen Slaven, die aber unter sich in die verschiedenartigsten Stämme zerfallen, 7 1/2 Millionen Deutsche, 5 Millionen Magyaren, 4 1/2 Millionen Italiener, 2 Millionen Walachen), nichts weniger als genau zutreffend und bezeichnend. Von den Slaven und Magyaren ist vielleicht ein Viertheil, von Italienern und Walachen ein Zehntheil als deutsch in Sprache, Bildung und Sitte zu betrachten. Die Colonie der deutsch Gebildeten ist über das ganze Reich ergossen, man findet im fernsten Osten ganz deutsche Städte, überall in den Plätzen an der untern Donau findet sich der Deutsche zu Haus in Sprache und Sitte. Und der Kern der Monarchie, die Hauptstadt ist ganz deutsch und von deutschem Lande umgeben; was von ihr ausgeht, was ihr zuströmt, ist oder wird deutsch. Der Slavismus in Oesterreich ist ein Gespenst, welches, muthwillig provocirt, allerdings den Schein der Realität gewinnt, aber verschwindet, sobald man es ignorirt und nicht zu beachten

Landesbibliothek Oldenburg

scheint. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß sich nicht unter der neuen Verfassung die provinzialen Idiome (das czechische, das magyarische, das illyrische, das ruthenische, das serbische, das rumänische) zu größerer und selbstständigerer Ausbildung entwickeln sollten. Sie werden sich mit und neben dem Deutschen emporarbeiten. Auch in Amerika wird sich in manchen Provinzen das Deutsche, das Französische, das Spanische neben der Staatssprache erhalten. In Oesterreich ist als solche nur die deutsche möglich und sie hat diesen Erfolg im Verein mit der deutschen Dynastie errungen, obwohl deutsche Bildung nur in matteren durch geistige und materielle Mauth gebrochenen Strahlen dort Licht und Wärme verbreitet hat. Wie wird es erst sein, wenn jene liebenswürdige, lebendig offene Bevölkerung unter freiester Staatsform und in ungehemmtem Verkehre mit dem innern Deutschland, das im Genuß der jungen Freiheit ebenfalls alle seine geistigen Schwingen entfaltet, die unwiderstehlichen Strömungen deutschen Geistes und deutschen Lebens empfängt?

Diese bunte, völkerbelebte, österreichische Monarchie wird in ihren Hauptbeständen nicht nur zusammengehalten, sondern auch zu ihrer zukunftreichen Bestimmung befähigt, durch drei Verhältnisse. Das erste, obwohl in unsern Zeiten schwächste, ist die uralte, zähe und vereinende Dynastie; das zweite die territoriale Gemeinschaftlichkeit, gegeben in dem Gebiet des größten europäischen Flusses; das dritte die Völker vermittelnde und beherrschende deutsche Bildung und Sprache. Das mittlere Band ist nur dann stark genug, wenn die beiden äußeren hinzukommen, das dritte aber, als das stärkste von allen, schützt und umfaßt an der gefährlichsten Stelle, wo die wilde Expansivkraft der sich bekämpfenden und verzehrenden Nationalitäten, welche Geschichte und Natur in dies Donaubecken neben einander gebannt haben, eine chaotische Barbarei perennirend zu machen droht. Die ganze Frage ist dann, ob deutsche Bildung und Freiheit in diesen Gegenden ordnend und belebend einwirken, oder ob russisches Machtgebot die Ruhe schaffen soll, qui règne dans Varsovie. Oesterreichische Staatsmänner der Gegenwart und Zukunft, da kann man ruhig sein, werden dies Verhältniß erkennen und beachten.

Halten wir in solcher Weise gegen die augenblicklich herrschende Meinung den wesentlich deutschen Charakter der österreichischen Monarchie für gesichert, so ist das freilich nur unter der Bedingung, daß auch keine einzige der deutschen Provinzen davon abgetrennt werde und zu uns herüberkomme, wie dafür hie und da von Außen her und von

Landesbibliothek Oldenburg

Innen heraus sich Stimmen erheben. Jede Schwächung des deutschen Elements in Oesterreich wäre eine noch viel größere Schwächung Deutschlands überhaupt. Wäre Baiern noch das alte auf die Donauprovinzen beschränkte, so hätten wir sogar nichts dagegen, wenn sich auch der Rest des Donaubeckens bis nach Ulm hin dem österreichischen Bundesstaat verbände. Die nationale Kräftigung und Erweiterung überwöge bei weitem den territorialen Verlust. Jetzt freilich, da das durch kluge politische Wendungen außerordentliche verstärkte Baiern so tief in das Main- und Rheingebiet hereinragt, darf es dem eigentlichen Deutschland nicht ganz entzogen werden.

Wie durch nationale Sympathieen wird Deutschland aber auch immer durch gleiche politische Interessen an das staatlich getrennte Oesterreich gefesselt sein. Wir gehören nicht zu denen, welche hier im Geist schon die alte Tragödie von den feindlichen Brüdern wieder erneuert sehen. Bei Individuen kann die Leidenschaft dauernd Natur und Interesse zum Schweigen bringen, während Nationen im Ganzen stets diesem mächtigen Zuge folgen werden, besonders frei und würdig vertretene und regierte Nationen. — Es ist hier nicht der Ort auszuführen, es braucht nur angedeutet zu werden, wie nach Osten und nach Westen, nach Süd und nach Nord alle wesentlichen und wahren politischen und merkantilen Interessen Deutschlands und Oesterreichs die nämlichen sind, und zwar so, daß bei jeder Hauptbeziehung für den einen Theil immer auch sekundär der andere Theil betheiligt ist. Gesellt sich nun in Zukunft — in jener Zeit, wo es möglich sein wird, „die gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen" — zu diesem natürlichen Verhältniß jenes Band, welches ein ungehemmter geistiger und materieller Verkehr zu schlingen pflegt, gleiches Handels- und Wechselrecht, gleiches System der Münzen und Maaße, jede gegenseitige Erleichterung durch Anschluß der Eisenbahnen, Kunststraßen, Kanäle, gegenseitig geregelte Freizügigkeit, frei gegebener vollgeltender Besuch der höhern Bildungsanstalten u. s. w.; werden alle diese und andere sich ergebende Verbindungen und Verbindlichkeiten neben einem immerwährenden Schutz- und Trutzbündniß durch einen politischen Vertrag befestigt, der bei der wesentlichen Gleichheit der Staatseinrichtungen in beiden großen Föderativstaaten leicht zum Gegenstand geregelter Verhandlungen auf im Voraus bestimmten Bundestagen werden kann —, so wird sich die deutsche Einheit durch die besondere Constituirung Oesterreichs nicht gebrochen, sondern nur gegliedert und erweitert finden.

Landesbibliothek Oldenburg

Wir kommen zu der preußischen Frage. Für uns besteht dieselbe zunächst nicht darin, wie sich Preußen in der gegenwärtig schwebenden Krisis und Verhandlung mit der provisorischen Centralgewalt erklären werde. Man verstehe uns recht. Wir verkennen die Wichtigkeit dieser Erklärung in keiner Weise, wir geben zu, daß von ihrem Inhalt die leichtere oder schwierigere Einleitung einer richtigen Stellung Preußens zu dem zu gestaltenden Deutschland abhängt. Aber wir haben so viel Vertrauen, wenn nicht zu der Einsicht der leitenden Persönlichkeiten, doch zu der Macht der Dinge, daß wir es für unmöglich halten, jene Erklärung könne eine ganz ablehnende sein. Diese unabweisliche Macht der Dinge wird und muß Preußen, gern oder ungern, etwas früher oder etwas später, an die Spitze der deutschen Angelegenheiten bringen. So verzweifelt stehen unsere Sachen noch nicht, daß, wie in der Feldschlacht, ein versäumter Moment oder eine falsche Bewegung rettungslos unser Schicksal entschiede.

Unsere Frage ist vielmehr: Wie kann Preußen das übrige Deutschland organisch mit sich verbinden? oder noch besser: Wie kann es sich ihm organisch einfügen? — Sobald man sich klar geworden ist über die Beantwortung dieser Frage, wird sich das Ob? und das Wann? von selbst finden. Nicht ohne Schüchternheit nehmen wir uns heraus, in dem folgenden einige andeutende Beiträge zu geben.

Preußen ist offenbar zu groß und zu mächtig, um als gleichberechtigtes und gleichverpflichtetes Glied eines deutschen Bundesstaats neben den andern zum Theil unendlich kleinen und ohnmächtigen Gliedern zu stehen. Die Reichscentralgewalt, das Reichsministerium und das Reichsparlament in Frankfurt werden nothwendig immer neben oder gar über dem preußischen Königsthron, dem preußischen Ministerium und dem preußischen Parlament in Berlin die mißlichste Scheinstellung haben. Darin wird wenig gebessert, wenn die Reichscentralgewalt in die Hände des Königs von Preußen gelegt ist. Er wird sich zu ewigem Schwanken verurtheilt sehen, zwischen seiner doppelten Stellung, seiner doppelten Regierung, seinen zwei Parlamenten, seinen zwei Residenzstädten. Niemals wird ein preußisches Ministerium, ein preußischer Reichstag in eine solche Stellung zur Reichsgewalt zu bringen sein, wie die Ministerien und Ständeversammlungen der mittleren und kleineren deutschen Staaten. Die Theilung Deutschlands in eine preußische und eine fürstliche Hälfte ist nur scheinbar und äußerlich aufgehoben, der innere Zwiespalt und Conflict ist perpetuirlich gemacht, er ist bis in die äußerste

Landesbibliothek Oldenburg

Spitze, bis in die Person des Monarchen hineinverpflanzt. Alles wird unklar und verworren im Innern, wie nach Außen. Man denke sich nur ein Ministerium des Auswärtigen in Frankfurt neben oder über einem auswärtigen Amt und einem Kriegsministerium in Berlin (wir sehen es ja mit Augen!) oder etwa eine königlich preußische Staatsregierung in Berlin ohne ein auswärtiges Amt, ohne ein Kriegs-, ohne ein Handels-, ohne ein Marine-Ministerium, die sich sämmtlich in Frankfurt befinden. Es ist beides unmöglich. Wenn Preußen als Preußen an die Spitze Deutschlands tritt, so begründet man damit nicht etwa die Einheit und in ihr Wetteifer und Bewegung, sondern den Dualismus und mit ihm Verwirrung und Streit.

Preußen muß sich selbst daran geben, um sich doppelt wieder zu gewinnen. Es muß des tiefen Spruchs gedenken: „Wer sich selbst verliert, der gewinnt die Welt." Wir müssen in Deutschland nur eine große Regierung und nur ein großes Parlament haben.

Vor Jahren, erinnern wir uns, zur Zeit der höchsten Blüthe des büreaukratischen Verwaltungsprincips, war einmal viel die Rede in Berlin von der Unbehülflichkeit der viel zu großen Provinzen für die Administration; man solle die Provinzialeintheilung ganz aufheben und dafür die Monarchie in kleinere Verwaltungs- (Regierungs-) Bezirke von 5—600000 Seelen theilen. Es konnte unglücklicherweise nichts daraus werden; die fatalen Provinzial-Verfassungen und Provinzial-Landtage waren einmal vorhanden. Und die sind glücklicherweise bestehen geblieben bis auf den heutigen Tag, und sie sind, da die preußische Provinzial-Eintheilung durchweg eine richtige, auf natürlichen und geschichtlichen Grundlagen beruhende ist, jeder Verbesserung, Ausbildung, Erweiterung fähig geblieben. Auf dies glückliche, wie von dem vorzeichnenden Geist der Geschichte dargebotene Verhältniß bauen wir unsern hoffnungsreichen Plan für die Gestaltung Deutschlands.

Der künftige erbliche Kaiser von Deutschland gewähre den acht preußischen Provinzen eine größere Autonomie und Selbstständigkeit unter von ihm eingesetzten und abrufbaren Statthaltern aus den Prinzen seines Hauses und aus den großen Notabilitäten der Monarchie. Er erweitere die statthalterliche und ständische Competenz in diesen nicht mehr preußischen Provinzen, sondern kaiserlichen Reichsländern, bis nahezu an den Grad innerer Selbstständigkeit hinan, welcher nach der zu revidirenden Reichsverfassung den mittelbaren oder fürstlichen Reichsländern noch verbleiben wird. Er nehme dann in seiner einigen

Landesbibliothek Oldenburg

und gemeinschaftlichen Reichsregierung, neben dem einigen und gemeinschaftlichen Reichsparlament, die Zügel in die Hand für Alles und Jedes, was die wahre und wirkliche Einheit des Reiches erfordert. Sein Ministerium des Auswärtigen sei das einzige in Deutschland und leite alle Beziehungen zum Ausland; sein Ministerium des Krieges leite und bilde das Heerwesen in den mittelbaren wie in den unmittelbaren Reichsländern u. s. w. Wie das Reichs-Kriegs-Ministerium in den ersteren (den mittelbaren oder fürstlichen Reichsländern) etwas weniger tief und detaillirt einzugreifen hätte, wie das Reichs-Ministerium der Finanzen in den unmittelbaren (kaiserlichen) Reichsländern eine weitergehende Competenz und Wirkungssphäre zu behalten hätte, wie auch die Reichsministerien der Justiz, des Unterrichts u. s. w. in ihrer Stellung zu den mittelbaren und unmittelbaren Kreisen des Reichs eine modificirte Stellung zu nehmen hätten, — wird sich unschwer bedenken und ordnen lassen. Fände sich daneben die Möglichkeit einer Kreiseintheilung für die mittelbaren Lande, welche die zu kleinen als selbstständige Einheiten aufhöbe oder sie doch eingliederte, unter möglichster Schonung ihres gesonderten Bestehens, so käme endlich eine territoriale und staatliche Gliederung in dies so lange formlos zerrissene deutsche Land, die kaum günstiger zu denken wäre.

Unmittelbare Reichslande:	Mittelbare Reichslande:
1. Brandenburg.	2. Bayern.
3. Preußen.	4. Württemberg.
5. Pommern.	6. Baden.
7. Schlesien.	8. Hessen (beide Hessen, Nassau, Waldeck, Frankfurt).
9. Posen.	10. Obersachsen (Königreich Sachsen, mit vielleicht Altenburg und Reuß).
11. Mittelsachsen (Preußische Provinz mit Anhalt).	12. Niedersachsen (Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Bückeburg).
13. Westphalen (mit Lippe-Detmold).	14. Thüringen (thüringische Staaten, Regierungsbezirk Erfurt).
15. Rheinland.	16. Nordalbingien (Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Lübeck).

Da wären 16 gleichberechtigte Reichsprovinzen von 1½ bis 4 Millionen Einwohnern, mit theils erblichen (königlichen oder fürstlichen) Regenten, theils abrufbaren kaiserlichen Statthaltern an der Spitze, zu der kaiserlichen Reichsgewalt in wesentlich gleichem Verhältniß, ein richtig und reich gegliederter, lebensvoller Einheitsstaat von fast 10000

Landesbibliothek Oldenburg

Quadratmeilen und 34 Millionen Einwohnern, also Frankreich und Oesterreich gleich. Uns zittert das Herz auf vor Freude, bei dem bloßen Gedanken!

Ohne Opfer freilich ist so Großes nicht zu erreichen. Alle politische und Lebens-Weisheit ist nichts, als ein Opfern des Kleineren für das Größere. Das ahnungsvolle, in tief unglücklicher Zeit gesprochene Wort des Königs von Preußen: „Fortan solle Preußen in Deutschland aufgehen", muß zur Wahrheit werden. Die Preußen müssen ihren „Namen" zum Opfer bringen, und auch das nicht einmal ganz; in der herrlichen ächt deutschen Ostseeprovinz ist er erhalten und aufgehoben. Sonst, denken wir, könnten sie sich die Bezeichnung „Kaiserliche" gefallen lassen, die in so wunderbarer Weise auf sie überginge. Wahrlich, sie brauchen nicht besorgt zu sein, daß ihnen darum ihre Geschichte und ihr Ursprung verloren geht. Die übrigen deutschen Könige und Fürsten und Staaten und Stämme aber sollten willig und freudig ein Trugbild und einen Schein opfern, der Aussicht auf eine würdige und reale Existenz gegenüber.

Wir wagen kaum anzudeuten, welch' eine hoffnungsreiche Zukunft einem so organisirten deutschen Bundesstaate winkte nach Norden und Westen, wie dem österreichischen nach Süden und Osten hin! Vorläufig wollen wir nur wünschen, daß jenes unglückliche Berliner oder Brandenburger Parlament nicht wieder zu Stande komme und zum Schluß noch ein bedenkliches Verhältniß leicht berühren.

Es kann keine Frage sein, wenn wir einen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern erwählen, so wird ihm seine schöne brandenburgische Hauptstadt, Residenz und Centrum des Reichs sein müssen. Alle Erinnerungen, alle Sympathien halten ihn da fest, und im Lichte der Zukunft und der Geschichte wird dies Berlin durch die neuesten Ereignisse, deren Schauplatz es gewesen, weniger verlieren als gewinnen. Also der sedentäre Sitz, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der Reichsgewalt und Reichsregierung wird in Berlin sein müssen. Aber der Stimmung und Richtung, namentlich des südwestlichen Deutschlands, muß nothwendig eine Concession gemacht werden, denn in der Politik ist nichts absolut gerechtfertigt, nicht einmal der Widerwille gegen Concessionen. Wir wissen, was sich Alles aus der Theorie und aus der Erfahrung gegen wandelnde Mittelpunkte der Regierung anführen läßt. Wir sagen dennoch, ein Jahr um's andere muß der Reichstag und während seiner Dauer der Sitz der Reichs-

Landesbibliothek Oldenburg

regierung in Frankfurt sein. Erst dadurch wird in Fürsten und Völker der volle Glaube kommen, daß sie nicht preußisch, sondern kaiserlich geworden sind. Wer die Sache tiefer erwägt, wird uns Recht geben, und überdies ist seit dem Aufkommen der Eisenbahnen und der elektro-magnetischen Telegraphen eine solche Translocation auch bei weitem nicht mehr von der Bedeutung, als da sich Packwagen und Posten mühsam auf gepflasterten Landstraßen hin und her bewegten.

Landesbibliothek Oldenburg

Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV.

1851 Februar 6.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft 1851 December 30.)

Es giebt wohl kaum auch im nichtpreußischen Deutschland einen Zeitgenossen von vaterländischer Gesinnung, der nicht auf längere oder kürzere Zeit den erwartungsvollen Blick auf den ehemaligen Kronprinzen, jetzigen König, von Preußen geheftet hätte. Schwerlich aber ist ihm Jemand mit beharrlicherer und theilnehmenderer Aufmerksamkeit gefolgt, als der Schreiber dieser Zeilen. Wenn in den Feldzügen von 1813 und 1814 der junge, blühende Prinz im Gefolge seines Vaters an der Colonne vorbeisprengte, so galt ihm unser jauchzender Zuruf fast noch mehr, als dem ernsten, alten Herrn, der immer etwas mürrisch darein schaute. An den Altersgenossen, der so große Dinge gemeinschaftlich mit uns durchlebte und sich an ihnen erzog, hefteten sich unsere Sympathien und Hoffnungen. Man hörte denn viel von den trefflichen Gesinnungen und Anlagen des jungen Herrn, von seiner deutschen und poetischen Richtung im Gegensatz zu dem etwas dürren Preußenthum des Vaters; man wußte, daß Männer wie Niebuhr und Clausewitz seine Lehrer und voll seines Lobes waren. — Als ich 10 Jahre nach dem Kriege auf längere Zeit in Berlin mich aufhielt, spähete ich nach jeder Gelegenheit von dem Kronprinzen zu hören und in seine Nähe zu kommen. Er commandirte bei einem Manöver und ich hörte ihn mit Sachkenntniß und Energie seine Dispositionen vertheidigen. Ein ihm nahe stehender Officier erzählte mir von seinem Unwillen, als der König einmal geäußert, „der Kronprinz sei nicht genug Soldat". Man trug sich mit manchen Witzworten und Anecdoten, welche eine Art von Opposition in der Gesinnung des Kronprinzen gegen das damalige

Landesbibliothek Oldenburg

Regierungssystem andeuteten. Es war die Zeit der Beyme und Kamptz, kurz nach dem Tode des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. Boyen und Humboldt waren in Ungnade, aber man wollte wissen, daß der Kronprinz mit ihnen korrespondire. Wie gern hörte ich solche Nachrichten! Es ist so wohlthuend gemüthlich und bequem, seine Hoffnungen auf das Haupt eines Einzelnen zu stellen, und mir ahnete mit Bestimmtheit, daß in die Hand dieses jungen Mannes einmal das Schicksal Deutschlands gelegt sein werde.

Späterhin, in der langen Friedensperiode bis 1840, schollen uns vereinzelte Gerüchte über Leben und Treiben des Kronprinzen in meine oldenburgische Einsamkeit herüber. Er war zu langem, thatlosem Warten verurtheilt und füllte, wie es hieß, seine Muße durch historische und Kunststudien, durch geistreichen Verkehr mit einem selbstgewählten Kreise ausgezeichneter Männer. Mochten manche derselben auch nicht im Geschmack eines freisinnigen Patrioten sein, einzelne Abirrungen waren dem Bedürfniß nach geistigem Genuß zu verzeihen, ja sie konnten sehr wohl als ein Streben nach vielseitiger Anschauung und Erfahrung ausgelegt werden. Klang doch in einzelnen Zügen und Worten, welche zu uns herüber kamen, eine hochedle und deutsche Gesinnung stets wieder durch.

Auch die sehr wort- und prunkreichen Reden und Versprechungen bei der Thronbesteigung konnten mich nicht völlig irre machen, wiewohl sie mich sehr herabstimmten, und zwei Jahre darauf (1842) ergriff ich die Gelegenheit der großen Manöver am Rhein, mich dem neuen König zu nahen und meine theilnehmend beobachtenden Blicke auf ihm ruhen zu lassen. Ich wurde mit vielen Andern vorgestellt und bekam zu meinem Antheil ein paar ziemlich unbedeutende Fragen. Aber ich sah mit hohem Interesse in das geistvoll belebte Auge, als der König auf dem Felde vom Pferde herab einem alten Bekannten von der Schlacht von Dresden erzählte und an die Stimmungen jener Zeit erinnerte; ich hörte die begeisternden Worte und Toastreden beim Dombaufest, und das „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland des Erzherzogs Johann" wurde fast von keinem von uns so jubelnd begrüßt, als von dem königlichen Gastgeber selbst.

Ein paar Jahre später erschütterte die bekannte Eröffnungsrede zum vereinigten Landtag freilich gewaltig meinen Glauben. Hatte man den vielfachen Erzählungen und Berichten über diese und jene Ansicht und Neigung des Königs immer noch den Zweifel der Glaubwürdigkeit oder die Vermuthung des Mißverständnisses entgegensetzen können, diese

Landesbibliothek Oldenburg

lange und ausführliche Expectoration, die alle Spuren des selbsteignen Ursprungs trug, ließ keinem Zweifel mehr Raum, daß der König völlig unklar über das Bedürfniß der Gegenwart und die Bedeutung des historischen Moments sei, daß statt der nüchternen Erwägung des Nothwendigen und Möglichen ein selbstgeschaffnes Traumbild von poetisch-phantastischem Stoffe ihn beherrsche; daß er den Willen und die Kraft zu besitzen glaube, dies Erzeugniß subjectiven Beliebens der Gegenwart als objective Form aufzudringen. Durch das was folgte, durch das Verhalten dem Landtage gegenüber und später in der Schweizerangelegenheit, durch die ganze Haltung in den Stürmen des Jahres 1848, durch die Behandlung der Frankfurter Versammlung im Winter 1849, durch die zweideutige Ablehnung der Kaiserwürde — mußte denn auch der beharrlichste Glaube enttäuscht werden. Daß ein Mann von solcher Handlungsweise und mit der Gesinnung, aus welcher dieselbe stammte, in den großen Angelegenheiten der Nation kein Schiebender sein oder werden könne, war nun freilich zur äußersten Evidenz erhoben, es blieb nur noch die Probe übrig, ob nicht unter Umständen die Rolle eines Geschobenen von ihm übernommen und leidlich durchgeführt werden könne.

In den 1½ Jahren vom Sommer 1849 bis Ende 1850 ist dieser Versuch mit einem seltenen Aufwande von Mitteln und Kräften und unter sehr begünstigenden Umständen gemacht worden. Auch er scheiterte bekanntlich vollständig an dem wundersamen, jeder Berechnung sich entziehenden Naturell des Königs. Seine intimsten Freunde waren eifrige Förderer und Fürsprecher des Projects, seine eignen Neigungen und Stimmungen entsprachen demselben im Ganzen und Großen durchaus, er haßte oder verachtete seine Gegner, er band sich durch Verträge und Versprechungen jeder Art — und, so wie die Gelegenheit kam zu einem entscheidenden Schritt, so wie sich ein thatsächlicher Conflikt erhob zwischen dem angenommenen politischen System und einer näheren oder entfernteren Gegenwirkung von feindlicher Seite her, so entschied er in der Regel gegen sich selbst, oder jeder Schritt vorwärts mußte ihm mühsam abgezwungen werden und war unfehlbar von einem halben Rückschreiten begleitet.

Völlig getäuschte Verehrung und Neigung verwandelt sich bekanntlich leicht in ihr Gegentheil. Ich gestehe, daß sich meiner mehr und mehr ein tief antipathisches Gefühl bemächtigte, und so sehr ich dasselbe zu verbergen und zu bezwingen suchte, so wenig es mir nach meiner Stellung und Persönlichkeit geziemt hätte, anders als in den ehrerbie-

Landesbibliothek Oldenburg

tigsten Formen zu erscheinen, es war, als werde mir Aehnliches zurückgegeben. Vielleicht war es auch nur zufällig, vielleicht war ich als ein enragirter Liberaler und Frankfurter geschildert worden, genug, bei den recht zahlreichen Gelegenheiten während meines anderthalbjährigen Aufenthalts in Berlin, wo ich in die Nähe des Königs kam, hat derselbe niemals ein besonders freundliches oder verbindliches Wort an mich gerichtet, während er für jeden meiner Freunde und Collegen, oder meiner Nachbarn rechts und links einen Scherz, oder eine liebenswürdige Bemerkung, oder eine eingehende Frage, oft selbst die angelegentlichste Unterhaltung bereit hatte. Selbst bei der sogenannten kleinen Tafel in Sanssouci, wo er allein die Unterhaltung zu leiten und wechselsweise die wenigen Gäste in dieselbe zu verwickeln pflegt, hat er mich niemals aufgefordert, das Wort zu nehmen, und ich habe als stummer Zuhörer und Beobachter nur desto bessere Gelegenheit gehabt, die höchst gewandte, vielseitige und gewürzte Sprechweise und Bildung Seiner Majestät zu bewundern. Allerdings fiel daneben ein gewisses Sichgehenlassen, ein plötzliches Herabfallen in den gewöhnlichen Berliner Ton und mit großer Lebendigkeit abwechselnde Schlaffheit auf, welche auch in der äußeren Erscheinung und Haltung ausgeprägt war; aber eigentlich abwesenden Geistes (was Andere bemerkt haben wollten) habe ich den König nie gesehen; er machte vielmehr den Eindruck eines Mannes, der recht wohl weiß, was er sagt und thut, ja eine fast zu weit gehende Absichtlichkeit glaubte ich in Vielem zu bemerken.

Unterdessen sollte ich Berlin nicht verlassen, ohne einen vollen Eindruck von der Eigenthümlichkeit dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu erhalten, und die Umstände fügten es, daß bei einer nicht uninteressanten Veranlassung der König seine absichtliche oder zufällige Kälte meiner unbedeutenden Person gegenüber ablegte und mich einer sehr vertraulichen Nähe würdigte. Dieser Vorgang ist der eigentliche Gegenstand der gegenwärtigen Aufzeichnung.

Als im Anfang December 1850 Herr v. Manteuffel von seiner berüchtigten Olmützer Reise zurückgekehrt war, erhielt das sog. Fürstencollegium eine Mittheilung des preußischen Ministeriums des wesentlichen Inhalts: „daß Preußen die zu Erfurt vorgelegte Verfassung nicht zu realisiren sehe und dieselbe daher aufgeben müsse, ohne darum das Bündniß vom 26. Mai 1849 für gelöset zu halten; es lade vielmehr seine Verbündeten ein, treu bei demselben zu verharren". — Das Bündniß vom 26. Mai hatte nur einen wesentlichen Zweck, die Errichtung einer bundesstaatlichen Verfassung für Deutschland, deren Entwurf am

Landesbibliothek Oldenburg

28. Mai 1849 von den vier Königreichen angenommen und ein Jahr später der Versammlung in Erfurt vorgelegt war. Gab man die Verfassung auf, so war jeder Zweck und Gegenstand des Bündnisses hinweggefallen. Die Bevollmächtigten des Fürstencollegiums nahmen die Mittheilung theils schweigend, theils mit einer kurzen und bittern Bemerkung ad referendum, und es erfolgten später die bekannt gewordenen Antworten der Regierungen. Die meisten derselben nahmen die Wendung: „Man müsse nach der neuesten preußischen Erklärung das Bündniß selbst für aufgehoben ansehen, ohne darum dem Schutz und der Freundschaft Preußens, wie der Hoffnung entsagen zu wollen, daß dasselbe seine Bestimmung in und für Deutschland wieder aufnehmen werde."

Neben der ähnlich lautenden officiellen oldenburgischen Erklärung erhielt ich einen eigenhändigen Brief des Großherzogs an den König, den ich sogleich selbst nach Charlottenburg brachte und dem dienstthuenden Adjutanten übergab. Eine für mich anliegende Abschrift ergab, daß unser würdiger alter Herr in der ernstesten und eindringlichsten Weise, nach dem Ausdruck des Briefes „wie der Mann zum Manne" sich gegen den König ausgesprochen, daß er diesem zu Gemüthe geführt, wie das Aufgeben der Verfassung nothwendig auch das Bündniß löse, das nun ohne Gegenstand sei, wie allein Preußen dafür verantwortlich sei und man nur dem preußischen Ministerium diese Wendung der Dinge verdanke, wie er (der Großherzog) sich rein wisse von aller Schuld in dieser großen Sache, und nun für Deutschland nur noch das Vertrauen in die schützende Hand der Vorsehung übrig bleibe u. s. w. Das Schreiben war der Ausdruck eines edlen Unwillens und Schmerzes, der sich Luft machen und wenigstens Zeugniß darüber ablegen will, daß er sich schuldlos fühlt.

Es ist auf dies Schreiben nie eine Antwort des Königs erfolgt, aber etwa vier Wochen später ernannte Seine Majestät den Großherzog plötzlich und ohne alle äußere Veranlassung zum Chef eines preußischen Infanterieregiments und zum preußischen General der Infanterie.

Diese überraschende Gunstbezeugung veranlaßte unsern Herrn zu einem kurzen Dankschreiben, welches mir mit dem Befehl zugesandt wurde, dasselbe persönlich Seiner Majestät zu überreichen. Der Großherzog vermuthete, daß sich der König bei dieser Gelegenheit über den Grund der unerwarteten Ernennung aussprechen werde.

Ich schrieb dem dienstthuenden General, Adjutanten v. Gerlach, daß ich den Auftrag habe, einen Brief meines Herrn in Seiner Majestät

Landesbibliothek Oldenburg

Hände zu geben und daher bäte, den Befehl des Königs über Tag und Stunde, wo er mich zu empfangen die Gnade haben werde, einzuholen. Einige Tage später erhielt ich eine Einladung zur königlichen Tafel auf dem Schlosse zu Berlin, und der Hofmarschall benachrichtigte mich, ich möchte den Brief des Großherzogs mitbringen. Es war eine zahlreiche Versammlung und die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel nahm lange Zeit weg. Als der König beim Cercle in meine Nähe kam (er ist sehr kurzsichtig), flüsterte ihm der Graf Keller etwas in's Ohr; er fand sich offenbar unangenehm gestört, denn er runzelte die Stirn und sagte (wie ich deutlich hörte) zwar flüsternd, aber mit einer Art von verdrießlichem Eifer: „Wo ist er denn?" Der Graf zeigte verstohlen mit dem Hut auf mich hin, und nun trat der König zu mir und sagte ganz freundlich: „Sie haben mir etwas vom Großherzog zu geben; kommen Sie, wenn ich weggehe, gleich mir nach in mein Cabinet." — Eine halbe Stunde darauf zog sich der König von einigen Hofleuten und Adjutanten gefolgt zurück; ich schloß mich in einiger Entfernung an, der Zug ging die große Treppe hinunter und bog dann plötzlich in eine Seitenthür; da ich folgen wollte, wies mich ein Kammerdiener ab und führte mich auf meine Bemerkung, daß ich zum König bestellt sei, einen andern Weg die Treppe weiter abwärts durch verschiedene Gemächer bis in das Vorzimmer des Königs, in welchem der General Gerlach schon meiner wartete. „Kommen Sie nur sogleich, der König ist allein und will Sie gleich sprechen," und damit führte mich der General über einen kurzen, inneren Corridor und öffnete die Thür zum Cabinet des Königs; ich trat ein und der General zog sich nach einer Verneigung sofort zurück.

Der König hatte sich schon umgezogen und stand im bequemen Ueberrock ganz so, wie eine vielverbreitete Abbildung ihn darstellt, mit dem Rücken an den großen Tisch gelehnt, welcher die Mitte des Zimmers einnahm. Dieses von bedeutender Größe war ganz so ausstaffirt, wie man es in jener Abbildung sieht, übervoll von Geräth, Bildern, Statuetten, Büchern und Charten, von einer einzigen von der Decke herabhängenden Ampel erleuchtet, unter welcher der König stand, so daß das strahlende Licht gerade auf sein Haupt fiel. Eine gewisse Gesuchtheit war in der ganzen Anordnung und selbst in der leichten an den Tisch bequem sich anlehnenden Haltung des Königs nicht zu verkennen. Er winkte mir, näher zu treten. Ich übergab den Brief, indem ich aussprach, daß derselbe den Dank des Großherzogs, meines Herrn, für die neulichen Gnadenbezeugungen Seiner Majestät enthalte

Landesbibliothek Oldenburg

und daß der Großherzog mir den Auftrag gegeben, auch noch mündlich hinzuzufügen, wie sehr Seine Königliche Hoheit dadurch erfreut und überrascht worden. Der König sagte höchst liebenswürdig und verbindlich:

„Ich höre das überaus gern vom Großherzog. Sie glauben nicht, wie lieb ich Ihren Herrn habe. Von unserer ersten Begegnung her habe ich eine unbegrenzte Zuneigung und Verehrung für ihn gehabt. Er gehört zu den wenigen Menschen, denen man gut sein muß, man mag wollen oder nicht; ich habe aber immer auch gewollt, und so recht von Herzen. An die schönste und größte Zeit meines Lebens, an den Feldzug 1813, kann ich nicht denken, ohne daß mir der Erbprinz von Oldenburg einfällt; wir waren damals zusammen im Hauptquartier und haben so viel Bedeutendes mit einander durchgesprochen und empfunden. Das vergißt sich nie. Der Großherzog war zwar älter und verständiger als ich, aber er ist ganz der Mann, sich liebevoll zu den Jüngeren herabzulassen und mit ihnen zu leben und zu fühlen."

Ich versuchte ein bestätigendes Wort einzufügen, aber der König war so in Fluß, daß er es überhörte und fortfuhr, den Großherzog zu loben.

„Das ist mir ja eine rechte Herzensbefriedigung, wenn ich ihm wirklich eine kleine Freude bereitet habe. Ich will es Ihnen nur sagen, ich fühlte mich in des Großherzogs Schuld. Er hat mir vor längerer Zeit einen Brief geschrieben, aber einen ganz seltenen, vortrefflichen Brief, und derselbe ist noch unerwiedert. Ich weiß nicht, ob Sie von diesem Brief Kenntniß haben?"

Ich sagte, daß mir allerdings im Allgemeinen der Inhalt des Schreibens bekannt sei, welches ich auf des Großherzogs Befehl nach Aufhebung der Union habe überbringen müssen.

„Eben das. Wenn ich dies Schreiben so hätte beantworten wollen, wie es verdient und erfordert, so hätte ich eine politische Abhandlung schreiben müssen, dazu aber fehlt es mir Armen an Zeit und Ruhe. Da ich nun aber die Gelegenheit habe, so will ich Ihnen mündlich meine Ansichten über den Gegenstand jenes Schreibens sagen, bringen Sie dieselben dann eben so an das Ohr des Großherzogs. Ich weiß, das Sie sein Vertrauen haben, ich kann Ihnen folglich auch das meinige gewähren. -- Niemand meint es besser mit den deutschen Angelegenheiten als der Großherzog, und so ist er unzufrieden mit dem Gang, welchen die Dinge neuerdings genommen haben. Bin ich das denn minder? Ist es denn meine Schuld, daß man in Wien die Union

Landesbibliothek Oldenburg

platterdings nicht hat begreifen wollen, sondern Erde und Himmel in Bewegung gesetzt hat, um sie zu hintertreiben? Schon vor dem Abschluß, im Mai 1849, habe ich in Wien deutlich auseinander setzen lassen, wie die Sache gemeint sei, und daß gerade Oesterreich vorzugsweise ein Interesse dabei habe, daß sie zu Stande komme. Man hat mich nicht verstanden, und ich bin nicht gut bedient worden (Canitz). Es ist überhaupt recht eigentlich mein Schicksal mißverstanden zu werden.

„Auch neuerdings wieder, seitdem Radowitz abgegangen ist, sind die Dinge nicht ganz nach meinem Sinn behandelt worden. Der Großherzog beklagt sich über mein Ministerium, und es ist nicht zu leugnen, daß die letzten Erklärungen wegen der Union theils nicht ganz richtig gefaßt, theils auch falsch verstanden sind. Die Umstände waren drängend, die Olmützer Verhandlung hat übereilt werden müssen; es war in der That die größte Gefahr im Verzuge. Nach 24stündigem vergeblichem Ringen trat Fürst Schwarzenberg plötzlich mit dem Erbieten der Dresdener Conferenz hervor, also mit demjenigen, was wir immer gewünscht und gewollt hatten. Da blieb denn nur übrig, eilig einzuschlagen, um die Hauptsache zu retten.

„Aber die Union völlig aufzugeben, war darum durchaus nicht meine Meinung. Verstehen Sie wohl: die Union, das Bündniß der Fürsten und Regierungen. Von der Verfassung freilich mußte man absehen. Der 26. Mai war durch zwingende Umstände unausführbar geworden, aber der 28. Mai konnte und mußte aufrecht erhalten werden. Und was mich betrifft, so bin ich noch immer bereit die Union fortzusetzen, ja ich sehe mich an, als noch darin befindlich. Aber nun kommen die Erklärungen der Regierungen, die auf völligem Mißverstand beruhen; sogar Weimar und Braunschweig wenden sich scheinbar von Preußen ab und nichts hält mehr zusammen. Was soll da in Dresden herauskommen? Das wird eine abscheuliche Kost, an der dreißig Köche brauen. Man mußte zusammenhalten und gemeinschaftlich seine Sache führen."

Der König hielt inne und ich ergriff die Gelegenheit zu bemerken, das Band, welches die Union zusammengehalten, sei die bundesstaatliche Verfassung gewesen; sowie man diese aufgegeben, sei das Vertrauen geschwunden und man habe sich dem Nichts oder dem Bundestag gegenüber befunden. Aus Dresden werde wohl der Bundestag wieder hervorgehen und eine Zeit lang dauern. Im Uebrigen schiene mir die Aufgabe und Bestimmung Preußens für sich selbst und

Landesbibliothek Oldenburg

für Deutschland so deutlich und markirt, daß weder Preußen selbst noch die anderen Staaten sich derselben auf die Dauer entziehen könnten.

Ich wollte hinzusetzen, daß ich nur die Verluste und Gefahren des Umweges bedauere, auf welchen man sich begeben habe, um nach Jahren vielleicht und im besten Fall denselben Punkt wieder zu erreichen, den man vor Kurzem verlassen, — aber plötzlich wurde die Thür, durch die ich hereingekommen, halb geöffnet und dann leise und eilig wieder zugemacht. Der König rief zornig und heftig: „Wer ist da? herein!" und da Niemand erschien, noch lauter: „Wer ist da? hereinkommen!" — Nun öffnete sich die Thür abermals und es erschien halb zögernd die stattliche Gestalt des Generals Neumann, des ersten General-Adjutanten des Königs, dem derselbe höchst gereizt und heftig entgegenrief: „Was wollen Sie denn jetzt?" — „Entschuldigen Euer Majestät, es war Niemand im Vorzimmer und ich glaubte Euer Majestät allein." — „So kommen Sie wenigstens ganz herein und sagen Sie mir das!" — Damit hatte die störende Episode ein Ende, der General zog sich zurück, und der König hatte eine für mich peinliche Pause von einigen Minuten nöthig, um das Gespräch wieder aufzunehmen. Er sagte nach kurzem Besinnen:

„Sie sprachen von der Bestimmung Preußens für Deutschland. Ich gebe Ihnen das vollkommen zu, aber sehen Sie nur, wie man gegen uns gesinnt ist, in den Königreichen zum Beispiel. Was wir als Pflicht und Bestimmung auffassen, wird uns dort als Eigennutz und Ehrgeiz ausgelegt. Du lieber Gott, Ehrgeiz! Ich habe wahrlich nicht den Ehrgeiz, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; die Last, an der ich schon trage, ist vollkommen hinreichend für meine Schultern. Auch verstehe ich Preußens Aufgabe keineswegs so, daß es auf dem ersten Platz stehen soll, so sehr ich der Meinung bin, daß ihm die Leitung der inneren Angelegenheiten im eigentlichen Deutschland zukomme. Aber das, was man im Mittelalter das imperium nannte, muß bei Oesterreich bleiben. Auch im Mittelalter haben sich die Kaiser um die inneren Angelegenheiten des Reiches wenig bekümmert, und nur das Zusammenhalten der einzelnen Theile gewahrt und das Recht des Aufgebots gegen große gemeinsame Gefahren gehabt. Es ist von höchster Wichtigkeit und Bedeutung, daß Deutschland und Oesterreich nicht auseinanderfallen, sondern mit den anderen anliegenden germanischen Staaten ein großes Ganze unter allgemeiner Oberleitung Oesterreichs bilden. Nur so wird man den ungeheuern Gefahren gewachsen sein, welche Deutschland und Mitteleuropa drohen. Diese Ge-

Landesbibliothek Oldenburg

fahren sind im gegenwärtigen Jahrhundert die Anarchie und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, die von Frankreich ausgeht; im nächsten Jahrhundert der Absolutismus und das Knutenregiment von Rußland." — Der König sah sich um, als er dies Wort aussprach. — „Es hört uns doch Niemand? So etwas darf man nicht laut sagen, es würde mir ausgelegt werden als eine Feindseligkeit gegen meinen Schwager, den Kaiser, den ich hochschätze und verehre, der ein seltner, vortrefflicher Herr ist, was ich lebhaft anerkenne, obwohl ich mich in neuester Zeit wohl über ihn zu beklagen hätte. Aber er ist einmal Kaiser von Rußland und muß in seiner Rolle bleiben."

„Sie sehen," fuhr er dann fort, „wie weit ich entfernt bin, die Ansprüche Oesterreichs zu verkennen, ich darf vielmehr sagen, daß Niemand sie in einem höhern Sinne auffaßt und würdigt, als eben ich. Aber daraus folgt nicht, daß ich nicht widerstehen werde, wenn Oesterreich meine Absichten zu verkennen fortführe, wenn es gar zu übermüthig würde und mehr verlangte, als sich mit der Ehre Preußens verträgt. Und darin ist der gute Manteuffel, der vielfach falsch beurtheilt wird, ganz meiner Meinung; ich versichere Sie, daß er der Erste sein würde, sich zu weit gehenden Forderungen energisch zu widersetzen."

Da der König einen Augenblick schwieg, schob ich ein: „daß allerdings eine weitverbreitete Ansicht existire, nach welcher es jetzt sehr schwierig sein werde, die einmal eingeschlagene Bahn der Nachgiebigkeit gegen Oesterreichs Forderungen wieder zu verlassen, und daß viele Freunde Preußens und Deutschlands bedauerten, frühere günstige Lagen und Umstände nicht rasch benutzt gesehen zu haben."

Der König sah mich wie verwundert an. Dann sagte er mit einem gewissen Nachdruck: „Sie denken an Frankfurt und an die Verlegenheiten Oesterreichs in Ungarn und Italien. Von dergleichen zu profitiren war nun freilich meine Sache nicht, und jene Lumpenkrone, die man mir bot, konnte ich schon meiner selbst und der Ehre Preußens wegen nicht annehmen. Sie war meiner unwürdig. Ein Anderer hätte vielleicht zugegriffen mit dem Gedanken, nachher schon mit den Bedingungen und mit der sogenannten Verfassung fertig werden zu wollen. Aber so etwas ist gegen meine Grundsätze, ja gegen meine Natur. Auch werde ich nie das oft ausgesprochene Princip verleugnen, daß jeder physische und moralische Zwang aus dem Spiele bleiben muß. In Deutschland kann etwas haltbares nur durch freies Uebereinkommen der Fürsten und Regierungen zu Stande kommen, so

Landesbibliothek Oldenburg

schwer das auch sein mag. Der Läuterungsproceß muß seinen Fortgang haben, bis es endlich möglich wird. Aber da ist man z. B. in Hannover immer noch antipreußisch in der Erinnerung an eine längst verschwundene Zeit. Sie müssen das ja wissen, da Sie dort aus der Nachbarschaft sind."

Ich bemerkte: daß mir doch auch im Hannoverschen viele wackere Leute bekannt seien, welche die Ansicht theilten, daß man in Deutschland ohne Preußen und ohne die Leitung Preußens nicht fertig werden könne. Es käme auf die Kreise an, in welchen man sich umhörte, und ich wollte gern zugeben, daß die Parteien, welche augenblicklich das große Wort hätten, in Hannover wie anderswo particularistisch gesinnt seien. Aber die eigentlich intelligente Mehrheit, die in letzter Instanz doch entscheiden werde, sei in Hannover wie überall in Deutschland mit größerer oder geringerer Entschiedenheit national gesinnt und für eine einheitliche würdige und kräftige Leitung der großen Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes, und sie blicke dort so gut auf Preußen, als in Sachsen und Württemberg, und wünsche nur eine ernste entschiedene Haltung Preußens in seiner deutschen Politik. Was die Regierungen beträfe, so glaubte ich freilich, daß nur eine große gemeinschaftliche Gefahr dieselben einig und entsagend machen könne, wie 1848. Da das unbenutzt vorüber gegangen sei, so werde für's Erste schwerlich auf eine einheitliche Haltung zu rechnen sein.

Der König schwieg einen Augenblick und fragte dann plötzlich, wie abbrechend: „Wie steht es denn mit der Succession Ihres Erbgroßherzogs in Dänemark, ich höre seit einiger Zeit nicht davon reden?"

Ich erwiederte, daß die Stockung in dieser Angelegenheit nicht an Oldenburg läge, so viel ich wisse. Man scheine sie in Petersburg nicht mehr zu betreiben. Wenn in dem Sinn, wie der Erbgroßherzog sich selbst darüber ausgesprochen, eine Einigung zu Stande kommen könne, so möchte dieselbe zum Vortheil aller Theile sein, aber es werde sehr schwer fallen, die Dänen und Rußland dafür zu gewinnen. Der König sagte, daß er das Memoire des Erbgroßherzogs mit dem größten Interesse gelesen habe. „Ich bin in einem Entzücken darüber, aber der junge Herr wird mehr im Sinn desselben handeln, als sich aussprechen müssen.

Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß es doch jedenfalls gut scheine, sich selbst und Andere über seine Pflichten und Rechte im Voraus klar zu machen und sich nicht allmälig in die schwierigsten Verhältnisse ohne feste Grundlage verwickeln zu lassen.

Landesbibliothek Oldenburg

Er nickte und fuhr fort, den Erbgroßherzog und die andern Kinder des Großherzogs zu loben. Besonders rühmte er auch die neueste Haltung der Königin von Griechenland in Athen. Die habe nur den Fehler, keine Kinder zu haben. Er sei dafür, daß in Griechenland der kleine Prinz Elimar folge, den könne man noch ganz dafür erziehen. — Ich sagte: „auf diese Weise würden wir in Oldenburg am Ende ganz leer ausgehen, wo doch seit 1000 Jahren die Wiege der Familie steht."

Der König lächelte, gab mir die Hand und entließ mich, mir nochmals genauen Bericht über dies Gespräch an den Großherzog empfehlend.

Ich war eine volle Stunde im Cabinet gewesen, denn die Uhr im Vorzimmer zeigte auf 7, und es war noch nicht 6 Uhr, als ich den Eßsaal verließ.

Zu Haus gekommen, notirte ich sogleich die Einzelnheiten dieser für mich merkwürdigen Audienz und suchte mir dann den Eindruck auseinanderzulegen, der mir davon geblieben war. Zunächst mußte ich mir sagen, daß ich eigentlich nichts wesentlich Neues erfahren hatte. Die berechnete, gewinnende Haltung, die sehr geläufige und glatte Ausdrucksweise, dies Hervorheben edler Motive in der Politik neben dem leichtsinnigen Aufgeben großer Thatsachen und Zwecke, dies Ausgehen von ganz subjectiven Lieblingsbildern und Anschauungen, diese nicht aufgegebene Hoffnung, die widerstrebenden Interessen und Gemüther dafür durch bloße Macht der Ueberredung gewinnen zu können, dies Befangensein in den poetisirten Vorstellungen entschwundener Zeiten, dies Wetterleuchten des Geistes nach allen Richtungen der Vergangenheit und selbst der Zukunft, dies leidenschaftliche Sichgehenlassen gegen seine nächsten Umgebungen und Diener, — das Alles hatte ich zu finden erwartet, und mußte mir sagen, daß das öffentliche, weit verbreitete Urtheil auch hier das Wahre getroffen, und daß der alte Diplomat wieder einmal Recht behalte mit seinem tiefen Ausspruch: Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que personne, c'est tout le monde.

Merkwürdig und neu, wenigstens in dieser Stärke und Entschiedenheit, waren mir nur zwei Bemerkungen und Erfahrungen, deren Eindruck sich stets erneuerte, wenn meine Vorstellung zu dem Inhalt und Verlauf des Gesprächs zurückkehrte.

Zuerst: „Es muß ungemein schwer sein, dem König zu widerstehen, sich nicht von ihm gewinnen zu lassen." — Von einem Angriff zur

Landesbibliothek Oldenburg

Gewinnung meiner kleinen, unbedeutenden, im besten Fall ganz gleichgültigen Person konnte ja nicht die Rede sein; es war dem König offenbar nur darum zu thun, den Großherzog zu beruhigen und einen guten Eindruck durch mich auf denselben zu machen, und das nicht um irgend eines Vortheils willen, sondern weil es ihn in der That menschlich schmerzte oder doch lästig war, den trefflichen alten Herrn sich mißgestimmt vorstellen zu müssen. Aber dennoch entwickelte der König so viel liebenswürdige Vertraulichkeit, ohne seiner Würde zu schaden, so viel Geduld und Angelegentlichkeit in seiner Argumentation, so viel Wohlredenheit und berechnete Wirkung in seinen Auseinandersetzungen (meine sehr flüchtige Skizze giebt davon einen äußerst schwachen Begriff), daß ich das Gefühl hatte: Wärst du nicht mit so entschieden vorgefaßter Meinung und Ansicht über Personen und Dinge dem Herrn gegenüber gestanden, befändest du dich in irgend einem Verhältniß gewohnter Unterordnung und Abhängigkeit zu ihm, er hätte dich mehr oder weniger geblendet. Der König ist gefährlich für seine Freunde und Diener, wie mir nachher auch von anderen Seiten mehrfach bestätigt ist. Er ist coquett und wirkt nicht blos mit männlichen, sondern selbst, wo er gewinnen und besiegen will, mit den weiblichen Mitteln der Bitte, der kleinen Schmeichelei oder der kleinen Laune, des Scherzes, des liebenswürdigen Trotzes u. s. w.

Meine zweite Bemerkung und Empfindung war, daß es unmöglich oder doch unendlich schwierig sein wird, diesen Mann zum Aufgeben einer Lieblingsansicht oder gar seines politischen und religiösen Glaubens überhaupt zu bewegen. Er entschlüpft jedem Einwurf, denn er überhört oder ignorirt ihn, und horcht nur auf sich selbst oder auf das, was er die innere Stimme nennt. Wenn er einen großen Zweck beim ersten Hinderniß aufgiebt, wenn er eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen für bedenklich hält, wenn er eine Zusage zu brechen sich veranlaßt sieht, so erkennt er darin nicht seine eigne Schwäche, sondern die mächtige Hand des Himmels, die ihn demüthigen und dadurch um so mehr heiligen und erheben will. Wo ein großes Werk und die Verwickelungen menschlicher Schuld und Schwäche, die es umgeben, einen festen durchgreifenden Entschluß und ein Wagniß erfordern, dessen er nicht fähig ist, flüchtet er sich hinter die feinsten Distinctionen der privativen Moral und der conventionellen Ehre. Auf diese Weise profitirt er von dem christlichen Ausspruch, daß den Frommen Alles zum Heil gereiche, und die Ueberlegenheit, welche ihm Stellung und Geist ohnehin über die Menschen geben, nimmt zugleich die Form der Demuth und

Landesbibliothek Oldenburg

des Gehorsams gegen eine höhere Leitung an, um sich gegen jeden Einwurf des allgemeinen Menschenverstandes, gegen jede Beeinträchtigung der eignen grenzenlosen Subjectivität und ihrer Einbildungen und Vorsätze zu schützen. Einem solchen Character ist nicht beizukommen, und man darf sich nicht wundern, wenn er fortfährt zu thun, zu versäumen, zu verfehlen und zu verwirren, wie er bisher gethan hat.

Landesbibliothek Oldenburg

Noch nicht verzweifeln!

(Aus einem vertrauten Schreiben an einen deutschen Staatsmann vom 5. Septbr. 1852.)

— — — — Sie erwähnen dann auch der Zusammenkunft der Kammern und der von Herrn v. Manteuffel verlesenen königlichen Eröffnungsrede, indem Sie hinzufügen: „Von allen Berliner Komödien dieses Winters werde diese wohl die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten auf sich ziehen." Verzeihen Sie, wenn ich aus dieser kurz abfertigenden Aeußerung, in Verbindung mit ein paar vorhergegangenen Aussprüchen Ihres Schreibens, den Schluß ziehe, daß Sie sich diesmal selbst auf die Seite des Berliner Publikums stellen und dessen politische Apathie, oder doch seinen Ekel gegen den freilich in anscheinend hoffnungsloser Gestalt auftretenden preußischen Constitutionalismus zu theilen scheinen.

Darüber habe ich nun ein Wort gegen Sie auf dem Herzen, das aus diesem bis jetzt kurzen Briefe leicht einen recht langen machen wird. Möchte es Sie zu günstiger Stunde treffen, so daß Sie nicht blos lesen, sondern auch zu einer Rückäußerung veranlaßt werden, was meine nächste Absicht dabei ist.

Es ist leider nur zu wahr, daß die Masse des preußischen und deutschen Publikums nichts von der preußischen Verfassung und von den preußischen Kammern erwartet und daher mit unendlicher Gleichgültigkeit auf deren Verhandlungen herabsieht. Die Demokraten aller Schattirungen haben sich bei den Wahlen gar nicht betheiligt, die liberal und constitutionell Gesinnten nur flau; ausgezeichnete Führer der letzteren (Camphausen, Simson u. s. w.) haben das Mandat ausgeschlagen; der Einfluß der Regierung wird von vornherein als unüberwindlich angenommen; nicht einmal ein Haufen von Gaffern nahm von

Landesbibliothek Oldenburg

von der Eröffnung Notiz, die Zuschauertribünen sind leer, die stenographischen Berichte unverkäuflich.

Aus dem Allen aber folgt gewiß nicht, wie Sie mir zugeben werden, daß die Verfassung nichts tauge, daß nichts aus ihr zu machen sei; sondern nur, daß das preußische Volk des Augenblicks nichts mit ihr anzufangen weiß und also ihrer nicht werth ist. Nicht die Verfassung, nicht die Kammern, nicht die Regierung selbst sind schuld, daß es in Preußen für jetzt zu keinem gedeihlichen öffentlichen Leben kommt, sondern die träge Unlust und die politische Kindheit des Volks läßt die Verfassung unbenutzt, die Kammern in Stich und verführt die Regierung zur Willkühr und zum Rückschritt.

„Zugegeben," werden Sie sagen, „aber was ändert das an der Thatsache? Wenn das Volk die Verfassung nicht behalten und mit ihr leben will, wenn es ihrer wirklich nicht werth ist, wer in aller Welt soll sie ihm bewahren oder aufdringen? doch wohl nicht die Regierung, die sie ebenfalls nicht will? oder die lieben Nachbarn, die sie noch weniger wollen? — Wenn sie also Niemand ernstlich will, so wird und muß sie untergehen und einer andern Form Platz machen, die wenigstens von einer oder von zwei Seiten energisch gewollt und angestrebt wird."

Dieser Argumentation, die Ihr Brief andeutet, muß ich nun widersprechen, einmal weil ich nicht an ihre Richtigkeit glauben kann, dann aber auch, weil ich nicht daran glauben will. Lassen Sie mich den letzteren subjectiven, und wenn Sie wollen weiblichen Gesichtspunkt zuerst berühren.

Ich mag und will nicht daran glauben, daß diese ganze tiefgehende, anschwellende, in hundert halben und ganzen Revolutionen Luft suchende, in Millionen Köpfen und Gemüthern festgewurzelte Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer parlamentarischen Regierung, d. h. einer Regierung unter dem Einfluß und der Controle einer repräsentativen Versammlung, die seit 60 Jahren das ganze westliche Europa bewegt, die zwei Generationen hindurch der Angelpunkt alles politischen Lebens und Strebens bei allen civilisirten Völkern der Erde gewesen —, ich mag und will nicht daran glauben, daß sie nichts sei als ein eitler Dunst und ein colossaler Irrthum, heraufbeschworen durch ein unanwendbares Beispiel und durch einige doctrinelle Schriftsteller. Abgesehen von allen inneren philosophischen und historischen Gründen gegen eine solche Annahme (die ich Ihnen gegenüber nicht zu berühren brauche), verweise ich nur auf die völlige Ohnmacht aller dem constitu-

Landesbibliothek Oldenburg

tionellen System feindlichen Parteien, der Demokraten wie der Absolutisten, der germanisch-christlichen Kreuzritter wie der Socialisten, der Anhänger der Ständemonarchie wie der büreaukratischen Monarchisten, ein irgend haltbares System, eine befriedigende und heilende Form der Regierung für die Bedürfnisse der großen Staaten mit moderner Civilisation aufzustellen. Was sie nicht wollen, das wissen alle diese Parteien genau, und jede ist mit Eifer und Glück bemüht, die andere zu widerlegen und in ihren Principien zu vernichten, — aber so wie ein einzelner Führer oder Schriftsteller aus ihrer Mitte mit einem umfassenden positiven Vorschlag hervorzutreten den Muth hat, sei es Stahr oder Proud'hon, Ruge oder Gerlach, Strauß oder Blanqui, Unruh oder Franz, gleich steht er isolirt und selbst seine eigne Partei muß die einleuchtende Unmöglichkeit seiner meisten Vorschläge zugeben und bekennen, er habe nur halb das Rechte getroffen. Dagegen sind die zahlreichen Anhänger einer parlamentarischen Regierung in allen civilisirten Ländern Europa's über die Hauptprincipien, über den Grund- und Aufriß ihres politischen Systems völlig einverstanden, und sie haben als Beispiele einer glücklichen Anwendung desselben blühende und mächtige Länder der Gegenwart, und selbst einige Staaten zweiten Ranges von schwierigster, politischer Lage und Umgebung anzuführen. Ich bin weit entfernt, an die Unfehlbarkeit oder an die unbedingte Anwendbarkeit aller constitutionellen Maximen und Formeln zu glauben, welche eine häufig mißverstehende Doctrin aus der englischen Verfassung abstrahirt hat; ich gebe selbst vollkommen zu, daß es eine Menge Staaten und Länder giebt, in welchen nach den Bedürfnissen und nach dem Bildungsstande des Volks keine einzige dieser Formeln auch nur versuchsweise zur Anwendung kommen dürfte; — ich halte dafür, daß das constitutionelle System für Mexiko und Griechenland z. B. ganz ungeeignet, für Portugal, Spanien, für Frankreich selbst nur mit manchen Einschränkungen und Modificationen passend ist; — ich verkenne nicht, daß es in den kleinen und mittleren deutschen Staaten aus vielen Gründen nie zur vollen Wirksamkeit gelangen kann, und daß diese, so lange sie noch existiren, sich mit einem verzerrten — ihrer ganzen Natur entsprechenden — Abbild werden begnügen müssen; — aber trotzdem und alledem muß ich dabei bleiben, daß das Repräsentativsystem mit einem unverantwortlichen Monarchen an der Spitze des Staats und mit einer parlamentarischen Regierung bis jetzt die einzige praktisch bewährte und theoretisch durchweg gerechtfertigte, politische Form ist, welche den Bedürfnissen der modernen Civilisation genügt und welche

Landesbibliothek Oldenburg

wahrhaft als eine gesunde Frucht der Geschichte und des menschlichen Geistes angesehen werden kann!

Hätte ich darin — und ganz besonders für Deutschland — Recht, so springt sogleich in die Augen, von welch' unendlicher Bedeutung die Befestigung des Repräsentativsystems in einem großen unabhängigen deutschen Staat, für die Gestaltung der ganzen deutschen Zukunft sein müßte. Nur Preußen ist groß, unabhängig und deutsch zugleich. Verharrt es in der Bahn, welche durch die beschworene Verfassung von Januar 1850 angezeigt ist, wenn auch Anfangs nur mit zögernden und abirrenden Schritten, bildet sich allmälig inmitten der Bevölkerung ein Kern von festen und wahrhaft politisch gesinnten Anhängern zum Schutz der Verfassung, wenn auch noch so langsam anwachsend unter anscheinend hoffnungslosen Kämpfen und Rückschritten, entwickeln sich allmälig die Einflüsse und Folgen der Verfassung in der Gesetzgebung und in dem gesammten öffentlichen Leben des Volks: — so giebt es einen festen Punkt in Deutschland, von dem aus die Geschicke der ganzen Nation sich entwickeln können und werden, an welchem die unausbleiblichen Stürme der Zukunft sich brechen müssen. Einen andern vermag mein Auge wenigstens nicht zu entdecken, und — darum will und mag ich nicht der Ansicht Derer sein, welche den Constitutionalismus in Preußen schon für verloren halten.

Denn ich bin einer von den Menschen, die das Bedürfniß haben, ihre Gedanken, ihre Hoffnungen und Bestrebungen an irgend einen positiven Punkt zu knüpfen, auf irgend ein positives Ziel zu richten. Ich finde mit allen Besseren der Nation unsern gegenwärtigen politischen Zustand verderblich, entwürdigend, unerträglich, aber ich kann mich nicht — wenigstens nicht auf die Dauer — mit dem leeren und negativen Trost hinhalten, es werde und könne so nicht dauern, ein Wechsel könne nicht ausbleiben, ein Umsturz, er komme woher er wolle, sei unvermeidlich. Was Leute Ihres und meines Schlags bedürfen, wenn sie in der Politik nicht verzweifeln, nicht mit der Menge in dumpfer Apathie verkümmern wollen, ist eine bestimmte Aussicht und Aufgabe, an welche sich die beharrliche und geduldige Reflexion und Arbeit knüpft. Das bloße formlose Hoffen auf Umsturz oder Krieg, um die verhaßte Wirklichkeit los zu werden — der eigentliche Pessimismus — höhlt aus, verbittert und entnervt, und führt zuletzt in's Verderben. —

Außer diesem subjectiven Bedürfniß aber, das, wie ich gern einräume, leicht zu Illusionen führt, so unentbehrlich und wohlthätig in einen nächsten Wirkungen es sein mag, habe ich doch auch meine ob-

Landesbibliothek Oldenburg

jectiven Gründe, trotz aller oben berührten übeln Anzeichen, an der constitutionellen Zukunft Preußens und damit an einer geordneten und aus einem vorhandenen historischen Keim sich entwickelnden Zukunft Deutschlands nicht zu verzweifeln. — Erlauben Sie mir, noch kurz zu entwickeln, wie mir die Zustände in Berlin von meinem entfernten Standpunkt aus erscheinen.

Ein sehr lesenswerther Leitartikel der Weserzeitung vom 2. d. M., den ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, ist mir wie aus der Seele geschrieben. Er beginnt, indem er den Unterschied andeutet, der in dem Verfahren und in der Stellung der preußischen und z. B. der österreichischen Regierung der öffentlichen Meinung gegenüber stattfindet. In Oesterreich ignorirt man dieselbe ganz, sei es nun, daß man wohlthätige und vernünftige Neuerungen verfüge, sei es, daß man zu willkührlichen und verderblichen Maßregeln greife, denn es giebt eigentlich keine durchgehende öffentliche Meinung in der Monarchie. Was die Böhmen und Mähren verabscheuen, loben die Ungarn, was die Ungarn zur Verzweiflung bringt, scheint den deutschen Provinzen weise, und die Italiener opponiren grundsätzlich überall und in Allem. So ist denn die auf die bewaffnete Macht lediglich gestützte Regierung verführt, sich nirgends Zwang anzuthun; sie stürzt die eben gegebene Verfassung durch einen Federstrich wieder um, sie hält dabei die Emancipation des Grundeigenthums aufrecht, sie breitet das Tabaksmonopol über Ungarn aus, sie ändert den Mauthtarif und hebt die Schranken des Verkehrs zwischen den Provinzen auf, sie läßt sich auf ruineuse Finanzoperationen ein und überschwemmt das Land mit werthlosem Papiergeld, sie legt allen Provinzen ein gleichmäßiges und verbessertes bürgerliches Gesetzbuch auf, — alles sowohl unter dem Beifall als dem Widerwillen der verschiedenen Bevölkerungen, die doch weder den einen noch den andern laut und wirksam zu äußern wagen. — Auch in Preußen freilich ist genug „octroyirt" worden, das Wahlgesetz, die Verfassung selbst, die provisorische Composition der ersten Kammer, der Wiederzusammentritt der Provinzialstände. Aber das Alles geschah unter Vorbehalt der Berathung und Zustimmung der nächsten Kammern und — diese ist erfolgt; — es geschah unter dem Schutz starker politischer Parteien in Kammern und Bevölkerung, von deren Beistimmung man sich mit Sorgfalt versichert hatte. Nie hat es die Regierung in Preußen bis jetzt gewagt, das Repräsentativsystem selbst anzugreifen und zu vernichten, sondern man führt seine Streiche innerhalb desselben gegen die Richtigkeit und Anwendbarkeit einzelner daraus abstrahirter Grund-

Landesbibliothek Oldenburg

sätze oder darin ausgesprochener Bestimmungen. Alle Parteien und die Regierung mit ihnen, berufen sich auf den gesetzlichen Weg und in Herrn v. Manteuffel selbst und seinen Collegen und Dienern, mehr noch weiter Oben, ist die Sorge wach, daß man sie für streng, gerecht und gesetzlich halte, in dem Grade, daß noch neulich das sonst ganz genehme Buch eines politischen Glaubensgenossen mit dem Interdict belegt wurde, weil es so weit gegangen war, die Aufhebung der beschworenen Verfassung zu empfehlen und zu vertheidigen.

Die Sache ist, daß in Preußen Jedermann, vom König bis zum Handwerker, mit mehr oder weniger Deutlichkeit weiß und fühlt, der gesetzliche Boden sei unentbehrlich, mit der Willkührherrschaft und dem alten Regiment sei es aus. Die rein monarchisch-büreaukratische Regierung, der centralisirende Polizei- und Beamtenstaat, der in Oesterreich eben jetzt erst recht begonnen und begründet wird, ist verbraucht in Preußen. So ungern man es sich mancher Orten gestehen will, so leicht und oft der alte Adam sich noch wieder geltend macht und durchschlägt, man ist einig darüber, daß diese Regierungsform den sich mit unbezwinglicher Macht hervordrängenden Ansprüchen und Bedürfnissen nicht mehr genügt. Etwas Anderes mußte kommen, aber zu dem Constitutionalismus mit allen seinen Consequenzen, obwohl man in Ermangelung aller andern Wahl zunächst zu ihm gegriffen, kann man sich nicht sogleich bequemen. Man sucht ihn zu modificiren, zu versetzen, zu verquicken, dort mit Recht, hier mit Unrecht; er ist vielen bestehenden Einrichtungen und Verhältnissen störend, ja widersprechend, und diese wehren sich gegen sein Eindringen oder suchen sich mühsam mit ihm auszugleichen; viele Gemüther und Ueberzeugungen können sich nicht in ihn finden und machen Versuche und Anstrengungen, etwas Anderes an seine Stelle zu bringen, oder das Alte theilweise zu retten; nirgends kommt er vorläufig recht zum Leben. Aber die Repräsentativmonarchie ist einmal das gesetzlich Bestehende geworden, aber das Alte ist verlebt und unmöglich, aber jedes andere Neue wird bei näherer Betrachtung zum Hirngespinst. So treibt sich denn der Handel fort unter Rück- und Vorschritten, unter Wechsel der Personen und Kampfplätze, unter Parteibildungen und Auflösungen, unter Modification bald der grundgesetzlichen Bestimmungen, bald der thatsächlichen Verhältnisse, — bis endlich der Assimilationsproceß soweit vollständig geworden, daß ein historischer Niederschlag erfolgen kann, der die fertig gewordene neue Gestalt in schärferen Umrissen und für Jedermann erkennbar den Blicken enthüllt. —

Landesbibliothek Oldenburg

Sie lächeln über die sanguinische Vision, in welcher die Wünsche und Hoffnungen gleich zu Wirklichkeiten werden. Nun, ich will zugeben, daß ein ganz naturgemäßer und den Erfolg verbürgender Verlauf schwerlich Preußens und Deutschlands Schicksal sein wird. Aber nur aus einem Grunde. Wäre Deutschland, wie England, eine Insel im Ocean, bekümmerte sich das Ausland so wenig um unsere innere Entwickelung, als im 17. Jahrhundert die europäischen Festlandsstaaten um die Verfassungskämpfe in England, wir würden — ich bin davon überzeugt — bei der größeren Verbreitung der leitenden Ideen und bei dem deutlichen Hervortreten des Schwerpunkts der Macht — viel eher zu dem Moment einer festen Gestaltung gelangen, als England im 17. Jahrhundert. Wie zersetzend, verschiebend und störend aber die österreichische, russische, französische Einmischung und Einwirkung hemmen mag und wird, das ist freilich außer aller Berechnung.

Doch ist hervorzuheben, daß auch in diesen verwirrenden und störenden Beziehungen zum Ausland ein dringendes, mehr oder weniger schon zur Erkenntniß gekommenes Moment liegt, den Ausbau der preußischen Verfassung zu beschleunigen. Gegen Anmuthungen, Eingriffe, Gefahren von Außen her wird die Regierung ihre wahre Stütze und Hülfe nur bei den verfassungsmäßigen Organen des Volks finden, und je bedenklicher die Situation wird, um so mehr wird sie sich dessen bewußt werden müssen. Wenn die Regierung Einigkeit und Unterstützung im Innern, wenn sie recht viel Geld und viel Menschen braucht, so ist vielleicht die Zeit gekommen, in welcher eben so schnell und leicht wieder vorwärts revidirt werden muß, als jetzt zurück revidirt werden soll.

Vorläufig bin ich höchst begierig, welchen Verlauf diese Revision nehmen wird. Seit Ihrem letzteren Schreiben sind nun die Propositionen der Regierung zum Vorschein gekommen. Also: Pairie durch königliche Ernennung oder Berufung, Aufhebung des Communalgesetzes und Herstellung der Provinzialstände, zweijährige Budgets und Kammer-Sessionen. Selbst mit diesem Allen würde Preußen immer noch ein Verfassungsstaat bleiben, würde immer noch der Boden erhalten sein, auf welchem sich der oben angedeutete Proceß vollziehen kann. Aber bis jetzt nehme ich an, daß namentlich die letzte und eingreifendste dieser Propositionen verworfen werden kann. Die Parteispaltungen innerhalb der rechten Seite der zweiten Kammer, das gemäßigte und sichere Auftreten der Constitutionellen und das Zusammenfassen derselben in eine einzige Fraction von 70 Stimmen nach Aufgebung aller früheren Nüancen, das Erscheinen und die Haltung

Landesbibliothek Oldenburg

der Bethmann-Holweg'schen Partei, vor allem die ganz geringe Majorität der Ministeriellen in dem neulichen Votum über die Wahl zu Ratibor, begründen mir diese Annahme. Wie es scheint, ist zudem die Opposition durch frühere Erfahrungen gewitzigt worden, verlangt und declamirt von vornherein nicht mehr so viel und hält sich an die nächsten practischen Fragen. Es ist in dieser Beziehung wichtig und characteristisch, daß das doctrinaire Element in der Opposition, das eigentliche Professorenthum, diesmal kaum oder gar nicht erschienen ist. Beseler, Dahlmann, Simson, Dunker, Küntzel, Schubert, Richthofen haben ein Mandat entweder nicht erhalten oder nicht angenommen. Aber die zähen, ausharrenden Geschäftsleute und Practiker, Vinke, Patow, Harkort, Wenzel, Milde, Degenkolb, Bürgers, Aldenhofen u. s. w., sind alle wieder zur Stelle. Sie werden mit Hartnäckigkeit jeden Fußbreit des vorhandenen Grundes und Bodens vertheidigen und sich gewiß vor dem unermeßlichen Fehler aller Doctrinairs hüten: „Alles auf einmal und im geordneten Zusammenhang zu wollen". Vielleicht erleben wir endlich in Deutschland zum erstenmal eine wahrhaft politische und allein wirksame Parteibildung, die nicht allgemeine Principien und Formeln, sondern ein ganz bestimmtes, begrenztes und nahe liegendes Ziel zu ihrem Vereinigungspunkt hat.

Noch wichtiger fast, als diese anscheinende Regeneration der sogenannten Linken, ist mir aber das erstmalige Erscheinen der Bethmann-Holweg'schen Fraction, der Altpreußen, wie sie sich im Gegensatz zu den Anhängern der neupreußischen (Kreuz-)Zeitung genannt haben. Nicht blos wegen der recht bedeutenden Talente und Charactere, die unter ihnen sind (Bethmann selbst, Mathis, Graf York, Carlowitz, Graf Fürstenberg), sondern besonders wegen ihres Programms und ihrer Verbindungen. Seit einem halben Jahr lese ich das politische Wochenblatt, das Organ dieser Fraction, mit steigendem Interesse; wenn irgendwo, so sind hier die Anfänge einer wahrhaften preußischen Tory-Partei. Sie sind in hohem Grade loyal und königlich gesinnt, aber dabei durch und durch gesetzlich und verfassungsmäßig, und was mir das Wichtigste ist, durch und durch „deutsch". Sie erkennen die deutsche Mission Preußens an und dringen auf eine unabhängige auswärtige Politik. Von den specifisch Constitutionellen scheinen sie sich principiell nur darin zu unterscheiden, daß sie die Theilung des Budgets in einen festen und veränderlichen Theil für richtig erklären und das Axiom verwerfen, daß sich das Ministerium vor einer Kammermajorität zurückzuziehen habe. Der englische Torysmus beruht bekanntlich ursprünglich auf

Landesbibliothek Oldenburg

einem ähnlichen Axiom von dem in letzter Instanz unbedingt entscheidenden Königthum. — Um des Himmelswillen kein Streit mehr über dergleichen allgemeine Sätze!

Und diese „Altpreußen" haben bekanntlich die Höchsten Personen nach der Allerhöchsten hinter sich und zu Freunden, so daß ihnen auch von der Seite eine Zukunft zu winken scheint. Viele Intelligenzen und einflußreiche Spitzen in der Hauptstadt und in den Provinzen, wenn auch außerhalb der Kammern, sind Mitglieder der Partei, wie man mich versichert. Man hat mir die Generale Bardeleben, Hüser, Reiher, Selasinsky, selbst ein paar ehemalige Minister und Oberpräsidenten genannt. Daß Herr v. Radowitz ebendahin zu rechnen, ist deutlich.

Da ich einmal im Zuge bin, meine Hoffnungen und Aussichten zu äußern, so lassen Sie mich gleich hinzusetzen, daß ich selbst an den Kreuzrittern nicht verzweifle. Auch sie können noch einmal ein tüchtiges Ingrediens der verfassungsmäßigen Zukunft Preußens werden. So verschroben und verkehrt sich die Meisten von ihnen jetzt auch noch zeigen und geberden, sie sind im Ganzen voll Keckheit und politischen Selbstgefühls und haben Sinn für eine unabhängige Stellung und für corporative Gemeinschaft. Ich erinnere nur an Graf Ziethen, Bismarck, Kleist, v. d. Marwitz; ja selbst noch in den Herren v. Gerlach und v. Thadden kommen jene Eigenschaften, wenn auch als Carricatur, zum Vorschein. Sie erinnern oft an die englischen Cavaliere und Squires, die Macaulay so treffend schildert, und aus denen im 19. Jahrhundert die hochachtbaren Country-Gentlemen geworden sind, welche dem politischen und parlamentarischen Leben Englands das Schwergewicht geben. Weht einmal ein günstiger Wind von oben her durch die altpreußische (Bethmann-Holweg'sche) Ecke, so werden wir es erleben, daß der größte Theil der Kreuzjunker sich nach dort hinüberwendet und sich schnell und vollständig assimilirt.

Ganz hoffnungslos und unbrauchbar für den Bau der Zukunft — außer etwa zu Handlangerdiensten — scheinen mir nur die Geheimeraths- und Beamtenseelen, welche nach oben dienstbar und nach unten herrisch' nur Sinn haben für ihr Amt und dessen Zusammenhang mit dem gesammten „Staatsmechanismus", wie sie es characteristisch nennen, die schon Stein eine abhängige, versetzbare, besoldete und besitzlose Schreibercaste nennt, ohne wahres Interesse für das Land und für das, was demselben zu leisten ist, aber voll Eifer für den Dienst und für die Erfüllung seiner Vorschriften und seiner Verheißungen.

Landesbibliothek Oldenburg

Sie bilden freilich für's erste noch die bei weitem stärkste Abtheilung in beiden Kammern und werden das im Ganzen ebenfalls durchaus büreaukratische Ministerium stützen, so lange es geht. Aber ich hoffe den Augenblick zu erleben, wo sich alle andern Parteien gegen sie vereinen, wo sie vor der wachsenden Opposition in Volk und Kammern die Segel streichen müssen. Sie werden es augenblicklich thun, wenn der Instinct über sie kommt, daß das Schiff leck sei, denn angesteckt sind sie auch von dem Hauche der Zeit, und nur wenige von ihnen glauben noch mit vollem naiven Ernst an die unbedingte Autorität und Heiligkeit der Cabinets-Ordres und an den unwiderstehlichen Zauber der Titel, Uniformen und Orden. —

Aber ich eile zu schließen. Haben Sie doch auch ein wenig Muth in dieser jammervollen Zeit, wo man des Muthes so sehr bedarf. Oder widerlegen Sie mir die Berechtigung des meinigen und zeigen Sie mir einen besseren und sicherern Grund zum Auswerfen eines Hoffnungsankers. Der immer wiederkehrende Fehler bei Beurtheilung ihrer Zeit von Seiten der Zeitgenossen ist, daß jede Generation ihre Erfolge wie ihre Niederlagen, Sorgen und Schmerzen viel zu hoch anschlägt; daß sie für Resultate hält, was nichts ist als eine leichte Oscillation in dem dialectisch-historischen Proceß, daß sie — wie der Soldat in Reihe und Glied — partielle Siege oder Niederlagen für die Entscheidung der Schlacht und des ganzen Krieges nimmt und entweder übermüthig und mit unzureichenden Kräften den theilweisen Vortheil verfolgt, oder kleinmüthig Alles verloren giebt, weil ein Flügel der Schlachtordnung Verluste hat und sich zur Flucht kehrt. — Was war das englische Parlament zwei Jahrhunderte lang unter den Tudors und unter den Stuarts? Wie schwankend seine Gerechtsame, wie unbedeutend sein Einfluß und seine Macht, wie zweideutig seine Zusammensetzung? Wie gering war noch unter Georg II. die Theilnahme, die es einflößte, das Interesse des Publikums an seinen Verhandlungen, die fast Ekel und Verachtung erregten? Karl I. hat einmal elf volle Jahre ganz ohne Parlament regiert, und ich bin fest überzeugt, das Gros des damaligen Publikums wird in seiner Sprache und mit mehr Berechtigung, wie das deutsche der Gegenwart, gesagt haben: „Mit dem Constitutionalismus, mit dem parlamentarischen Regiment ist es ein für allemal vorbei, die Welt ist des unnützen Geschwätzes müde." — Die Welt hatte aber nichts Besseres und die Noth führte bald zu den „Schwätzern" zurück, die denn auch, wenn auch sehr langsam und allmälig, aber desto gründlicher lernten, die Worte auf Thaten zu richten

Landesbibliothek Oldenburg

oder das Wort zur That werden zu lassen. Und so hat doch das freie, fleischgewordene Wort am Ende die Welt befreit oder ist noch immer in dieser Arbeit begriffen, und wir wollen uns den Glauben daran nicht verkümmern lassen durch zeitliches Mißgeschick, das unsere ephemere Existenz drückt und knickt, sondern festhalten und den zerrissenen Faden immer auf's Neue anknüpfen, wo wir einen Ring finden, der irgend einen Schein der Haltbarkeit hat.

Leben Sie wohl! Mosle.

Landesbibliothek Oldenburg

Oesterreich oder Preußen?

Erörterungen vom Jahr 1857.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft 1857 December 15.)

Als ich diesen Sommer nach meiner Ankunft in Liebenstein mir die Cur- und Badeliste geben ließ, um zu sehen, ob nicht dieser oder jener Bekannte anwesend sein möchte, stieß ich auf den Namen: Gustav Diezel. Nachmittags auf der Promenade ließ ich mir den Mann zeigen, der eine unscheinbare Figur, einfach aber anständig gekleidet, im eifrigen Gespräch mit einem jungen Berliner Kaufmann auf und ab wandelte. Er interessirte mich als Verfasser des Büchleins: „Deutschland und die abendländische Civilisation", das vor vier bis fünf Jahren auch die literarische Gesellschaft mehrere Abende hindurch lebhaft beschäftigt und unterhalten hat.

Wie sich die Herren erinnern werden, enthält dasselbe eine Schilderung der politischen Lage Deutschlands und des übrigen Europa nach der Bewegung des Jahres 1848 aus dem Gesichtspunkt eines einzigen großen Princips. „Soll der Staat, gleichviel in welcher Form, in den weltlichen Dingen allmächtig und das Ein und Alles sein, alle Individualitäten in sich absorbirend, für alle sorgend, allen erst ihre Bedeutung gebend?" — „Oder soll der Staat nichts sein, als der nothwendige Vermittler sonst unlösbarer Conflicte, als das gemeinsame Organ der als gemeinsam erkannten und bestimmten Interessen, während die individuelle Thätigkeit und Freiheit von ihm unberührt und ungestört bleibt?" Je nachdem die Beantwortung dieser Fragen sich in seiner Geschichte, seinen Strebungen und seinen Zuständen ausgeprägt findet, ist ein Volk unfrei, elend und in Verfall, oder blühend, frei

Landesbibliothek Oldenburg

und dauernd, Die romanischen und slavischen Nationen neigen zur ersteren Alternative (der Staatsallmacht), die germanischen zur zweiten (der individuellen Freiheit).

Nachdem er diese wenn nicht neue, doch in solcher Prägnanz und Fruchtbarkeit wohl noch nicht bestimmte Idee auf die Weltlage im Jahr 1852 angewandt, und in dem genannten Büchlein namentlich das Verhältniß Deutschlands zu den übrigen Staaten Europa's aus ihr entwickelt hatte, fuhr Herr Diezel fort, in den folgenden Jahren sein Princip bis in's Einzelne zu verfolgen und an verschiedenen Zeiten und Völkern zu exponiren. So erschien von ihm 1853 die Broschüre: „Frankreich und seine historische Entwicklung"; 1854: „Rußland und die östliche Frage"; 1855: „Ueber die Bildung einer nationalen Parthei in Deutschland" mit Bezug auf den orientalischen Krieg; 1856: „Die katholische Kirche als geschichtliche Macht." — Wenn es in diesen successiven Publicationen an einzelnen Berichtigungen, Zurücknahmen und Widersprüchen nicht fehlt, welche die rastlos fortschreitende Entwicklung der Wirklichkeit veranlaßte, so ist doch die scharfsinnige, vielseitige und fruchtbare Anwendung der leitenden Idee des Verfassers anzuerkennen, auch wenn das Gefühl den Leser beschleicht, dieselbe sei von dem lebhaften und wortgewandten Mann wenn nicht zu Tode, doch allmälig recht müde geritten. —

Es ergab sich in Liebenstein bald die Gelegenheit einer persönlichen Bekanntschaft. Ich stellte mich Herrn Diezel als einen eifrigen und im Ganzen übereinstimmenden Leser seiner politischen Broschüren vor und erwarb mir damit natürlich seine freundliche Beachtung. Er suchte mich nun auf, wenn er mich im Curgarten und auf Spaziergängen allein und unbeschäftigt sah, blieb dabei stets in würdiger stolzbescheidener Haltung, knüpfte das Gespräch an irgend eine Tagesnachricht und trug nicht wenig dazu bei, mir den mehrwöchentlichen Aufenthalt in Liebenstein angenehm und lehrreich zu machen. Es fand sich bald, daß wir über die Persönlichkeiten, Partheien und Wendungen der Jahre 1848 und 1849 nicht überall gleicher Ansicht waren, aber er zeigte sich stets mild und verständig und wir kamen bald darin überein, daß intra muros et extra arg gesündigt sei. Nur eine große Differenz blieb zwischen uns, die zu immer wiederkehrenden gegenseitigen Expectorationen führte. Er wollte von einer Zukunft Preußens für Deutschland nichts wissen und schien Alles von Oesterreich zu erwarten, das er als Süddeutscher in keinem Fall für Deutschland ganz aufgeben wollte.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn wir unsere eben zur Hand befindlichen Argumente oder Zeit und Athem erschöpft hatten, pflegte er mich noch auf eine neue eben unter der Presse befindliche Broschüre von ihm zu verweisen, die ich zu lesen mehrfach versprach. Er hat mir dieselbe vor nicht langer Zeit zugesandt. Sie führt den Titel: „Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland" und ich erlaube mir, sie in Nachfolgendem der Gesellschaft näher vorzulegen und zu charakterisiren.

Noch in seinen Schriften von 1854 und 1855 hatte unser Autor seine ganze Hoffnung auf eine vortheilhafte politische Entwickelung für Deutschland an den Krieg gegen Rußland und an die Theilnahme Deutschlands an demselben geknüpft, jetzt — im Jahre 1857 — da ein vorzeitiger und nichts entscheidender Friede ohne Deutschlands Betheiligung geschlossen worden, beginnt er damit, die Abwesenheit aller politischen Bewegung bei uns und die augenblickliche völlige politische Apathie der Nation bedauernd anzuerkennen. Er findet den Grund in der tiefen Depravirung des Nationalsinns durch die Politik und die Organisation der Territorialstaaten, welche französische Administration und Centralisation seit dem 17. Jahrhundert an die Stelle der dem deutschen Volk gemäßen Selbstregierung und individuellen Freiheit gebracht und den Particularismus in Deutschland befestigt, ja geschaffen hätten. Dazu sei denn noch in neuester Zeit der Eindruck der völlig mißlungenen, weil ganz falsch angelegten und geführten Bewegung von 1848 und die elende Haltung der deutschen Regierungen in dem eben beendeten russischen Krieg gekommen. Man dürfe sich aber deshalb nicht der Muthlosigkeit hingeben und etwa den gelehrten Philistern nachsprechen, daß die deutsche Nation einmal nicht zu politischer Größe geschaffen, sondern lediglich bestimmt scheine, „die geistige Freiheit des Individuums in der Weltgeschichte zur Geltung zu bringen". Dergleichen Redensarten und Sophismen seien nicht nur Ausflüchte der Feigheit und Bequemlichkeit, sondern auch baarer Unsinn, denn einerseits werde in der Weltgeschichte nur durch politischen Einfluß etwas „zur Geltung" gebracht, und anderntheils könne ein Volk nicht „geistesfrei" sein, das in politischer Unfreiheit und Unmündigkeit aufwachse und sich entwickle. Hätte Deutschland das elende Loos, niemals politisch selbstständig zu werden, sondern von der einen Hand in die andere zu gehen, was allerdings möglich wäre, so sei das besonders die Schuld der Philisterweisheit, die aus Mangel an Muth und Sinn für das Große von vornherein an demselben verzweifle, und dann das Bedürfniß habe, ihre Feigheit durch Sophismen zu verdecken.

Landesbibliothek Oldenburg

Statt solcher moralischen Selbstvernichtung komme es jetzt vielmehr darauf an, sich der Keime des Besseren, wie verborgen und tief sie auch liegen möchten, bewußt zu werden und daran seine Gesinnung und seine, wenn auch noch so entfernten, Hoffnungen zu stärken. Die Bewegung von 1848 sei besonders auch deshalb mißlungen, weil sie lediglich von der sogenannten Bildung, von Professoren und Halbgelehrten, geführt und geleitet worden, ohne eigentliche materielle Unterlagen. Man dürfe aber darum nicht glauben, daß sie nicht auch günstige und tiefwirkende Folgen gehabt. Eine der bedeutendsten sei, daß sie die Regierungen sämmtlicher deutschen Territorialstaaten tief erschüttert, irre und unsicher gemacht habe. Dieselben wären sich ihrer totalen Schwäche bewußt geworden und keine glaube mehr, wie früher, mit völliger Unbefangenheit an ihrer Nothwendigkeit und Dauer. Mit ein paar fast lächerlichen Ausnahmen seien sie daher auch gegenwärtig eher ängstlich und besorgt, als entschieden reactionair. Noch mehr sei das der Fall, seitdem sie durch den eben beendigten orientalischen Krieg und durch den Tod des Kaisers Nicolaus die russische Protection als verloren oder doch als sehr unzuverlässig erkannt hätten. Daraus folge den von ihrer Seite neben der Repression politischer Ansprüche, die Geneigtheit zu Concessionen an die Volksmeinung in allen andern Dingen, namentlich in Sachen des Handels und Verkehrs. Außerhalb des Bundestags, der zu gar nichts zu gebrauchen sei, werde durch Verträge über Eisenbahnen, Telegraphen, Münze, Maaß und Gewicht, Posten, Handelsgesetzgebung ꝛc. alles Mögliche gethan, die bestehenden Hindernisse für die ökonomische Einheit hinwegzuräumen und den eben herrschenden Zug nach materieller Entwickelung zu begünstigen. Aber es sei unmöglich, mit diesen Flickereien im Einzelnen, die gerechten Ansprüche der Nation auch nur in dieser Richtung zu befriedigen. Im Gegentheil, man wecke und stärke mit diesen Halbheiten nur das Bedürfniß und den Drang nach größerer und voller Einigung und jeder Schritt vorwärts auf der Bahn der nationalökonomischen Einheit fordere bald gebieterisch einen folgenden, bis man sich plötzlich durch die Grenze gehemmt finde, welche nothwendig in der territorialstaatlichen Zerklüftung liege. Der unabhängige und reiche höhere Bürgerstand, welcher sich gegenwärtig in Deutschland durch die freiere materielle Entwickelung zu bilden beginne, werde bei der unausbleiblichen weiteren Begünstigung derselben mehr und mehr erstarken und dann ein Hauptträger der Bewegung für einheitlichere politische Formen werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Es sei aber auch in anderen Dingen und auf anderen Gebieten dafür gesorgt, daß die Nation fortwährend die Schmach ihrer politischen Theilung und Ohnmacht empfinde. Die jämmerliche Haltung aller deutschen Regierungen, mit alleiniger Ausnahme Oesterreichs, in dem eben beendigten russischen Kriege; die schleswig-holsteinschen und luxemburgischen Händel, welche die totale politische Nichtigkeit Deutschlands auch Staaten dritten Ranges gegenüber auf das Entschiedenste bloslegten; die jämmerlichen Eifersüchteleien zwischen den beiden deutschen Großstaaten auch bei den unbedeutendsten und gleichgültigsten Veranlassungen; die schamlosen Octroyirungen in verschiedenen Kleinstaaten, die Mißregierung in Kurhessen, die Flotten-Fischersche Episode in Lippe ꝛc. ꝛc. ꝛc. gäben fortwährend und würden in aller Zukunft Zeugniß darüber geben, was von dem System des Bundestags und des Dualismus für die Nation zu erwarten sei. In den Jahren 1849 und 1850 sei versucht worden, solchem politischen Elend durch die Errichtung einer Hegemonie Preußens zu entgehen. Dieser Plan sei nothwendig gescheitert, weil in Preußen weder die allgemeinen noch die besonderen Bedingungen zur Durchführung einer solchen Aufgabe vorhanden waren. Preußen sei, wenn auch der größte, doch im Grunde nichts als ein deutscher Territorialstaat, mit den einem solchen eigenthümlichen Richtungen auf dynastische Politik und büreaukratische Regierung. Wenn auch hie und da die Ansprüche, so habe Preußen doch eigentlich nie die Haltung und das Gefühl einer Großmacht gehabt, höchstens als Ausnahme eine kurze Zeit unter dem großen Friedrich. An einer ähnlichen Persönlichkeit auf dem Thron habe es nun bekanntlich 1848 gefehlt, wie dieselbe denn überhaupt als ein sehr seltener Zufall nicht in den politischen Calcül gehöre. Daß aber auch die Gesinnung und Richtung des Staats und Volks in Preußen durchaus nicht für eine Hingabe an Deutschland, für ein Aufgehen in dasselbe sei, sondern an dem Separatismus in Form des specifischen Preußenthums festhalte, habe die starke und siegreiche Reaction bewiesen, welche 1850 im Innern Preußens allen deutschen Strebungen und Projecten ein Ende bereitet. Jetzt schiene es Preußens Bestimmung zu sein, der Richtung nach Außen zu entsagen und im Innern den langsamen Kampf zwischen Büreaukratie und Selbstregierung auszukämpfen. Durch den allmäligen Sieg der letzteren werde es um so geeigneter werden, sich künftig einer einheitlichen deutschen Staatsorganisation einzufügen, deren Form freilich noch aufzufinden sei und sich aus der Entwickelung der Zukunft ergeben müsse.

Landesbibliothek Oldenburg

Dagegen sei Oesterreich der einzige deutsche Staat, dem der Sturm von 1848 zum Guten und zum Erfolg ausgeschlagen. Es habe, wenn auch zum Theil mit fremder Hülfe, den Nationalitätenaufruhr in seinem Innern niedergekämpft und sich dann als Einheitsstaat organisirt. Es könne diesen aber auf die Dauer nicht durchführen ohne die Mitwirkung und Hülfe Deutschlands, ebenso wie ein großes politisch selbstständiges Deutschland ohne Oesterreich nicht denkbar sei. Der Herrschaft eines Territorialstaats in Deutschland, und wäre es der größte unter ihnen, würden sich weder die andern größeren Territorialstaaten noch Oesterreich jemals fügen, aber mit Oesterreich an der Spitze Deutschlands sei es ein Anderes. Oesterreich habe die Traditionen des „Reiches" bewahrt und auch in Deutschland seien dieselben noch nicht völlig erloschen. Dazu komme, daß Oesterreich auch in Wahrheit eine europäische Großmacht sei und daß es Deutschland die politische Haltung, Würde und Tradition einer solchen gleich als Morgengabe zubringe. In dem letzten russischen Kriege habe Oesterreich allein von allen deutschen Staaten eine würdige und große Haltung bewiesen und es sei lediglich die Schuld der feigen und kurzsichtigen Politik der übrigen deutschen Regierungen, vor allem Preußens, daß Rußland durch das verbündete Oesterreich und Deutschland nicht für immer zurückgedrängt und unschädlich gemacht worden. Sodann habe Oesterreich in neuester Zeit den großen Gedanken einer Handels- und Verkehrseinigung mit Deutschland nicht allein gefaßt, sondern demselben bereits einen Anfang zur Ausführung gegeben. Oesterreich aber halte seine politischen Gedanken bekanntlich fest und durch diese ökonomische deutsche Einheit erhalte die künftige politische erst eine breite materielle Unterlage. Die Zukunft sei und bleibe dunkel, aber so viel scheine gewiß, nur durch eine immer innigere Anlehnung an Oesterreich könne die politische Einigung Deutschlands zu Stande kommen. — Der Verfasser fügt dann wörtlich hinzu:

„Das Resultat von dem Allen läßt sich in zwei Sätze zusammenfassen: Oesterreich hat den Willen, ja es ist genöthigt, auf die vollständige Verschmelzung des deutsch-österreichischen Güterlebens hinzuarbeiten, und: Oesterreich hat sich in den Verwickelungen der letzten Jahre als eine wahre europäische Großmacht und zugleich als die zur Vertretung der nationalen Interessen allein befähigte deutsche Großmacht erwiesen. Beide Resultate kann nur der Unverstand in ihrer Bedeutung ignoriren und unterschätzen. Was den ersten Punct betrifft, so

Landesbibliothek Oldenburg

läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß nach vollzogener Zolleinigung der Einfluß, den Oesterreich dadurch auf die deutsche Handelspolitik gewinnt, nur ein segensreicher sein wird, weil es unleugbar im Besitz einer großstaatlichen Auffassung ist, welche allen übrigen deutschen Staaten schlechterdings fehlt. Ueber den zweiten Punct ist zu bemerken, daß wir in unsern Tagen einen doppelten Standpunct einnehmen, wir sind Westeuropäer und Deutsche. Bei der Stellung, welche Rußland in den letzten hundert Jahren gewonnen und heute noch nicht aufgegeben hat, müssen wir uns in diesen beiden Eigenschaften in unserer Zukunft bedroht finden. In beiden Richtungen hat Oesterreich unsere Interessen vertreten, während die Oesterreich widerstrebenden Elemente sich sowohl den europäischen, als den deutschen Interessen feindlich erwiesen und recht eigentlich die Brücke bilden, auf welcher Rußland zur Herrschaft über Europa gelangen will. Das ist eine Thatsache, die durch keine Phrase zu ändern ist und die um so wichtiger auch für die Zukunft erscheint, je gewisser es ist, daß die Zukunft Europas sich vorzugsweise an den Gegensatz gegen Rußland knüpfen wird. Wie kann unter solchen Umständen die Stellung unterschätzt werden, welche Oesterreich gegen Rußland eingenommen und welche eine so klaffende Entfremdung zwischen beiden Staaten hervorgebracht hat? — Entweder die zum Bewußtsein ihrer nationalen Pflichten zurückgekehrten Theile Deutschlands schließen sich für den Verlauf des weiteren Kampfes, der möglicherweise in der Form einer russisch-französischen Allianz wieder erwacht, an Oesterreich an, oder sie verharren in ihrem spröden Verhältniß zu Oesterreich und bleiben damit dem russischen Interesse eben so dienstbar, wie dem nationalen feindlich. Ein Drittes giebt es nicht."

Soweit Herr Diezel. Man sieht, nach seiner Auffassung drängen alle großen Interessen der Nation, materielle wie politische, zur Einigung mit Oesterreich, ja zur Ueberweisung der politischen Führung an dasselbe. Aber ich fürchte, die große Mehrheit seiner norddeutschen Leser wird zu diesem Resultat wie zu dem Wege, auf dem er dahin gelangt, den Kopf schütteln. Eine Abneigung, ein Widerwille gegen Oesterreich ist, wenn ich meiner Beobachtung trauen darf, an den Ufern der Elbe und Weser, und noch weniger an denen des Rheins, nicht zu finden, im Gegentheil, man blickt dort mit Theilnahme und Wohlwollen auf die Regenerationsbestrebungen des stammverwandten großen Reiches und wünscht demselben von ganzem Herzen innere und äußere Erfolge. Aber es will an der Nord- und Ostsee Niemanden in den Kopf, sich von Wien aus regiert zu sehen und seine politischen, ökonomischen

Landesbibliothek Oldenburg

und Culturinteressen nach dem Maßstabe und nach den Bedürfnissen der Bewohner der Donauländer und der Küsten des adriatischen Meeres bemessen zu wissen. Ich will versuchen, diese Volksstimmung Herrn Diezel gegenüber zu erklären und zu rechtfertigen.

Der Grund- und Lieblingsgedanke in Diezel's politischem System ist das nationale Prinzip. Weil die Kern- und Stammländer der österreichischen Monarchie zu Deutschland gehören, weil die Dynastie, die Regierung, die Bildungselemente wesentlich deutsch sind, darum will und kann er sich nicht in den Gedanken finden, daß eine politische oder doch staatliche Trennung Oesterreichs von Deutschland nöthig und möglich sei. Diese tiefe Sympathie für sein Volk verleitet ihn zu übersehen oder zu ignoriren, daß der bei weitem größere Theil von Oesterreich nicht deutsches Land und Volk ist, und daß die Durchführung seines Nationalitätsprincips die Zertrümmerung der österreichischen Monarchie zur Folge haben müßte, wie es 1848 wirklich den Anschein hatte. Die Wahrheit ist, daß die Entstehung und der Umfang eines lebensfähigen und historisch wirksamen Großstaats weit mehr durch geographische Verhältnisse bedingt und bestimmt wird, als durch nationale Gleichartigkeit der Bewohner. Nicht als ob es einem wahrhaften und activen Großstaat an einer herrschenden Nationalität, an nationalem Character fehlen dürfe und könne, ein solcher ist vielmehr nach allen geschichtlichen Erfahrungen unentbehrlich. Aber eben diese Erfahrungen ergeben auch, daß er mehr noch das Ergebniß als der Grund der Staatenbildung war. Der mächtigste und zahlreichste, oder auch der zähere und intensiv überlegene Stamm innerhalb des Staatsgebiets drückt sein Gepräge nach und nach den übrigen Stämmen auf, indem er zugleich von diesen das Zusagende aufnimmt; so entsteht im Lauf der Jahrhunderte aus der Mischung eine compacte Nationalität, welche dann das geographisch mehr oder weniger genau bestimmte Staatsgebiet allerdings erfüllt. —

Es ist bekannt, daß man sogar den Satz aufgestellt hat, eine vielfache und gründliche Mischung sei die Bedingung für Erzeugung eines vielseitig rührigen und tüchtigen Geschlechts. Will man auch nicht so weit gehen, so ist doch (abgesehen vom Alterthum) gewiß, daß z. B. auf solche Weise aus celtiberischen, römischen, germanischen und arabischen Stämmen und Mischungen innerhalb seiner Naturgrenzen allmälig das spanische Reich und das spanische Volk geworden ist. Ebenso hat sich die französische Nationalität aus celtischen, römischen und deutschen Elementen ganz rein und scharf nach allen den Seiten hin gebildet, wo

Landesbibliothek Oldenburg

dem französischen Staat bestimmte Naturgrenzen gegeben waren (Meer, Pyrenäen, Alpen); nur nach nordöstlicher Richtung, wo die Natur keine schroffe Scheidung gegeben hatte (gegen Deutschland und Belgien) ist die staatliche Grenze eben so unsicher gewesen als die nationale. Wir wissen, welches Völkergewirr die britannischen Inseln in historischer Zeit theils beherbergten, theils aufnahmen; seitdem sie, wie ihre geographische Lage zu einander es gebot, ein einiges Reich, ein Großstaat geworden, sind alle diese grundverschiedenen Stämme zu einer compacten Nationalität zusammengeschmolzen und dieser Proceß dauert nur noch fort mit steigendem Erfolg in Bezug auf Irland, welches durch besondere Verhältnisse lange isolirt geblieben war.

Die geographische, von der Natur gegebene Unterlage der Oesterreichischen Monarchie ist nun aber offenbar das Donaugebiet. Der große lebenverbreitende und lebenverbindende Strom mit seinen unzähligen, zum Theil sehr bedeutenden Nebenflüssen hat die erste Bildung dieses Staats, die Lage seiner Hauptstadt, die Richtung seiner Erweiterung, den Gang seiner Politik und seiner Kriege, den Verkehr in seinem Innern, seinen auswärtigen Handel, seine socialen und culturhistorischen Verbindungen und Einwirkungen, mit einem Wort, die Richtung und den Umfang fast aller seiner Interessen, bestimmt und entschieden. Es ist für die Wirkung und das Resultat einerlei, ob das mit Bewußtsein der handelnden Menschen, oder ob es instinctartig nach dem unwiderstehlichen Zug der Dinge geschehen ist. Wir wissen indeß (um nur Eins anzuführen), wie oft Oesterreich mit entschiedener Absicht den Strom hinauf nach Baiern gelangt hat und wie unendlich empfindlich es sich noch ganz neuerdings in Bezug auf fremden Einfluß in Serbien, der Wallachei und Moldau erwiesen.

Nichts kann natürlicher und richtiger sein im Sinne einer echt österreichischen Politik. Oesterreich ist das Donaureich! — es kann und wird nicht ruhen, bis es allmälig die ganze Donau, soweit sie schiffbar ist, von Ulm bis zum Schwarzen Meer, unter seine direkte oder indirekte Botmäßigkeit gebracht, bis es alle die Höhenzüge zu seinen Grenzen gemacht hat, die ihre Gewässer in die Donau senden. Der bessarabische Landrücken zwischen Dniester und Pruth, die Karpathen nach Galizien und Polen hin, die Ausläufer des Riesengebirgs zwischen Schlesien und Mähren, der mährische Bergrücken zwischen Mähren und Böhmen, der Böhmerwald zwischen Böhmen und Oberösterreich, die fränkische und schwäbische Alp gegen Franken und Württemberg, der Bodensee und von ihm aus die tyroler Grenze gegen die

Landesbibliothek Oldenburg

Schweiz, die Abhänge der tyroler und karnischen Alpen gegen Italien, die julischen Alpen und das Hämus-Gebirg gegen die Türkei, — das sind die wahren und natürlichen Grenzen Oesterreichs. Sie schließen den ganzen, oder nahezu den ganzen Quellenrand der Donau ein und umfassen mehr als 15000 Quadratmeilen des herrlichsten, wechselreichsten Landes, welches schon jetzt 35 Millionen Menschen ernährt und 50 bis 60 Millionen sehr wohl ernähren könnte, das in compacter Masse an zwei Meeren gelagert ist und von dem gewaltigsten Strom Europa's der ganzen Länge nach durchzogen wird.

Nach diesen Naturgrenzen würden freilich Galizien, Böhmen und Italien außerhalb des österreichischen Gebiets fallen, welches dagegen die oberen und unteren Donauländer (Alt-Baiern, das östliche Schwaben, Serbien, Bosnien, Bulgarien, die Wallachei und die Moldau) eintauschte. Es mag mehr als zweifelhaft scheinen, ob der Gang der Zeiten und Ereignisse jemals die Möglichkeit dazu gewähren wird, aber es scheint gewiß, daß jeder leitende Staatsmann und Regent in Oesterreich seine volle Kraft und seinen ganzen Ehrgeiz auf die allmälige Realisation dieser natürlichen Ausdehnung und Bestimmung der Monarchie richten sollte. Ein Generationen hindurch bewahrter fester Gesichtspunkt und Plan vermag unendlich viel in dieser beweglichen Menschenwelt! —

So viel ist wohl jedenfalls deutlich, daß ein europäisches Reich in der Mitte des Welttheils, von der Ausdehnung auch nur der jetzigen österreichischen Monarchie und mit deren naheliegenden Ansprüchen auf eine immense Erweiterung nach Südosten hin, nicht auch noch nebenher das Gebiet des Rheins, der Weser, der Elbe, der Oder und der untern Weichsel, mit andern Worten das ganze westliche und nördliche Deutschland inclusive Preußen, besitzen oder doch beherrschen könnte, ohne das bestehende und herkömmliche Maaß einer westeuropäischen Großmacht in sehr hohem Grade zu überschreiten. In der That müßte dies an vier Meeren gelagerte mitteleuropäische Ungeheuer mit mehr als 75 Millionen Einwohnern, der Traum des Fürsten Schwarzenberg und, wie es scheint, des Herrn Diezel, wenn es der Eifersucht aller europäischen Mächte gegenüber auf einen Augenblick zu Stande kommen könnte, sehr bald den gemeinsamen Angriffen derselben erliegen.

Denn in seinem Innern würde es so viele Keime baldigen Zerfalls bergen, daß es schwerlich die Fähigkeit und Kraft fände, einer ernsten und wiederholten Berührung von außen kräftigen und einigen Wider-

Landesbibliothek Oldenburg

stand zu leisten. Wie könnte z. B. die durch die Verhältnisse bestimmte und gebotene auswärtige Politik Oesterreichs den norddeutschen Interessen irgend eine Befriedigung gewähren? — Oesterreich ist in Territorial- und Verkehrsfragen besonders nach der Seite der Türkei und Italiens, nach dem Schwarzen und Mittelmeer hin, verwickelt und wird das immer sein. Wir in Norddeutschland haben in diesen Richtungen nur ein sehr secundaires sachliches Interesse, während denselben das Wiener Cabinet vor allen andern seine Aufmerksamkeit widmen muß. Es wird natürlich auch unsere Kräfte dafür in Anspruch nehmen, wenn es über dieselben gebietet, so gut wie im Mittelalter die Kaiser für ihr Hausinteresse die Kräfte Deutschlands in den Römerzügen verzehrten. Unsere politischen und Handelsinteressen haben die Richtung nach Norden und Westen, auf Dänemark und die Niederlande, dann über die nordischen Meere und den atlantischen Ocean hin zur Beschützung unseres Handels, unserer Colonisationen ꝛc. durch Gründung einer nationalen Marine. Das Alles ist für Oesterreich fast völlig gleichgültig, ja es ist sogar gegen sein Interesse, sich nach dem Norden und Westen zu vielfach verwickelt und abgezogen zu sehen. Es wird in diesen Richtungen fünf grad' sein lassen und sich höchstens (wie eben jetzt für Holstein) scheinbar und pour sauver les apparences ein wenig rühren.

Noch größer fast ist die Verschiedenheit und das streitende Interesse in Bezug auf das Innere. Oesterreich macht eben den Uebergang aus dem Patrimonial- und Föderativ-Staat zum Einheitsstaat und zur büreaukratischen Centralisation. Dort ist das ein Fortschritt, und es wird die ganze Energie und die constanteste Aufmerksamkeit der Regierung dazu gehören, diese Richtung durchzuführen und auf solchem Wege die staatliche und nationale Einheit besser zu begründen. Preußen dagegen und mit ihm das ganze nördliche und westliche Deutschland fühlen sich dem centralisirenden bevormundenden Beamtenstaat, der sie seit fast zwei Jahrhunderten beherrscht hat, entwachsen und sind seit einigen Jahrzehnten in dem langsamen und mühevollen Uebergang zum Parlamentarismus und zur Selbstregierung begriffen. Herr Diezel selbst erkennt das an und es ist um so unbegreiflicher, daß er daraus nicht die nothwendige Consequenz zieht, eine Unterordnung Deutschlands und Preußens unter österreichische Politik und Regierungsweise sei unmöglich. Er sagt vielmehr wörtlich: „Es ist zwar keine Frage, daß Oesterreich in manchem Betracht in seiner Entwickelung hinter uns zurückgeblieben ist, und daß wir es in der Uebergangsperiode vielfach drückend empfin-

Landesbibliothek Oldenburg

den werden, daß Oesterreich uns gewissermaßen nöthigt, stille zu stehen und zu warten bis es uns nachgekommen ist. Wir haben aber in diesem Verlauf der Dinge nicht blos eine Nothwendigkeit, sondern eine geschichtliche Gerechtigkeit anzuerkennen, eine gerechte Strafe für die leichtsinnig rasche und eigensüchtige Trennung von Oesterreich und vom Reich u. s. w." — Wir also sollen geduldig die alten, als mangelhaft anerkannten Formen des innern Regiments ertragen, bis auch Oesterreich nach einem oder nach ein paar Jahrhunderten dieselben erschöpft hat und zur parlamentarischen Regierung übergehen kann? Es ist das wohl die stärkste, ja unmöglichste Forderung, zu welcher Principienreiterei und persönliche Sympathie einen sonst geistvollen politischen Schriftsteller jemals verführt haben! Zudem ist es nichts weniger als ausgemacht, ob das Reich die österreichischen Kaiser, oder ob nicht vielmehr diese jenes in Stich gelassen und sich von ihm abgelöset haben. — Durch die Sorge für ihre Hausmacht, durch Schwäche und Theilnahmlosigkeit in Bezug auf ihre Rolle in Deutschland, durch Bekämpfung der größten und tiefsten nationalen Bewegung im Reformationszeitalter haben die Kaiser das Reich verlassen und zerstört und die Abtrennung Oesterreichs zu einer historischen Thatsache gemacht, lange bevor dieselbe den rechtlichen Ausdruck erhalten. Hätten sie es verstanden, dem mächtigen Zuge und Entwickelungsgange der Nation zu folgen und sich im 16. Jahrhundert an die Spitze der auch schon in ihren Erbländern siegreichen Reformation gestellt, statt dieselbe ein Jahrhundert lang auf den Tod zu bekämpfen, wir hätten nie das Zerfallen Deutschlands in fast unabhängige Territorialstaaten, die Herrschaft des Particularismus, die Zerklüftung der Nation in religiöse Confessionen und das Eindringen französischer Centralisation und Büreaukratie in die einzelnen Territorien erlebt.

Der tiefe Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Richtung scheidet seitdem den deutschen Südosten vom Norden und Westen unsers Vaterlandes. Oesterreich ist wesentlich ein katholischer Staat und wird es noch lange sein. Seine Behandlung des Unterrichtswesens und aller wissenschaftlichen Institute, dann der Presse und Literatur, ja die Entwickelung der ganzen Volksansicht und Bildung trägt dies Gepräge und das neueste Concordat hat dies in überraschender Weise anerkannt und bestätigt. Wie sollten wir mit unserer ganz protestantischen Bildung und Lebensansicht, mit unserer entschiedenen Richtung auf Gewissens- und Geistesfreiheit, die Unterordnung unter österreichische Einwirkungen und Formen dauernd ertragen?

Landesbibliothek Oldenburg

Nein, weder unter Oesterreich noch im Gegensatz zu Oesterreich, aber staatlich getrennt von demselben muß und wird Deutschland dermaleinst in der ihm gemäßen Weise und innerhalb der ihm von der Natur und Geschichte zugewiesenen Grenzen, die ihm gebührende würdige und große politische Gestaltung finden. Die Zukunft ist verhüllt, aber nach menschlicher Voraussicht wird es dies nur durch den größten und bestorganisirten seiner Staaten, durch Preußen erlangen können. Daß dieser Weg 1848 und 1850 versucht wurde und nicht zum Ziel führte, ist nicht, wie Herr Diezel meint, ein Beweis für dessen Verkehrtheit und Unmöglichkeit. Es ergiebt sich vielmehr die Natürlichkeit, ja die Nothwendigkeit dieses Weges aus dem Umstande, daß die ganz confuse und planlose Bewegung von 1848 als einzigen thatsächlichen Niederschlag den Plan einer preußischen Hegemonie und einer Trennung von Oesterreich erzeugte. Die Realisirung dieses Plans scheiterte später nicht an seiner innern Verkehrtheit, sondern daran, daß er zu spät als die einzig mögliche Lösung erkannt wurde und daß er in keiner Weise vorbereitet war. Ueber ein Dritttheil der Frankfurter Versammlung bestand aus österreichischen Abgeordneten, man berief einen österreichischen Erzherzog an die Spitze der provisorischen Reichsregierung, seine Rathgeber und Umgebungen waren Oesterreicher oder österreichisch gesinnt, man war davon ausgegangen, daß Reich und Reichsverfassung alle deutsch-österreichischen Länder mit zu umfassen habe, — und mit solchen Elementen, auf solchen Grundlagen sollte nun im weiteren Verlauf der Dinge plötzlich ein preußisches Kaiserthum geschaffen werden. Aber da dieser Plan als Resultat der verworrenen Stimmungen, Debatten und Kämpfe in und außer der Paulskirche endlich im Anfang 1849 festgestellt war, traf derselbe in Berlin, wo die Extravaganzen der dortigen sogenannten Nationalversammlung eine specifisch preußische Reaction an's Ruder gebracht hatten, auf eine sehr unempfängliche Stimmung und wir wissen allerdings auch, wie wenig der Zufall für eine große herrschende Persönlichkeit gesorgt hatte, die noch Alles wieder hätte gut machen können

In Summa, die Bewegung von 1848 ist nicht an der Unmöglichkeit gescheitert, durch Preußen die politische Einheit Deutschlands zu begründen, sondern an der Unreife, der Confusion, der Unvorbereitung jener Zeit. Unsere guten Nachbaren, die Franzosen, trieben uns damals, unterstützt durch das herrschende politische Mißbehagen und das vorhergegangene Hungerjahr, völlig unerwartet und Hals über Kopf in einen revolutionairen Taumel, ehe irgend Jemand, geschweige denn eine

Landesbibliothek Oldenburg

große Partei oder die Mehrheit der Nation ein klares Bewußtsein hatte fassen können über den Weg und das Ziel. Und als aus dem tumultuarischen Gewirr nach Jahresfrist der Niederschlag eines großen politischen Gedankens erfolgte, da glückte es nicht mehr, ihn zu verwirklichen, weil die Elemente, die ihn besonders hätten tragen und stützen müssen, desorganisirt und demoralisirt waren durch die lange, vorhergegangene Confusion. Dies einmalige und erstmalige Mißglücken kann den Glauben: „daß Oesterreich sich staatlich von Deutschland zu scheiden und nur in ein möglichst enges völkerrechtliches Verhältniß mit ihm zu treten habe, und daß Preußen berufen sei, eine politische Einheit in Deutschland zu schaffen", — so wenig in seiner Vernünftigkeit und Anwendbarkeit beeinträchtigen, daß vielmehr seine durch die Frankfurter Debatten erlangte Begründung und seine seitdem wachsende Verbreitung bei der großen Majorität der national gesinnten Männer in Deutschland, das größte und vielleicht das einzige große politische Resultat unserer jüngsten Revolutionsepoche bildet.

Kommt es einmal dahin, daß diese Idee der Zukunft Leitstern und innerste Seele der preußischen Politik und Regierung wird — und es ist fast undenkbar, daß es nicht einmal dahin kommen sollte —, so daß dieselbe alle ihre Mittel und Kräfte still und unverwandt auf deren Vorbereitung verwendet; im Innern durch Begünstigung der großen Regeneration, die den Bedürfnissen und dem Geiste des deutschen Volkes entspricht und die es nur in einem Großstaate verwirklicht sehen kann; nach Außen durch Wahrung und Vertheidigung aller politischen und materiellen deutschen Interessen und durch eine feste deutsche Haltung dem Auslande gegenüber, — so ist unendlich viel gewonnen. Die Allüren einer Großmacht, welche Herr Diezel mit Recht — man muß es gestehen — in Berlin vermißt, würden sich gar bald und wie von selbst ergeben, wenn sich die preußische Regierung auf den fruchtbaren und dankbaren Boden einer großen politischen Idee stellte, und es wäre dann dafür zu sorgen, daß kommende Ereignisse, später oder früher hereinbrechende innere oder äußere Krisen, uns nicht wieder plan- und gedankenlos fänden und ungenutzt an uns vorüberzögen, wie jene von 1813 und 1848. — Dem deutschen Volke im Ganzen wäre dann für jetzt nur zu wünschen, was es ohnehin schon besitzt — Geduld, den zur Wirksamkeit berufenen Einzelnen aber unausgesetzte Vorbereitung ihrer selbst und ihrer Umgebung durch klare, feste und consequente Förderung aller nationalen, die politische Einheit wie die individuelle Freiheit begünstigenden Gedanken und Thaten.

Landesbibliothek Oldenburg

Dreimal in Teplitz.

(Zum Stiftungsfeste der Literar-Gesellschaft, den 15. December 1858.)

I.

Im Jahr 1813.

An einem schönen Maitage des ewig denkwürdigen Jahres 1813 wanderten fünf rothwangige junge Gesellen in Böhmen auf der Chaussee zwischen Brüx und Teplitz. Jenseit Dux schlugen sie einen Richtweg durch's Holz ein, den ihnen ein begegnender Jäger bezeichnete, und auf der Höhe des Wacholderberges angekommen, lag das wunderschöne Thal mit dem freundlichen doppelgethürmten Badeort, und die hohe Schloßruine jenseits, und der riesige Milischauer weiter zurück, links die lange imposante Kette des Erzgebirgs, rechts der wundersame Biliner Fels, die ganze Gegend übersäet mit Städten, Schlössern, Klöstern und Dörfern, vor ihren überraschten Augen! Ein einstimmiges: „O, wie schön!" entquoll den fröhlich geöffneten Lippen, und der Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen und sich unter einem nahe gelegenen Baum zu lagern, fand sogleich Beifall und Ausführung.

Ein Beobachter, der die Gruppe etwa aus der Ferne erblickte, wäre nicht lange zweifelhaft gewesen, mit welcher Art von Menschenkindern er es hier zu thun hatte. Sie zeigten sich eifrig die hervorstechenden Punkte und Ortschaften der Gegend; eine Karte und ein Büchlein wurden hervorgezogen, nachdem die ziemlich leichten Tornister und Jagdtaschen abgelegt worden; Pfeifen mit großen farbigen Troddeln kamen zum Vorschein; es wurde eifrig geraucht, geplaudert, disputirt und zuletzt gesungen. Buntfarbige Mützchen, weite Plumphosen und

leichte rundgeschnittene Röcke vervollständigten das Signalement. Es war ein Häuflein Studenten, und zwar diesmal Heidelberger Studenten, die, wie ihr Gespräch ergab, auf dem Wege zur preußischen Armee waren, um als Freiwillige gegen die Franzosen zu dienen. Und der dies erzählt war Einer von den Fünfen!

Wir waren vor mehr als drei Wochen aus Heidelberg gezogen in der Erwartung, die alliirte preußisch-russische Armee etwa an der Saale oder in Thüringen zu treffen. Daß sie die Elbe passirt habe und auf Leipzig rücke, erzählten uns damals die Zeitungen. In der Gegend von Bamberg angekommen, traf uns die Kunde von der verlorenen Lützener Schlacht und dem Rückzug auf Dresden. Wir waren demnach gezwungen, uns weiter südöstlich auf Erlangen, Baireuth und Karlsbad zu wenden, in der Hoffnung, von Böhmen aus nach Sachsen zur Armee gelangen zu können.

(Wie die Fünf am Abend des 18. Mai in Teplitz erfuhren, daß die verbündete Armee bis jenseit Bautzen zurückgegangen sei, — wie Mosle's Ruhe bei der stürmischen Berathung, was zu thun sei? ihm die Gunst der Aufwärterin und einen Kuß eingetragen habe — und wie im „Adler" zu Teplitz übernachtet worden — ist schon S. 21. 22 in den acht Jahre später verfaßten Bericht von Mosle's Soldatenberufe eingeflochten.)

Am andern Morgen gings denn auf Außig und weiter auf Reichenberg und zuletzt doch in Schlesien hinein, wo aus den Heidelberger Studenten preußische Soldaten wurden. Kurz darauf kam der mehrwöchentliche Waffenstillstand und dann — nach Oesterreichs Beitritt — der forcirte Marsch von der Grafschaft Glatz aus quer durch Böhmen bis in die Gegend von Dresden. Dann der vergebliche dreitägige Angriff auf diese von der ganzen französischen Armee unter ihres großen Kaisers Anführung vertheidigten Stadt, und — nach verlorener blutiger Schlacht — der eilige Rückzug über das Erzgebirg zurück nach Böhmen. Es waren die furchtbarsten und schwersten Tage, die ich bis dahin erlebte. Unserm Corps war die Richtung von der großen Straße nach Böhmen rechts ab auf Dippoldiswalde angewiesen. Seit sechs Tagen ohne alle Verpflegung, von dem harten Schiffszwieback lebend, der als äußerste Hülfe (sogenannter eiserner Bestand) im Tornister geführt wurde und schon am dritten Tage verzehrt war; Tag und Nacht auf ungebahnten Wegen durch das rauhe steinige Gebirg klimmend, oft nur durch die Signalhörner mühsam zusammengehalten und die Schüsse der verfolgenden Franzosen unaufhörlich hinter

Landesbibliothek Oldenburg

uns her schallend, — kamen wir zum Tode erschöpft am frühen Morgen des 30. August endlich auf der Höhe von Graupen an und — wiederum lag das herrliche Teplitzer Thal vor unserm überraschten Blick!

(Wie aber jetzt Krieg und Kriegsgetümmel den frühern friedlichen Character der Gegend verändert hatte, — wie Mosle todtmüde auf der Straße niedergesunken, dem Regimente nicht folgen konnte, in der Nacht aber sich bis zum Adler am Markt hinschleppte und von der „Käthe" vor gänzlicher Erschöpfung behütet ward, — wie dann das Heer Wochen lang unweit der Stadt im Lager lag und es Mosle möglich wurde, dem Mädchen seine Dankbarkeit zu beweisen, sie ihm auch einen zweiten und letzten Kuß gab, die Armee aber bald darauf zum Schlachtfelde bei Leipzig aufbrach — kann auf S. 29—31 und 34 nachgelesen werden.)

II.

Im Jahr 1836.

Volle 23 Jahr später, im Frühjahr 1836, da ich an den Folgen eines gefährlichen Beinbruchs laborirte, sagte mein Freund und Arzt eines Morgens gelassen und bestimmt: „Sie müssen noch in diesem Jahr eine Cur in Teplitz nehmen." „Wenn es sein muß, ja!" erwiederte ich lebhaft, denn wie mit einem Zauberschlage trat mir das lang verwischte oder doch zurückgetretene Bild jenes lieblichen Orts und meines darin erlebten jugendlichen Abenteuers vor Augen. Acht Tage darauf saß ich mit der damals jungen Frau im Reisewagen und nach abermals acht Tagen sahen wir von der Nollendorfer Höhe aus das herrliche Thal zu unsern Füßen. Ich ließ halten und zeigte meiner Frau Culm und das Schlachtfeld, und den Schloßberg und das Mittelgebirg, und Teplitz und den Wacholderberg. Sie war entzückt von der Aussicht und selbst mein oldenburgischer Diener meinte, das sei doch noch schöner als Zwischenahn und Rastede. Mir aber war das Herz getheilt zwischen Gegenwart und Vergangenheit und während des Restes der Fahrt, wie in Teplitz selbst überfiel mich die reflectirende Vergleichung des „Damals" mit dem „Jetzt". Die Gegend war

Landesbibliothek Oldenburg

wohl dieselbe, aber für mich, der selbst ein Anderer geworden war, wie hatte sich doch Alles geändert! Aus dem 19jährigen harmlos offenen Jüngling, der das Gute wie das Böse sorglos vertrauend hinnahm, war ein 42jähriger strebender Mann geworden, der die Dinge nicht blos auf sich wirken ließ, sondern sie sich zurechtlegen und wo möglich ihrer Herr werden wollte. — Aber das freundliche Teplitz wurde mir in dem einen wie in dem andern Sinn förderlich und zum Heil. Wie mich damals die zufällige Begegnung und freie Neigung eines armen Mädchens vor tiefer Erkrankung rettete, so wich jetzt mein leibliches Uebel der klugen Bemühung eines tüchtigen Arztes und dem consequenten Gebrauch der Heilquelle. — Nach einem bestimmten Plan und freier sorgfältig erwogener Wahl wurden dann die zahlreichen interessanten Puncte der Umgegend in Gesellschaft ausgesuchter neuer Freunde besucht, die Kunstschätze und Alterthümer der Schlösser zu Dux und Bilin, der Abteien von Osegg und Mariaschein durchforscht, das Schlachtfeld von Culm mit der Karte und Beschreibung in der Hand studirt und eine Menge von historischen, ethnographischen und künstlerischen Eindrücken aufgenommen und verfolgt. Dabei fehlte es nicht an dem lebhaftesten geselligen Verkehr und an erwünschten neuen Bekanntschaften. Die liebenswürdige offene junge Frau, der mittheilsame, durch seine rasche Heilung gehobene frische Major waren überall willkommen, ja man suchte sie auf. Einige preußische Officiere, Kameraden von der Schlacht von Culm her, hatten sich bald zu mir gefunden und vermittelten meine Bekanntschaft mit den anwesenden Generalen Rühle und v. Rohr; ich hatte sogar die Ehre, meinem alten König, der keinen Tag auf der Promenade im Schloßgarten fehlte, vorgestellt zu werden. Der weitberühmte Geh. Rath Dr. Dieffenbach aus Berlin, auch als Badegast in Teplitz, nahm sich meiner Cur an und war bald mit seinen interessanten Damen unser täglicher Umgang. Ein österreichischer höherer Beamte, der den Sommer über in Bilin wohnte und eine berühmte Sängerin aus Wien geheirathet hatte, lud uns wiederholt zu sich ein und besuchte uns in Teplitz. Ein gescheuter Landsmann aus Bremen, ein Oberst v. Firks aus Schlesien, der bekannte ausgezeichnete Gutsbesitzer Paepke aus Mecklenburg, ein polnischer Bischof endlich und noch manche andere markante Persönlichkeiten waren unsere täglichen Genossen an der Tafel, auf der Promenade, bei rasch improvisirten Gesellschaften und Partien. Es wurde musicirt, gesungen, in's Schauspiel gegangen, und die bunteste Unterhaltung, politische, persönliche und wissenschaftliche Dinge betreffend, riß nicht ab. Man fühlte

Landesbibliothek Oldenburg

sich gefördert und gehoben in dieser Umgebung voll Leben, Geist und Schönheit.

Von der „Käthe" war keine Spur mehr zu finden, ja, daß ich es nur gestehe, ihr Bild und Andenken trat bald zurück vor der bunten, ergreifenden Gegenwart. Ich hatte mich in den ersten Tagen im „Adler" (der ein Gasthaus zweiten Ranges geworden war) eifrig nach ihr erkundigt. Aber das Haus war schon in der Hand des dritten Besitzers seit 1813, und eine alte Frau der Nachbarschaft, an die man mich wies, meinte, es hätten da drüben wohl zehn „Kätherls" gedient und sie wisse von keiner einzigen, was aus ihr geworden sei. — Erst als wir nach sechs glücklichen Wochen Teplitz verließen und den letzten Blick zurückwandten in das lachende Thal, stiegen die alten Bilder lebhaft wieder auf und ich mußte abermals Gegenwart und Vergangenheit vergleichend an dem innern Sinn vorübergleiten lassen. Sie waren unendlich verschieden und doch gleich schön, so daß ich nicht wußte, in welchem Lichte mir Teplitz in der anziehendsten Gestalt erscheine.

III.

Im Jahr 1858.

Es vergingen abermals volle 22 Jahr und wir waren im Jahre des Herrn 1858. Aus dem frischen 42jährigen Major, der nach Menschen Art und Schicksal Vieles gewollt und erstrebt und Weniges erreicht und gethan hatte, war ein 64jähriger invalider General geworden, den gichtische und andere Beschwerden plagten. „Sie müssen diesen Sommer in Teplitz baden und dort Obersalzbrunn trinken," sagte mein alter ärztlicher Freund, und ich dankte für das bestimmte freundliche Wort und nahm ein paar Monate später Abschied von ihm, der selbst auf dem Krankenbett lag. Und ich habe den treuen, freundlichen Genossen unsers Kreises nicht wiedergesehen; — er war dahin, als ich im September heimkehrte!

Mir aber hatte sein letzter Rath und die Cur und die Reise wohlgethan, und Teplitz war mir abermals günstig und hold gewesen, freilich wieder in anderer Weise, als vor 20 und 40 Jahren! Schon äußerlich war der Ort wie verwandelt. Er erschien uns nicht mehr

Landesbibliothek Oldenburg

aus der Ferne inmitten seiner schönen Umgebung von einer der benachbarten Höhen her. Unvermerkt brauf'ten wir von Aussig auf der Eisenbahn an ihn heran und fuhren von dem neuen prächtigen Bahnhof durch neue, mit dreistöckigen städtischen Häusern besetzte Straßen in ein grandioses Hotel, das uns den Eindruck machte, als wären wir in Hamburg oder Dresden. Unser früheres freundliches Quartier in Schönau, nach welchem ich mich am folgenden Tage gleich umsah, war besetzt und hatte ein ganz anderes Ansehen und andere Umgebungen bekommen. Ein anderes am Rande der Stadt mit Garten und Aussicht wurde gemiethet und wir befanden uns wohl darin. Aber von Bekanntschaften und Umgang war wenig die Rede. Der Schloßgarten, obwohl noch besucht, hatte aufgehört, der Hauptvereinigungspunkt der Badegäste zu sein. Alles schien sich zu zerstreuen, hierhin und dorthin. Große Speisehäuser nach Wiener Art wurden abwechselnd zum Diner aufgesucht; die ganz vornehme Welt erschien auch dort nicht, sondern es war für sie Ton geworden, zu Haus zu speisen. Von den früheren Bekannten begegnete uns keiner; sie waren gestorben oder anderswohin. Neue Bekanntschaften entspannen sich langsam und spät. Eine alte freundliche Generalswittwe aus Pommern, ein preußischer Regierungsrath mit Familie aus Posen, eine reiche Dame aus Hamburg mit artiger Tochter, ein Rigaer Kaufmann, der mit uns unter einem Dache wohnte — das war (außer zwei lieben Landsmänninnen) so ziemlich der ganze Kreis, mit dem es zu häufigerer Berührung kam.

Teplitz hatte sich sehr und für uns nicht zu seinem Vortheil verändert, darüber waren meine Frau und ich nach den ersten Tagen einig. Aber wir machten sogleich entschlossen unsere kleine Einrichtung der gegenwärtigen Beschaffenheit des Orts und den Umständen gemäß. Der Morgenspaziergang zur Trinkeur wurde nicht wie früher in dem uns entlegenen, mit beau monde und rauschender Musik überfüllten Curgarten gemacht, sondern wir nahmen unsere vorgeschriebenen Gläser im hübschen Hausgarten, aus dem eine Pforte in's freie Feld und weiter zu dem einsamen, von Bächen durchströmten und mit riesigen Bäumen prangenden Turner Park führte. Hie und da traf sich ein freundlich begrüßter Bekannter und setzte den Weg mit uns fort, der dann zurück durch Schönau auf belebter Promenade genommen wurde. Darauf erwarteten uns das ersehnte Frühstück und frisch angekommene Zeitungen in der Weinlaube oder im Zimmer vor dem geöffneten Fenster. Das Bad und seine Vorbereitungen erfüllten den Rest des

Landesbibliothek Oldenburg

Vormittags. Anfangs ward das Mittagessen, wie in früherer Zeit, an der großen table d'hote im Pavillon des Schloßgartens genommen. Aber bald wurde dieselbe zu geräuschvoll und gedehnt gefunden und wir nahmen von da an unser bescheidenes Mahl bei einem Speisewirth, der im Freien unter Bäumen und Lauben eine gar freundliche und einladende Einrichtung getroffen hatte. Unsere wenigen stillen Bekanntschaften pflegten sich ebenfalls dort einzufinden und Nachmittags folgte dann gewöhnlich in kleiner Gesellschaft ein Spaziergang zu einem der nahe und herrlich gelegenen Kaffeegärten der Umgegend oder eine Fahrt nach Mariaschein, der Wilhelmshöhe, der Doppelburg oder dem Schloßberg. Auch Dux und Bilin wurden einmal wieder aufgesucht, aber die Besteigung des Milischauers zu angreifend, Eichwald und Ossegg zu entfernt gefunden. Dann die Abendstunden liebten wir zu Haus zuzubringen, theils im Garten, theils im Zimmer, beim Vorlesen, Briefschreiben oder in leichter Unterhaltung mit einem besuchenden Freund.

Das Wetter war köstlich, die Luft und die Cur erquickend, die Umgegend so schön als jemals, und schon nach der ersten Woche fanden wir Teplitz auch so, und gerade bei solcher Lebensweise überaus genußreich und angenehm. In der zweiten sagte ich meiner Frau: „Du hattest Recht, Teplitz hat sich verändert, aber lange nicht so sehr, als wir selbst. Wir sind alte Leute geworden und als solche convenirt uns eine regelmäßige Eintheilung des Tages und ein stiller, sinniger Genuß. Wir könnten hier leben, wenn nicht ganz, doch ungefähr so, wie vor 22 Jahren, wenn wir dazu fähig und geneigt wären. Die Menschen meiden uns nicht, aber wir suchen sie nicht mehr auf und ziehen sie nicht mehr an. Immer enger wird der Kreis der Bekannten und Freunde nicht nur, sondern auch der Mittel, der Wünsche, Ansichten und Bestrebungen. Wohl dem, der sich rechtzeitig und mit Ergebung darin zu finden weiß, und sich freundlich und wöhnlich in seiner Beschränkung einzurichten versteht, wie wir jetzt in Teplitz!"

Es folgten dann noch Wochen voll des heitersten Genusses. Eine Ausflucht nach Prag, ein mehrtägiger Besuch des Professors Bähr mit Familie aus Dresden brachten Abwechselung und Leben genug für unser Bedürfniß, und Natur, Lectüre und Erinnerung füllten angenehm die übrige Zeit. Den „Adler" hatte ich gleich zu Anfang wieder aufgesucht, er war zu einer Fuhrmannskneipe herabgesunken. Nach der „Käthe" zu fragen war voraussichtlich noch weit vergeblicher, als vor 20 Jahren, aber wenn uns ein hübsches Kind in der Landestracht

Landesbibliothek Oldenburg

begegnete, sagte ich meiner Frau: „So ungefähr sah die Käthe aus". — Das Culmer Schlachtfeld und die Monumente darauf wurde wieder aufgesucht und ich fand dort zwei alte Herren, die sich gleich mir umsahen und einander eifrig die Oertlichkeiten zeigten. Es waren ein paar Kameraden von damals, Berliner Bürger, welche als Landwehrmänner beim Kleist'schen Corps die Schlacht von Culm mitgemacht hatten. Sie erinnerten mich mit ihren Fragen und Bemerkungen lebhaft an Müller und Schultze im Kladeradatsch. Der Eine wollte mich bei der Schlacht von Culm gesehen haben, bis ich ihm bedeutete, wo damals mein Platz gewesen und daß ich niemals beim Kleist'schen Corps gestanden. — Wie gern hätte ich einen der Freunde aus jener Zeit zur Seite gehabt, und wie Wenige davon mochten noch unter den Lebenden sein!? Von den fünf oldenburgischen Kameraden, die wir damals preußischen Dienst genommen, war ich der einzige Ueberlebende! —

Als wir endlich Teplitz verließen und ich den letzten Blick zurückwandte auf den lachenden Ort, ergriff und beschäftigte mich die Rolle, die er in verschiedenen Altern meines unbedeutenden Lebens spielt. Wie ein Spiegel strahlt er mir treu und lebendig drei lebenswahre Bilder zurück, die mich mir selbst zeigen in der gänzlich veränderten Gestalt und Umgebung, wie sie Zeit und Geschick gebracht hatte. —

Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, diese Bilder flüchtig und unbefangen zu fixiren, und wenn ich es wage, ein so völlig anspruchloses und subjectives Product hier den Freunden vorzulegen, so mögen sie daraus abnehmen wollen, wie sehr ich sie für Freunde halte, und wie durchdrungen ich davon bin, daß die literarische Gesellschaft nicht blos literarische Zwecke verfolgt und Ergebnisse hat. Was mich betrifft, so haben mich meine neuesten Teplitzer Anschauungen und Erfahrungen doppelt lebhaft empfinden lassen, welchen unendlichen Werth für den alternden Mann ein Kreis alter und bewährter Freunde hat! — Lang' lebe und blühe die literarische Gesellschaft!! — M.

Landesbibliothek Oldenburg

Rückblick auf das Jahr 1859
und
Hinausblick vorwärts.

(Aus einem Briefe vom December 1859.)

— — — — Sie finden, daß ich zu schwarz sehe in meiner neulichen kurz angedeuteten Prognose für das beginnende Jahrzehend. Sie sind nicht ohne Hoffnung, daß Napoleon III. den Schluß seines politischen Programms, der auf Gewährung größerer Freiheit lautet, doch noch zur Wahrheit werden lasse, ja, daß er es müsse, um sich dem Jahrhundert gegenüber zu behaupten, welches doch zuletzt unwiderstehlich auf Frieden und Freiheit dränge. Ich gebe dies letztere zu, aber ich schließe umgekehrt: Das Jahrhundert wird zuletzt Napoleon III. abwerfen, weil er weder Frieden noch Freiheit gewähren kann.

Er wäre rasch und sicher verloren, so wie er ernstlich in diese Bahn einlenkte. Seine Antecedenzien würden ihn vernichten. Wie lange könnte er eine offene und rücksichtlose Beleuchtung seines politischen Verfahrens nach Innen und Außen, die wiederholten und wüthenden Angriffe seiner Opfer, die Enthüllungen und Discussionen seiner unzähligen Gegner in der Presse und auf der Rednerbühne ertragen? Was würde erfolgen, wenn er seine Finanzwirthschaft offen legte? Wenn die Petitionen und Reclamationen der von ihm Verletzten öffentlich vorgelegt und discutirt würden? — Er ist zu klug, um nicht zu sehen, daß jeder Versuch solcher Art einen Sturm heraufbeschwören würde, der ihn entweder sofort umwürfe, oder doch eine Reaction von seiner Seite nöthig machte, die, wenn auch für den Moment siegreich, seine Situation für die Folge nur gefährlicher und verhaßter machen müßte.

Landesbibliothek Oldenburg

Er kann nicht zurück; er muß vorwärts auf seiner Bahn. Da er den guten nicht mehr gerecht werden kann, so muß er die schlechten und schwachen Seiten und Leidenschaften seiner Nation pflegen und gewinnen. Er muß dem unruhigen und neuerungssüchtigen Sinn der Franzosen Beschäftigung, ihrer Eitelkeit Nahrung, ihrem Ehrgeiz Aussicht, ihrer Habsucht Befriedigung geben. Er ist auch völlig entschlossen dazu, und diese Entschlossenheit, gepaart mit einer starken Dosis kluger Berechnung, ist eine ungeheure Gefahr für die Welt. Der mit Bewußtsein Schuldige und Gewissenlose ist immer lange Zeit im Vortheil den halb Schuldigen und halb Gewissenhaften gegenüber. Er benutzt kalt und rücksichtlos deren schwache Seiten, legt den Finger fest auf den wunden Fleck, vollzieht die Operation und ist dabei des Beifalls, ja der Mithülfe vieler Gekränkten gewiß. So hat er Rußland angegriffen und gedemüthigt wegen seiner Uebergriffe und Vergrößerungssucht nach der Türkei hin, und fast ganz Europa hat ihm direct oder indirect dabei geholfen; dann Oesterreich wegen seiner Mißherrschaft über Italien, und eine weit verbreitete Sympathie mit der guten Sache der Italiener beraubte die Oesterreicher jeder Bundesgenossenschaft. In beiden Fällen hat zugleich der schlau Berechnende plötzlich seinen Siegeslauf gehemmt, als der Moment eintrat, wo ein rücksichtlos fortgesetzter Angriff große Gefahr bringen konnte; er hat durch so seltene Mäßigung und durch gleichzeitige Benutzung von Rivalitäten aller Art sogar die eben Besiegten zu halben Freunden und Förderern gemacht. Er muß und wird dies Spiel fortsetzen, das ihn schon zum Mittelpunkt der europäischen Politik und zum rechten Mann für die Franzosen gemacht hat, aber er wird hoffen, im nächsten Fall die Großmuthsmaske nicht mehr nöthig zu haben, und die klaffenden Wunden im Innern durch Raub und Eroberung zu schließen. Denn es ist klar, daß eine Finanzwirthschaft, die für Heer, Flotte und öffentliche Bauten so viel braucht, als vor 30 Jahren das ganze damals schon colossale Budget von Frankreich betrug, nicht fortbestehen kann ohne fremde Zuflüsse, ohne einen Krieg, der sich nicht nur ernährt, sondern der selbst einträglich ist, wie die Kriege des ersten Napoleon.

So bleibt denn nur die Frage, wer das nächste Opfer sein wird? — Es trifft gar vieles zusammen, was uns den Glauben aufdrängt, daß England dazu ausersehen sei, freilich immer mit dem Vorbehalt, daß unerwartete Ereignisse und Zwischenfälle eine andere Wahl nöthig machen könnten. Davon abgesehen, wie vortrefflich, wie sorgfältig klug ist Alles vorbereitet für einen Bruch und Kampf mit England! Die

Landesbibliothek Oldenburg

Kriegsflotte in acht Jahren zur vollen Stärke der englischen erhoben, unter Benutzung aller Hülfsmittel der neuern Technik ohne alle Rücksicht auf die unermeßlichen Kosten, — für Vermehrung eines tüchtigen Officiercorps durch Unterrichtsmittel aller Art, für hinreichende Bemannung durch ein treffliches Aushebungsgesetz gesorgt, — Küsten- und Häfenbefestigungen gebaut von Dünkirchen bis Bayonne, Cherbourg zu einem Angriffshafen erster Classe mit fabelhaftem Aufwand in wenigen Jahren erhoben, — ein colossales Eisenbahnnetz aus dem Innern des Landes zur Nordküste hergestellt, so daß im tiefsten Frieden eine Invasions-Armee in wenig Stunden und Tagen zur Einschiffung bereit stehen kann, — Operationen solcher Art über das Meer, die Ein- und Ausschiffung von ganzen Armeen mit ihrem unermeßlichen Geräth, sorgfältig eingeübt und geregelt durch vielfache Proben und Erfahrungen bei den Expeditionen nach und von Algier, der Krim, Genua. Und zu diesen materiellen Vorbereitungen Erweckung des rechten Geistes für einen Krieg gegen England in Armee, Flotte und Volk durch wohl bemessene gelegentliche Aeußerungen in officiösen Journalartikeln und Brochüren und, wie nicht zu bezweifeln ist, durch geschickte Insinuationen an die rechten Stellen und Persönlichkeiten.

Das wären die vorbereitenden Maßregeln für das Innere. Nach Außen hin heißt dagegen die Parole: „möglichste Isolirung des ausersehenen Opfers, damit es zum Einfangen und Abschlachten reif werde; ganz in derselben Weise, wie 1854 Rußland, 1858 Oesterreich isolirt worden. Und schon ist die Aufgabe zum größeren Theil als gelungen anzusehen. Jedermann weiß, wie man in Wien gegen England und Lord John Russell gesinnt ist, daß man den offenen Schutz, der von dort aus den sardinischen Bestrebungen und den italienischen Einheitsgedanken ertheilt wird, mit glühendem Haß vergilt. Ohne Zweifel weiset der französische Kaiser oft genug auf das böse England hin, wenn ihn Oesterreich an die zu Villafranka stipulirte Restauration in den italienischen Herzogthümern erinnert. Man wünscht in Wien nichts sehnlicher, als dem stolzen und verhaßten England eine Demüthigung bereitet zu sehen. — Rußland kann den Krimkrieg und die Verträge von 1856 nicht vergessen. Es hoffte sehnlich auf eine Revision der letzteren, um die demüthigende Beschränkung seiner Bewegung im schwarzen Meer los zu werden, und der treue Alliirte in Paris ist so geneigt, dieselbe zu gewähren. Aber das böse England will trotz seiner eifrigen Verwendung nichts davon wissen, — — man kann sich vorstellen, wie oft diese Bemerkung und die Erinnerung an die Hartnäckig-

Landesbibliothek Oldenburg

keit des britischen Cabinets, mit welcher es 1855 auf Fortsetzung des Krimkrieges bestand, von Paris aus in Petersburg erneuert wird. So ist denn auch Rußland sehr damit einverstanden, wenn dem Hochmuth und dem Einfluß der stolzen Britannia eine Lection und eine Beschränkung zu Theil wird. — Folgt eine Anzahl von diis minorum gentium, die einer solchen Execution vergnüglich zusehen, auch gelegentlich wohl dabei helfen würden. Zunächst Spanien, welches eben von Louis Napoleon gegen Marocco gehetzt durch den Einspruch Englands beleidigt ist und seit mehr als einem Jahrhundert mit gerechtem nationalen Schmerz auf die englische Festung an seinem wichtigsten Küstenpunkt blickt. Hof und Cabinet von Neapel, dem die verhaßten Inglesi mit ihrer unaufhörlich von Malta her drohenden Flotte ein Greuel sind. Die Türkei, Egypten und Griechenland, welche ein für allemal den drückenden englischen Einfluß, die Einsprüche gegen den Kanal von Suez und die Herrschaft auf den jonischen Inseln los sein möchten. Dänemark sodann, das von Alters her ein Hühnchen mit England zu pflücken hat und in Frankreich und Rußland seine rechten Protectoren sieht. Die Niederlande, die noch immer die alte maritime und merkantilische Größe nicht vergessen können; die größeren unter den deutschen Mittelstaaten, die principiell antienglisch sind. — So bleiben nur etwa Preußen mit einigen deutschen Kleinstaaten, Belgien, Portugal, Sardinien und allenfalls Schweden, welche eine englische Niederlage oder gar den Fall der britischen Macht schmerzlich empfinden oder auch demselben entgegenwirken könnten. Aber Preußen darf man hoffen durch Oesterreich und Rußland im Zaum gehalten zu sehen, Belgien ist es schon durch seine gesetzliche Neutralität und durch seine geographische Lage, von Portugal und Schweden braucht kaum die Rede zu sein, und Sardinien wäre durch Oesterreich und eine französische Hülfsmacht in Italien leicht zu paralysiren.

Wie im Innern so scheint also auch nach Außen hin Alles auf's Beste präparirt, um einen Strauß mit England zu beginnen, sobald das kaiserliche Interesse denselben erheischt, d. h. sobald die Zustände und Stimmungen in Frankreich wieder von der Art werden, daß eine große Ableitung und Diversion nöthig ist. Es wird nur noch daran zu denken sein, und das ist das dritte Requisit im Stadium der Vorbereitung, daß ein casus belli jederzeit bereit liege, daß man sich einen plausiblen Vorwand zum Kriege unter allen Umständen im Voraus menagire. Da gilt es, ein gelindes Kriegsfeuer an verschiedenen Orten der Welt zu unterhalten oder anzuregen, aus dem sich gelegent-

Landesbibliothek Oldenburg

lich ein größerer Brand entwickeln läßt, der englische Interessen verletzte; oder gewisse stehende Streitfragen, bleibende Zankäpfel müssen von Zeit zu Zeit aufgerührt und zur Discussion gebracht werden, um sie zu passender Zeit zu Lebensfragen anschwellen und daraus einen Bruch herleiten zu können. Es ist deutlich, wie leicht dem marocconischen und selbst dem chinesischen Krieg eine Wendung in diesem Sinn gegeben werden kann, während der Suez-Kanal, Perim, die Donanfürstenthümer ꝛc. ꝛc. jederzeit bereit gemacht werden können, die Kriegsfrage zu veranlassen.

Freilich wird Louis Napoleon schwerlich ohne die dringendste Veranlassung, ohne eine von ihm als solche erkannte zwingende Nothwendigkeit an das neue große Wagstück gehen. Er hat zwar die tiefe Schlauheit, Kälte und Entschlossenheit seines großen Oheims geerbt, aber nicht dessen großartige Leidenschaftlichkeit, das erste Requisit für eine echte Heldennatur. Vielleicht ist er auch durch seine Jahre und die Erfahrungen seiner stürmischen Jugend über alle Temperaments-Excesse hinweggebracht. Er ist dadurch je nach den Umständen gefährlicher oder weniger furchtbar als sein Oheim. Ich möchte glauben, daß für ein Jahrhundert auf der Bildungsstufe des unsrigen eine Folge von stürmischen, wild daher brausenden Angriffen, die keine Zeit zur Besinnung lassen, doch bedenklicher sei und Aussicht auf längeren Erfolg habe, als die ruckweise allmälige Bekämpfung und Untergrabung der bestehenden Machtverhältnisse nach einem wenn auch noch so wohl berechneten Plan. Die Welt ist zu klug geworden, als daß sie denselben nicht bald durchschauen sollte, und die längeren oder kürzeren Pausen, die er gewährt, werden doch hier oder da benutzt werden zum Ergreifen der richtigen Gegenwirkung und zum rücksichtslosen Losschlagen im entscheidenden Moment.

Namentlich für uns langsamen und getheilten Deutschen halte ich es von äußerster Wichtigkeit, daß wir noch einige Zeit gewinnen, um uns auf unsere Lage und auf unsere Pflicht zu besinnen und uns möglichst vorzubereiten für große Entschlüsse und kühne Thaten. Lassen wir z. B. England angreifen und halb oder ganz bezwingen, ohne ihm beizuspringen mit vollster Kraft durch eine mächtige Diversion, so sind wir später das sichere Opfer und werden wieder auf ein halbes Jahrhundert hinaus oder auf immer zurückgeworfen in nationale Schande und Theilung. England seinerseits, durch seine Lage und seinen Volksgeist vertheidigt, kommt vielleicht mit einer derben Lection und

Landesbibliothek Oldenburg

einer erklecklichen Macht- und Einflußverringerung davon; eigentlich siegreich kann es niemals werden ohne uns, aber auch niemals so gründlich besiegt und niedergeworfen wie wir, wenn wir es haben fallen lassen und nun nachher völlig isolirt von allen Seiten direct und indirect angegriffen, als willkommenes Entschädigungsobject verspeiset werden.

Vorläufig wird nun Louis Napoleon und den Franzosen der Congreß und die italienischen Dinge genug Beschäftigung geben. Vielleicht entwickeln sich auch daraus Beziehungen und Verhältnisse, Freundschaften und Feindschaften, die auf längere Zeit hinaus ableiten und ganz neue Combinationen begründen. Der Einfluß der Zufälle und Persönlichkeiten ist unberechenbar und stört jede Voraussicht. Aber ich muß dabei bleiben, für uns und unsere Zukunft wäre nichts günstiger, als noch einige Jahre wo möglich, bevor die entscheidende Stunde und Mahnung auch für uns erscheint. Wir sind im Großen und Ganzen, wie nicht zu verkennen ist, auf gedeihlichen Wegen. Preußen so eben in die Entwickelung eines Verfassungsstaats und eines öffentlichen Lebens im Sinne des Jahrhunderts eingetreten, mit der Verstärkung und größeren Bereitschaft seiner tüchtigen Wehrkraft eifrig beschäftigt, mit England durch zunehmende Aehnlichkeit der staatlichen Principien und Interessen wie durch Familienbande mehr und mehr verbunden. Die Meinung und Stimmung in den mittel- und norddeutschen Landen wachsend zu Preußens Gunsten und geneigt, in ihm den einzigen Hoffnungsanker, den Helfer und Retter für die gemeinsame deutsche Sache zu sehen, wenn es auf den kaum betretenen Wegen beharrt. Ueberall in Deutschland Verbindungen und Verbrüderungen, Zusammenkünfte und Einzelbestrebungen, wo es gilt, dem Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und dem Trieb nach Selbstverwaltung Ausdruck und Ausführung zu geben. Ich erinnere an den National-Verein, an die Schillerfeier, an die volkswirthschaftlichen Congresse, an die landwirthschaftlichen, an die Handwerker-, an die Erziehungs- und Turn- und an hundert andere Vereine und Genossenschaften, die in neuester Zeit wie die Pilze aus dem deutschen Boden hervorwachsen und die alle den unwiderstehlichen Trieb der Nation bekunden, die eigenen Sachen in die Hand zu nehmen, wenigstens mithandelnd zu werden zur Förderung der allgemeinen Volks- und der corporativen Interessen. In dem Wachsen und Gedeihen dieses Sinnes liegt die beste Vorbereitung für einen Krieg nach Außen, zum Bestehen einer großen Catastrophe, in der es sich um Sein oder Nichtsein handelt.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn die Individuen einer Nation gelernt haben, den Blick auf ein Größeres und Ganzes zu richten, dem sie angehören, wenn sie begriffen haben, daß dessen Erhaltung und Förderung jede einzelne Existenz bedingt, — so werden sie sich auch bereit und geneigt finden, Alles einzusetzen, wo es sich um Alles handelt.

Daher nur noch etwas Zeit und Raum für die deutsche Entwickelung, und namentlich für die preußische, welche ja wesentlich die deutsche ist. Das Votum in der kurhessischen Sache, die neueste Haltung in der holsteinischen, das Dringen auf Veröffentlichung der Bundesverhandlungen ist gut, sehr gut, aber vollständig und sicher gewinnen kann Preußen die Meinung in Deutschland doch nur durch seine Richtung im eigenen Innern. Daß hier die Verfassung zur vollen Wahrheit, daß nach und nach jede Anomalie und jeder Anstoß beseitigt werde, welche die Reactionsjahre gebracht, daß man mit vollem und ehrlichem Vertrauen dem tiefen Bedürfniß der Nation nach Selbstbestimmung, nach dem Ausziehen der Kinderschuhe und dem Loswerden des Gängelbandes genüge, — darauf kommt es an, das ist die Vorbedingung für eine richtige Stellung Preußens in Deutschland, für das glorreiche Bestehen Beider in einer — vielleicht nur zu bald bevorstehenden — ungeheuren Gefahr.

Schon auf dem bevorstehenden Landtage in Berlin kann viel, sehr viel in dieser Richtung geschehen. Hoffen wir, daß Regierung und zweite Kammer die rechten Wege gehen werden, — mit der ersten wird dann schon so oder so fertig zu werden sein. Vielleicht findet Louis Napoleon in seinem Congreß und in den italienischen Händeln Stoff und Beschäftigung genug für das ganze bevorstehende Jahr. Dann hätten die Verhältnisse in Deutschland Zeit, sich weiter zu entwickeln in der eingeschlagenen Richtung und die nächstfolgende preußische Landtagssitzung brächte uns vielleicht weit genug, seinen ferneren Bewegungen mit ruhiger Fassung entgegenzusehen.

Es soll damit nicht gesagt sein, der Kampf, um den es sich später oder früher für uns handelt, werde dann ein rasch beendigter und leichter sein. Im Gegentheil, ich habe die Ueberzeugung, daß wir so oder so einer schweren und opferreichen Catastrophe entgegengehen. Aber das Ende und der Erfolg werden für uns sein, wenn wir unter den Bedingungen, die ich entwickelte, in den Kampf gerathen. Und darauf allein darf es uns ankommen. Wenn wir die Einheit und Freiheit umsonst auf dem Weihnachtstisch haben könnten, sie wären

Landesbibliothek Oldenburg

uns schwerlich zum Gedeihen. Wir würden leicht damit verfahren, wie die Kinder mit ihrem zerbrechlichen Spielzeug. Der geschichtliche Boden, welcher gesunde, kräftige und dauerhafte Frucht bringen soll, muß nach alter Erfahrung mit Schweiß und Blut, mit Thaten und Erinnerungen gedüngt sein.

Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt! M.

Landesbibliothek Oldenburg

Die politische und militairische Lage von Europa im Jahre 1805.

(Vortrag vom 2. März 1864.)

Auf S. 28 der im Vorstehenden auf S. 14 erwähnten Vorträge in der Officier-Versammlung über das „Leben des Generals Wardenburg" hatte Mosle in Bezug auf die Schlacht von Austerlitz gesagt:

> „Von all' den großen kriegerischen Thaten des größten Feldherrn unseres Jahrhunderts ist sie, nach meinem Urtheil, die größte, weil bewußteste, in Anlage und Ausführung klarste. Ich möchte mir fast vorbehalten, gelegentlich an dieser Stelle auf sie zurückkommen zu dürfen."

An diesen Ausspruch erinnert, machte Mosle jene Schlacht am 2. März 1864 zum Gegenstande eines ausführlichen, durch Karten und Pläne erläuterten, vor dem Großherzoge von Oldenburg und dem Erzherzoge Stephan von Oesterreich gehaltenen Vortrages, den er mit einem Ueberblick über die damalige politische und militairische Lage von Europa wie folgt einleitete:

Historischer Ueberblick.

Im Anfang des Jahres 1805 war seit dem Frieden von Luneville, also seit vier Jahren, auf dem Continent von Europa Ruhe gewesen. Nur der Seekrieg zwischen England und Frankreich war seit 1803 erneuert, weil die Engländer sich weigerten, die eroberten holländischen und französischen Colonien herauszugeben, so lange nicht Frankreich seine Truppen aus dem südlichen Italien und aus der batavischen Republik zurückzöge. Spanien, gekränkt durch die britische Seeherrschaft, hatte sich mit Frankreich in diesem Seekriege verbündet, aber die überlegenen englischen Flotten hielten alle französische und spanische Kriegshäfen nach einigen siegreichen Gefechten blockirt, und dem ersten

Landesbibliothek Oldenburg

Consul blieb als Angriffsobjekt nur ein deutsches Land: Hannover, dessen Kurfürst bekanntlich der König von England war. Er ließ dies deutsche Reichsland von Holland aus im Jahr 1803 durch 25000 Mann unter dem General Bernadotte besetzen; die hannoversche Armee capitulirte nach ganz unbedeutendem Widerstande und ging auseinander, die Franzosen bemächtigten sich der Kassen und Einkünfte des Landes, regierten dasselbe und legten ihm einige Millionen Contribution auf. Der deutsche Kaiser und das deutsche Reich rührten sich nicht einmal bei diesem offenbaren Einbruch und Raub; nur der König von Schweden als deutscher Reichsstand und Besitzer von Pommern protestirte eifrig, aber natürlich vergeblich.

Da somit der erste Consul Niemand auf dem Continent von Europa fand, der ihm zu widerstehen wagte, so beschloß er, die ganze, ungeheure Kraft, über die er gebot, gegen seinen einzigen Gegner, England, zu concentriren. Seit Anfang 1804 versammelte er den größten Theil der französischen Armee in Standlägern an der Küste des Canals, England gegenüber. Er ließ nach neuen und verbesserten Reglements die Truppen einüben, ordnete häufige Manöver, Marschübungen, Ein- und Ausschiffungen in den Häfen an, sorgte für Erhaltung und Einflößung eines ächt kriegerischen Geistes, führte eine Eintheilung in kleine Armeen von 20 bis 30000 Mann von allen Waffengattungen (Armeecorps) ein, an deren Spitze er die besten und bewährtesten Generale stellte. Er verwandte dann die ungeheuren Mittel, welche ihm der wiederhergestellte Credit und die neu geschaffene Finanzordnung im Innern, die aus Italien, Holland und Hannover gezogenen Contributionen gewährten, auf Schiffsbauten in allen nordfranzösischen Häfen. Auf kleinen Transportfahrzeugen von neuer Form unter Begleitung zahlreicher Kanonenboote und unter dem Schutz einer großen Kriegsflotte sollte eine Landung von 120000 Mann an der Südküste Englands geschehen, London rasch genommen und die Regierungsmaschine des großbritannischen Reichs lahm gelegt werden.

Während des ganzen Jahres 1804 dauerten diese immensen Vorbereitungen und Rüstungen. Am Ende des Jahres (2. December) ließ sich Bonaparte als Napoleon der Erste durch den Papst in Paris zum Kaiser krönen und verwandelte im Frühjahr 1805 die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien, als dessen König er in Mailand Huldigung annahm. Zugleich wurde die ligurische Republik (Genua) mit Frankreich vereinigt und fast alle Continentalmächte, außer Rußland und Schweden, erkannten diese neuen Würden und Erwerbungen

Landesbibliothek Oldenburg

an. Die meisten freilich mit innerem Widerstreben und mit der Hoffnung, daß die gewagte Expedition nach England Gelegenheit zum Sturz des rasch und luftig aufgeführten Gebäudes der neufranzösischen Großmacht geben werde.

Der Kaiser Napoleon, der nunmehr unbeschränkt über die Kräfte des Reiches und seiner Dependenzien gebot, steigerte in der ersten Hälfte des Jahres 1805 noch die Anstrengungen zur Vorbereitung der großen Expedition nach England. Er verstärkte durch Neubauten und Armirungen die in dem sichern Kriegshafen von Toulon liegende große französische Flotte von 30 Linienschiffen und bestimmte, daß dieselbe in der Mitte des Jahres zu einem günstigen Augenblick, wenn das englische im Mittelmeer befindliche Geschwader unter dem Admiral Nelson grade abwesend und die Blockade geschwächt sein sollte, in See zu stechen habe. Der Admiral Villeneuve sollte den atlantischen Ocean zu erreichen suchen, in Westindien die englischen Colonien und die englische Schifffahrt allarmiren, dann, wenn er die englische Flotte ebendahin verlockt habe, auf anderem Wege wieder nach Europa segeln, die Häfen von Ferrol und Brest deblockiren, sich durch die dort befindlichen spanischen und französischen Kriegsschiffe noch verstärken und mit so überlegener Macht (man rechnete auf 70 Linienschiffe) plötzlich im Canal erscheinen. Unter seinem Schutz, nachdem er die englische Canalflotte vertrieben, sollte dann die Landung der großen Armee in England von Boulogne, Dünkirchen und Ostende aus bewerkstelligt werden.

Man hat nachher lange und oft bezweifelt, ob es dem französischen Kaiser mit diesem complicirten und gefahrvollen Unternehmen je Ernst gewesen sei, und ob dasselbe nicht vielmehr nur als Vorwand für seine gewaltigen Rüstungen gedient habe. Indessen lassen spätere Aufschlüsse, eine ruhige Betrachtung seiner Lage und seines Charakters, ja der Lauf der Dinge selbst, kaum einen Zweifel darüber, daß er entschlossen war, das gewaltige Unternehmen zu versuchen. Der junge, damals 36jährige Mann, in vollster und frischester Kraft des Geistes und Körpers, der seit zehn Jahren schon so Großes ausgeführt und erreicht hatte, bedurfte nach seiner Neigung sowohl, als nach seiner Lage großer Thaten und großer Erfolge; er hatte sich gewöhnt, seiner Kraft, seinem Scharfblick und seinem Glück zu vertrauen; nur ein gewaltiger Gegner und Todfeind stand ihm noch gegenüber, alle Andern waren unterworfen oder zu ohnmächtigem Schweigen gebracht;

Landesbibliothek Oldenburg

gelang ihm auch dieser Schlag, so hatte er sich und seine Nation an die Spitze der Welt gestellt.

In der That täuschte und durchbrach der Admiral Villeneuve schon im Mai die Blockade von Toulon, segelte durch die Straße von Gibraltar nach Westindien und verbreitete dort Schrecken und Entsetzen. Nelson eilte ihm nach längerem Suchen mit der großen englischen Flotte nach, fand aber die französische Flotte nicht mehr vor, da diese befohlenermaßen auf anderem Wege nach Europa zurückgekehrt war und sich in Ferrol, nach Vertreibung der dortigen Blockadeschiffe mit der spanischen Kriegsflotte vereinigt hatte. Aber der Zustand dieser, sowie die Beschaffenheit vieler seiner eignen Schiffe, flößten Villeneuve Besorgnisse ein, auch schien es ihm noch zu früh in der Jahreszeit. Er segelte nicht nach Brest, wo er die Engländer stark wußte, sondern südlich nach Cadix, um sich dort zu verproviantiren und sich besser auszurüsten. Unterdeß hatte sich auf dem Continent die Lage der Dinge verändert, aber ehe Gegenbefehle des Kaisers den Admiral erreichten, lief derselbe aus Cadix aus und wurde dann Anfang October bei Cap Trafalgar von Nelson bis zur Vernichtung geschlagen.

Zu dieser Zeit hatte die große französische Landungsarmee an der Canalküste längst eine andere Bestimmung bekommen. — Seit dem Frühjahr war das englische Ministerium, an dessen Spitze wieder der große Pitt stand, eifrigst bemüht gewesen, durch eine neue europäische Coalition gegen Frankreich der furchtbaren Gefahr, mit der England bedroht war, eine Diversion zu machen. Es sparte weder Ueberredung noch Geld (Subsidien-Versprechung), um alle großen Continentalhöfe gegen Frankreich zu gewinnen. Zuerst gelang ihm das mit Rußland. Der junge, liebenswürdige und hochgesinnte Kaiser Alexander war erbittert über die Eingriffe in das Völkerrecht, welche sich der gewaltthätige neue französische Kaiser, den er gar nicht als solchen anerkannte, erlaubte; schöne Träume von seinem Beruf, ein Wiederhersteller des Rechts in Europa zu sein und von dem dadurch zu erwerbenden Ruhm kommen hinzu; junge und ehrgeizige Rathgeber bestärkten ihn in solcher Stimmung; — so kam es schon im April zu einem Vertrag zwischen England und Rußland, nach welchem Rußland 200000 Mann zu einem Krieg gegen Frankreich zu stellen versprach, wenn Oesterreich und Preußen, oder auch nur eines derselben, sich zu gleicher Leistung verpflichtete. England wollte dann im Voraus etwa 8 Millionen Thaler Subsidien für jede 100000 Mann zahlen, die in's Feld gestellt wurden und diese Zahlung jährlich wiederholen, so lange der Krieg

Landesbibliothek Oldenburg

dauerte. Der Wiener Hof, an den man sich dann zum Beitritt wandte, war Anfangs zurückhaltend; er hätte Napoleon gern erst in England engagirt gesehen. Aber als dieser im Vorsommer den vielbedeutenden Namen eines Königs von Italien annahm und Genua einverleibte, wurde die Gefahr für das österreichische Italien, das damals noch bis zur Etsch reichte, zu augenscheinlich. Im Sommer fanden in Wien heimliche Verabredungen mit dem russischen General Winzingerode statt, im Anfang August trat Oesterreich dem englisch-russischen Vertrage bei und versprach, einen Monat später mit 250000 Mann bereit zu sein. Schweden war schon früher beigetreten und wollte 12000 Mann in Stralsund bereit halten. Alle Bemühungen, Preußen zu gewinnen, scheiterten an der Unentschlossenheit und dem friedlichen Sinn des Königs, der es als seine Aufgabe betrachtete, die Neutralität seiner Staaten und des ganzen nördlichen Deutschlands aufrecht zu erhalten. Indeß setzte der russische Gesandte in Berlin seine Bemühungen fort und es gelang ihm, den Minister v. Hardenberg, den Prinzen Louis Ferdinand und selbst die Königin zu gewinnen. Nun erwachte aber der Eigenwille des Königs; er ersetzte Hardenberg durch Haugwitz, der eine Verbindung mit Frankreich, jedenfalls ein gutes Einvernehmen mit demselben empfahl. Man beschloß in Berlin, 80000 Mann mobil zu machen, um in dem bevorstehenden Sturm für alle Umstände gerüstet zu sein.

Unterdeß machten die verbündeten Mächte gemäß der in Wien im Juli getroffenen Verabredungen ihre Anstalten und Rüstungen für den bevorstehenden großen Krieg. Der im Allgemeinen verabredete Operationsplan war der folgende: 100000 Oesterreicher und 100000 Russen etwa sollten an der obern Donau, zwischen Inn und Lech, die verbündete Armee von Süddeutschland bilden, die zunächst zum Schutze von Wien, eventuell zur Eroberung des Elsasses und der Schweiz bestimmt war. 140000 Oesterreicher waren in Italien an der Etsch aufzustellen und hatten die Bestimmung, ganz Ober-Italien von den Franzosen zu befreien. 20000 Russen, 12000 Schweden und 5000 Engländer sollten in Stralsund gelandet werden und von dort aus durch Mecklenburg nach Hannover vordringen. Man hoffte noch immer zu erreichen, daß sich ihnen 100000 Preußen zugesellen würden und daß dann eine siegreiche Operation nach Holland und Belgien möglich sein werde. 25000 Russen und 6000 Engländer sollten von Corfu und Malta aus (das erstere war damals in russischer, das andere in englischer Hand) in Neapel landen, sich mit

Landesbibliothek Oldenburg

den Truppen des Königs beider Sicilien verbinden, das dort stehende französische Corps vertreiben und von Süden her der in Norditalien operirenden österreichischen Armee die Hand reichen. Eine russische Reserve-Armee hatte die Bestimmung (wo möglich durch ein preußisches Heer vergrößert), nach Umständen hier oder da verstärkend einzugreifen.

In der Mitte des August sammelten sich die österreichischen Truppen an der Traun, an der Etsch und in Tyrol. Etwas später rückten 60000 Russen unter dem General Kutusow in das österreichische Galizien ein, 50000 Russen wurden bei Brezt-Lytewsky unter Buxhöfden gesammelt, 40000 weiter zurück bei Grodno. Die Einschiffungen nach Stralsund und Neapel wurden in Kronstadt und Corfu vorbereitet.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Kaiser Napoleon schon längere Zeit keinen Zweifel darüber hatte, was ihm bevorstände. Wenn ihm auch nichts Genaues über die diplomatischen Verhandlungen berichtet worden war, so wußte er doch, daß sich Rußland und England eifrig in Berlin bemühten, den König von Preußen in ein Bündniß zu verwickeln. Die Rüstungen und Truppenversammlungen in Oesterreich, Italien und Polen wurden ihm von vielen Seiten gemeldet. Seit Ende August übersah er ziemlich genau, was man vorhabe und machte sofort in aller Stille seine Vorbereitungen und seinen Plan. Er eröffnete sich Niemanden, er that, als sei er nur mit dem nach Cadix gesegelten Admiral Villeneuve und mit der Landung in England beschäftigt. Er reisete selbst Mitte August nach Boulogne und an die Küste, besichtigte die Arsenale und Schiffsbauten, hielt Heerschau und übergab dann am 27. August an die vier Corpscommandeurs eine Marschordre für den 29. Jedem Corps war seine Route bis zum Oberrhein genau vorgeschrieben. Sie sollten zwischen dem 21. und 23. September zwischen Mannheim und Straßburg am linken Rheinufer aufgestellt sein, sollten also, in völliger Kriegsausrüstung, mit Artillerie und Train, über 70 deutsche Meilen in 24 Tagen zurücklegen. Zugleich erging Befehl an den General Marmont, der 20000 Mann bei Uetrecht commandirte, den Rhein hinaufzurücken, denselben bei Mainz zu überschreiten und gegen den 20. September bei Würzburg zu sein, und an den Marschall Bernadotte, der in Hannover commandirte, die Festung Hameln mit 5000 Mann besetzt zu halten, die ihm dann noch bleibenden 18000 Mann aber durch Hessen ebenfalls bis zum 20. September nach Würzburg zu führen. Gleichzeitig marschirten 12000 Mann Garde von Paris aus an den Rhein, und der Marschall Mortier, der im west-

Landesbibliothek Oldenburg

lichen Frankreich stand, erhielt Befehl, mit dem 7. Corps über Lyon eilig auf Basel zu rücken.

Napoleon selbst sah die Corps von Boulogne ausrücken, ließ die Nachricht verbreiten, daß er 30—40000 Mann an den Rhein schicke, weil er einige Sorge wegen der österreichischen Rüstungen habe, und kehrte dann nach Paris zurück, als ob nichts Außerordentliches geschehen sei. Er ordnete dort eine Mobilmachung der Nationalgarde und eine Aushebung von 80000 Conscribirten an, traf nicht ohne große Schwierigkeit Anstalt für die Herbeischaffung außerordentlicher Geldmittel und sorgte für Verstärkung der Besatzungen an der Seeküste, um das dort aufgehäufte kostbare Material gegen englische Ueberfälle zu schützen. Er sandte dann die Generale Murat, Savary und Bertrand heimlich nach Schwaben und Baiern voraus, um dort Terrain, Anbau des Landes und Stimmung der Bewohner zu beobachten und auszuforschen.

Die Stimmung der Höfe in Carlsruhe, Stuttgart und München kannte er genau. Die französischen Geschäftsträger mußten dort im August unter der Hand Anträge auf eine Verbindung mit Frankreich in dem wahrscheinlich bevorstehenden Kriege machen, Gebietsvergrößerung versprechen und auf die Gefahr hinweisen, sich mit Frankreich zu verfeinden. Baden war gleich bereit, seine Truppen zur französischen Armee stoßen zu lassen, sobald eine solche in hinreichender Stärke erscheine. Der stolze und heftige Kurfürst von Würtemberg wollte freie Hand behalten und sich nach den Umständen entscheiden. Baiern war den Franzosen am wichtigsten; es hatte 20000 Mann gut organisirter Truppen und lag unmittelbar an der Grenze von Oesterreich. Zudem wußte man einen österreichischen Unterhändler, den Fürsten Schwarzenberg, in München, welcher den Kurfürsten in das russisch-österreichische Bündniß zu ziehen suchte. Hier war Eile und Kraft nöthig. Um die Mitte des August übergab der französische Gesandte in München dem Kurfürsten einen eigenhändigen, versiegelten Brief Napoleon's, in welchem dieser vertraute, daß in vier Wochen eine französische Armee von 150000 Mann an der Donau sein werde, daß Baiern verloren sei, wenn es sich mit den Oesterreichern einließe, daß Napoleon dasselbe vergrößern und als eine Vormauer gegen Oesterreich constituiren werde, wenn es mit Frankreich ginge und seine Truppen zur französischen Armee stoßen lasse. Zugleich mache der Kaiser den Kurfürsten bei seiner Ehre verantwortlich, „über dies Schreiben, von dem kein Mensch wisse, die strengste Verschwiegenheit gegen Jedermann zu beobachten". Der Kurfürst war gegen Oesterreich erbittert und mit seinem

Landesbibliothek Oldenburg

Minister Mongelas eifrigst bedacht, seine Stellung und Macht zu vergrößern. Er ging auf die französischen Vorschläge ein und unterzeichnete schon am 24. August einen Vertrag mit Frankreich, nach welchem er sein Land und seine Armee zur Disposition des französischen Kaisers stellte. — Als dann Anfangs September die Oesterreicher in Baiern einrückten, schickte der Kurfürst seine versammelten Truppen über die Donau nach Würzburg und ging selbst dahin ab.

Auch an andern Orten ließ Napoleon diplomatische Vorbereitungen treffen. Die Schweiz erließ auf seine Veranlassung eine Neutralitäts-Erklärung für einen etwaigen continentalen Krieg und verlangte deren Anerkennung von allen Großmächten. „Sie würde ihre ganze Kraft gegen denjenigen wenden, der zuerst ihr Gebiet verletze." Frankreich, das dadurch von Italien und Deutschland her von dieser Seite gesichert wurde, erkannte die Neutralität der Schweiz feierlich an. Die übrigen Mächte folgten zögernd.

Auch der König von Neapel erklärte sein Reich neutral bei einem etwa ausbrechenden Kriege. Es war dies nichts als ein Vorwand, die 20000 Franzosen los zu werden, welche unter dem General St. Cyr am Meerbusen von Tarent standen. — Man war in Neapel entschlossen, gegen Frankreich Partei zu ergreifen, und wollte sich durch die erwarteten Russen aus Corfu scheinbar dazu zwingen lassen. Aber der französische Kaiser, der die 20000 Mann in Oberitalien nöthig hatte, that, als glaube er an die volle Aufrichtigkeit dieser Erklärung, erkannte die Neutralität Neapels feierlich an, und befahl dem General St. Cyr nach Oberitalien zu rücken und sich dort mit dem Marschall Massena zu verbinden, welcher dadurch auf 60000 Mann gebracht wurde. Es lag die feinste Berechnung in diesem Verfahren. Der Kaiser dachte mit Recht, wenn er nur erst mit Oesterreich fertig sei, so würde ihm die Vertreibung von 25000 Russen und Engländern und die Eroberung von Neapel wenig Mühe machen, und er habe dann freie Hand über dies schöne Königreich zu verfügen.

Noch eifriger aber als in Baiern, der Schweiz und Neapel arbeitete die französische Diplomatie in Berlin, den Beitritt Preußens zur Coalition zu verhindern. Napoleon sandte im September seinen Vertrauten, den Großmarschall Duroc, nach Berlin mit dem geheimen Anerbieten, Hannover an Preußen in Depot zu geben, bis zum allgemeinen Friedensschluß, wenn man sich mit Frankreich verbinden oder mindestens neutral bleiben wolle. Eben damals warb der Fürst Dol-

Landesbibliothek Oldenburg

gorucki in Berlin eifrigst um Preußens Allianz mit Rußland. Das französische Anerbieten hatte etwas sehr Lockendes, die russischen Bewerbungen entsprachen mehr den herrschenden Sympathien. Man wollte es mit keinem Theile ganz verderben, und schloß mit der alten Erklärung, man werde neutral bleiben und sich gegen Denjenigen wenden, der diese Neutralität verletze. Bald darauf marschirte der Marschall Bernadotte von Würzburg aus durch preußisches Gebiet (das anspachische) auf Ingolstadt. Man fuhr hoch auf in Berlin und beschloß die Mobilmachung der Armee; aber man marschirte nicht, sondern erklärte, nun werde man auch den Russen erlauben, durch Schlesien nach Mähren zu marschiren. Dann kam der junge Kaiser Alexander selbst nach Berlin und beschwor seinen Freund, den König, gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen. Aber die Generale erklärten, die Armee sei erst in einem Monat bereit, und man beschloß, den Grafen Haugwitz in Napoleon's Hauptquartier zu senden, um demselben eine bewaffnete Mediation anzukündigen. — Unterdessen waren aber die Ereignisse ihren Gang gegangen, und diesen Gang bestimmte ein einziger überlegener Mensch mit einer Sicherheit, Voraussicht und Berechnung, wie es vielleicht nie geschehen ist, und kaum je wieder geschehen wird. Am 25. September reisete der Kaiser Napoleon aus Paris, nachdem die Kriegserklärung wegen des Einmarsches der Oesterreicher in Baiern geschehen war, und kam am 26. bei der Armee in Straßburg an.

Nach der vollständigen, durch Zeichnungen unterstützten Entwickelung der seit September 26 von den beiderseitigen Armeen bis zur Schlacht von Austerlitz (December 2) ausgeführten Operationen und der Schlacht selbst, sowie Angabe der Folgen derselben (Frieden von Presburg, Abtretung Venetiens und Tyrols, Erhebung Baierns und Württembergs zu Königreichen, Ernennung Murats zum König von Neapel, Verheirathung deutscher Prinzessinen mit französischen Generalen, Contributionen u. s. w.) endigte der Vortrag mit dem

Schlußwort:

Mein Zweck war, Ihnen und mir selbst möglichst lebhaft zu vergegenwärtigen, was es heißen will, ein großer General zu sein, eine große Armee auf einem weit ausgedehnten Kriegsschauplatz mit Muth und Vorsicht, mit Umsicht und Beharrlichkeit, unter steter Vergegenwärtigung aller einschlagenden politischen und militairischen Verhältnisse, mit unausgesetzter Vergegenwärtigung des Großen und des Kleinsten, zum Siege zu führen.

Das unvergleichliche Genie des Advokatensohnes aus Corsika

Landesbibliothek Oldenburg

sehen wir in dem Feldzuge 1805 auf dem Gipfelpunkt seiner Entwickelung, seiner militairischen und politischen Erfolge.

Er würde fast den Eindruck eines Wunders von Geist und Energie, einer übermenschlichen Erscheinung machen, wenn er sich nun auch des Mißbrauchs und der Ueberhebung zu enthalten gewußt hätte, welche die Klippen aller menschlichen Größe zu sein pflegen, an denen wir denn auch ihn später zu Grunde gehen sehen.

Landesbibliothek Oldenburg

Hoffnungen auf Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem parlamentarischen Deutschland.

(Für die Literar-Gesellschaft am 15. December 1866.)

Nachdem die gewaltigen Eindrücke und Spannungen vorüber waren, welche uns die kriegerischen Begebenheiten dieses ewig denkwürdigen Sommers brachten, und seitdem wir Alle durch die Nikolsburger Verhandlungen und den Prager Frieden erkennen konnten, was Preußen zunächst erreicht hat und weiter zu erreichen denkt, — war ich meinestheils auf nichts so erwartungsvoll, als auf die Haltung, welche das Bismarck'sche Ministerium dem im September zusammentretenden preußischen Landtag gegenüber einnehmen werde.

Täglich sagte ich mir: „dann erst tritt der Moment ein, in welchem es sich zeigen muß, ob der unleugbar ebenso kluge als energische Minister des Auswärtigen zugleich ein historischer Charakter, ein wahrhaft großer Staatsmann ist". — Jedermann weiß, er ist von rein junkerlichem Geblüt und von ursprünglich durchaus junkerlicher Färbung. Die ersten Jahre seines öffentlichen Lebens sind lediglich dem Kampfe gegen die einheimische Demokratie, gegen den preußischen Liberalismus von 1848 gerichtet gewesen. Es wäre daher völlig im Sinn seiner Antecedentien, wenn er jetzt nach so fabelhaften Erfolgen, da er eine mächtige Partei, den größten Theil der königlichen Familie und die siegreiche Armee hinter sich weiß, — keck, schroff, befehlerisch gegen die zweite Kammer aufträte, wenigstens dieselbe fühlen ließe, daß sie nun einer Regierung gegenüber stehe, die sich den früheren Ton nicht mehr gefallen lassen werde.

Landesbibliothek Oldenburg

So glaubte und fürchtete ich mit ängstlicher Sorge! — Und was ist geschehen? — Das Erste, was das Ministerium Bismarck an die versammelten Kammern gelangen ließ, war ein Indemnitäts-Gesuch wegen der vor und in dem Kriege verfügten Ausgaben und extraordinairen Maßregeln. Gleichzeitig bewog das Ministerium den König, eine Amnestie für alle politische Vergehen zu erlassen. Dann ließ es sich gewisse Abzüge und Verweigerungen der zweiten Kammer an seinen Geldforderungen gefallen; — endlich legte es einen Budget-Entwurf vor, nach welchem ohne Anleihen und neue Auflagen sofort der Staatsschatz wieder gefüllt und die Armee auf den Friedensfuß gesetzt werden sollte. — Zugleich war der Ton sämmtlicher Herren Minister den Kammern gegenüber ein ungewohnt milder und entgegenkommender, und Herr v. Bismarck selbst erregte durch mehrere ebenso klare als schonende Expositionen allgemeine Anerkennung. — Freilich fehlte es daneben nicht an gelegentlichem Wiederauftauchen der alten Gegensätze und Streitfragen. Die Fortschrittspartei schien an ihrem Programm festhalten zu wollen, daß die auswärtige Politik des Ministeriums zu unterstützen, die innere aber nach wie vor zu bekämpfen sei. In Folge dieses unmöglichen Programms wurde der Regierung das sogenannte Extraordinarium von 300000 Thaler gestrichen, der Vertrag mit der Köln-Mindener Gesellschaft scharf angegriffen, die Lösung der Dotations-Frage durch bedenkliche Bedingungen und Forderungen erschwert. — Auf der andern Seite ließ sich die Regierung verleiten, noch nach Erlaß der Amnestie dem berüchtigten Beschluß des Obertribunals gegen ein Mitglied der Kammer wegen dort gemachter Aeußerungen Folge zu geben.

Es wäre thöricht, an solchen Einzelheiten übergroßen Anstoß zu nehmen. So lange es verschiedene Ansichten und verschiedene Parteien giebt, wird es Streitigkeiten unter ihnen und in der Verfolgung derselben Extravaganzen geben — das ist der natürliche Lauf der Dinge, so lange Menschen Menschen bleiben. Worauf es ankommt, ist, daß dergleichen Divergenzen und Extravaganzen nicht bis zum völligen, unheilbaren Bruch getrieben werden, daß, wo ein solcher droht, dies rechtzeitig erkannt wird, und daß man sich alsdann von beiden Seiten soweit mäßigt, soviel nachgiebt, daß ein Compromiß zu Stande kommen kann, welches zwar keine der Parteien vollständig befriedigt, bei welchem aber beide fortleben und wirksam sein können. —

Die Haltung der preußischen Regierung sowohl, als der Kammern in der gegenwärtigen Session giebt mir Hoffnung, daß diese Wahrheit

Landesbibliothek Oldenburg

endlich von beiden Seiten erkannt sei. Die ganze Stellung des Herrn v. Bismarck der Versammlung gegenüber, seine gegenwärtigen, wie manche seiner früheren Aeußerungen, mehr noch sein April-Antrag an den Bundestag zur Berufung eines deutschen Parlaments und jetzt die von ihm ausgehende Berufung des Reichstags zur Constituirung des Norddeutschen Bundesstaats, — beweisen, daß der ehemalige Junker und Parteimann die Ueberzeugung gewonnen hat, es lasse sich die deutsche Einheit, Größe und Macht nur auf der Basis des Volkswillens und unter Mitwirkung einer repräsentativen Versammlung und Verfassung gründen.

Gleichviel, ob er gern oder ungern zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, er wird daran festhalten müssen, wenn er sein großes Werk zu einem glücklichen Schluß, zur Vollendung führen will, und wir dürfen ihm zutrauen, daß er das will, denn er ist jedenfalls ein Mann und ein Charakter! —

Hätte ich Recht in dieser hoffnungsvollen Erwartung auf die Entstehung eines wahrhaft parlamentarischen Lebens und Verhaltens in Preußen und Deutschland, so bestätigte sich damit endlich eine An- und Aussicht, mit welcher ich unter fast verzweiflungsvollen Zuständen vor 15 Jahren mich und Andere zu beruhigen suchte*).

---

*) Vgl. den oben abgedruckten Brief vom Sept. 1852: „Noch nicht verzweifeln".

Landesbibliothek Oldenburg

Ueber die künftige Verfassung des deutschen Bundesstaats.

(Aus einem Briefe vom 5. November 1870 für die Literar-Gesellschaft ausgezogen, zum 15. December 1870.)

— — — — Ich habe Ihnen bestens zu danken, daß Sie mich aufmerksam gemacht haben auf die kürzlich erschienene Brochüre eines Ungenannten: „Ueber die künftige Verfassung des vergrößerten deutschen Bundesstaats". Ich habe mir dieselbe sofort zu verschaffen gesucht und sie mit größtem Interesse gelesen, — ich darf wohl sagen studirt.

Wer auch der Verfasser sei, er ist jedenfalls ein practischer, kundiger und tiefblickender Staatsmann von echt deutscher Gesinnung. — Seine Darlegung der unabweislichen Nothwendigkeit, die gegenwärtig bestehende Verfassung des Norddeutschen Bundes in ihren Hauptzügen dem erweiterten Deutschen Bund zum Grunde zu legen, — ist klar und entscheidend für Jedermann, der sehen kann und sehen will. — Die Unmöglichkeit einer Sonderstellung Baierns und Würtembergs im Bunde wird nachgewiesen und stark betont. — Eine Revision und Abänderung der bestehenden Bundesverfassung in einzelnen Punkten wird als begründet und nothwendig anerkannt und durch bestimmte Vorschläge erledigt. — Ein vollständiger Entwurf der möglichen und zu erstrebenden neuen Verfassung schließt das Ganze und enthält die Begründung und Ausführung folgender Hauptpunkte:

1. Einheitlicher Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht zu Lande und zu Wasser von Seiten des Bundes-Oberhauptes im Kriege wie im Frieden.

Landesbibliothek Oldenburg

2. Einheitliche Vertretung des deutschen Bundesstaats nach Außen und Schutz aller Deutschen im Auslande durch die Bundesmacht.
3. Einheitliche Zoll- und Handels-Gesetzgebung und daraus folgende Gemeinsamkeit des Münz-, Maaß- und Gewichtswesens.
4. Die Oberaufsicht der Bundesmacht über alle öffentlichen Verkehrsanstalten, als Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc.
5. Die Bundesmacht hat ihr besonderes Finanzwesen und ist nicht mehr wie bisher auf bloße Matricular-Beiträge angewiesen.
6. Die Einheit des Rechts und der Gerichtsverfassung wird auf ganz Deutschland ausgedehnt, wenn auch nur allmälig und soweit es erforderlich ist.

Mit Ihnen, werther Freund, könnte ich mich wohl und erleichtert fühlen, wenn dieser Entwurf ohne irgend wesentliche Aenderung von allen deutschen Regierungen und Kammern, wie vom Bundesrath und Reichstag angenommen würde und dann für eine Reihe von Jahrzehnten das oberste Gesetz des deutschen Volkes bildete. Für solchen Preis opferte ich gern und willig die in einigen andern Punkten abweichenden Ansichten und Wünsche, welche mein individueller Standpunkt mir aufdringt, und das um so williger, als ja der vorliegende Entwurf jeder weiteren Entwickelung Raum giebt. — Den politischen Hauptfehler der Deutschen, den Individualismus, welcher Alles genau so haben will, wie seine Ansicht und Ueberzeugung es fordert, sonst lieber nichts, — habe ich alter Mann Gottlob schon lange und gründlich überwunden. —

Trotzdem und alledem kann ich es mir nicht versagen und Ihnen, werther Freund, nicht ersparen, verschiedene Einzelnheiten kurz zu berühren, die ich anders als unser Verfasser ansehe und geordnet haben möchte. Sie werden daraus wenigstens die Aufmerksamkeit und das Interesse entnehmen, mit welchen ich seinen Vorschlägen und Ideen gefolgt bin.

An verschiedenen Stellen und aus verschiedenen Gründen verwirft der Verfasser die Verleihung des Kaisertitels an das Bundesoberhaupt, also an den König von Preußen. „Zunächst dürfe man nicht wieder an die Reichsverfassung von 1849 anknüpfen, weil dieselbe eine Menge unpractischer, ja unmöglicher Bestimmungen enthalte, so daß Friedrich Wilhelm IV. mit ihr nicht hätte regieren können, auch wenn er die Krone aus den Händen der National-Versammlung angenommen hätte. — Sodann knüpften sich an den Kaisertitel unklare

Landesbibliothek Oldenburg

Erinnerungen an das weiland heilige römische Reich, welche ebenso fern zu halten seien wie jede Ideenverbindung mit dem modernen Imperialismus."

Diese Besorgniß vor dunkeln historischen Reminiscenzen scheint mir wenig beachtenswerth und ausnehmend schwach in's Gewicht fallend den großen Vortheilen gegenüber, welche sich aus der Erneuerung der uralten Bezeichnungen Kaiser und Reich, gegenüber den vagen und abstracten Namen Bundesoberhaupt und deutscher Bund sofort und in naher Zukunft erwarten lassen. Schon der Jubel und die Begeisterung, mit welchen diese Erneuerung althistorischer Zusammengehörigkeit von der großen Mehrheit der Nation begrüßt werden möchte, würden deren Bedeutung offenbaren. — Den deutschen Königen und Fürsten aber wird es sofort, und noch mehr in Zukunft, viel leichter und natürlicher erscheinen, sich einem deutschen Kaiser zu unterwerfen, als einem König von Preußen; — sie werden sich als Reichsfürsten weit verpflichteter und gebundener fühlen, als in der Qualität gleichtitulirter und qualificirter Bundesglieder. — Noch wichtiger aber, ja vielleicht für unsere politische Zukunft entscheidend, scheint mir die Wirkung, welche die Verleihung des Kaisertitels auf Preußen und auf dessen politische und nationale Verschmelzung mit dem übrigen Deutschland haben müßte. — Abgesehen davon, daß ein Theil der neueren preußischen Lande (z. B. Sachsen, Westphalen und Rheinland) sich noch heute viel lieber deutsch-kaiserlich als preußisch genannt sehen wird, so muß Jedermann zugeben, daß die neu acquirirten oder noch zu acquirirenden Provinzen, wie Hannover, Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen, die Bezeichnung preußisch sich sehr ungern gefallen lassen, aber sich großentheils leicht und gern darin finden würden, kaiserlich-deutsche Provinzen zu heißen. An den Namen Preußen knüpft sich nun einmal, theils mit Recht, theils mit Unrecht, der Gedanke an das den Meisten widrige und schwer zu ertragende specifische Preußenthum, welches im Grunde nichts ist, als die Kehrseite der großen Vorzüge und Qualitäten, welche das preußische Staatswesen zu Deutschlands schließlichem Heil gegründet und so hoch erhoben haben. — Ohne diese Strenge, Genauigkeit, Sparsamkeit; — ohne dies gesteigerte Selbstgefühl, diesen festen Glauben an sich selbst und seinen Beruf, — wäre es schwerlich möglich gewesen, auf dem kargen Boden des nordöstlichen Deutschlands den mächtigsten und geordnetsten deutschen Staat zu gründen. — Aber liebenswürdig und anlockend sind die Ausflüsse und Eindrücke solcher Qualitäten allerdings

Landesbibliothek Oldenburg

nur in den seltensten Fällen und es bleibt sehr zu wünschen, daß sich dieselben wenigstens in gemildeteren Formen äußern.

Man muß so gerecht sein zuzugeben, daß solchem Wunsch namentlich in neuester Zeit schon vielfach entgegengekommen wird. — Sowohl die Regierung, als die einzelnen Beamten und Militairs des jetzigen Preußens treten dem Nicht-Preußen und Neu-Preußen gegenüber lange nicht mehr so schroff und anmaßend auf, als vor einem halben und ganzen Jahrhundert, — was nicht nur dem höheren Bildungsgrad der Neuzeit, sondern besonders auch dem wachsenden Gefühl der Annäherung an die eigne höhere Bestimmung zuzuschreiben sein wird. — Aber der strenge Militarismus und das enge, einseitige Beamtenthum, das an dem Buchstaben klebt und keinerlei abweichende Meinung duldet, werden des ungeachtet noch auf lange hinaus abstoßende Wirkungen äußern.

Nichts aber möchte geeigneter sein, diese Schattenseiten des Prussianismus gründlicher und früher verschwinden zu machen, als die nicht blos sachliche, sondern auch nominelle Verwandlung des Königs von Preußen in den deutschen Kaiser und der preußischen Monarchie in deutsch-kaiserliche Provinzen. — Erst dann wird der überlegenen Masse der Ungebildeten und der Halbgebildeten bald, und selbst unmittelbar klar und geläufig werden, daß ein neues und größeres Staats- und Volksleben eingetreten ist, und daß sie sich in ihren Begriffen wie in ihrem Verhalten darnach einzurichten und zu erheben haben! — Erhalten bliebe der glorreiche Name Preußen darum doch in der großen und bedeutenden nordöstlichsten Provinz des Reichs, und man könnte ja auch, zu bleibendem Gedächtniß, den muthmaßlichen Erben der Kaiserkrone nach wie vor mit dem Namen: Prinz von Preußen bezeichnen. —

Ferner nimmt unser Verfasser an verschiedenen Stellen seiner Schrift als ausgemacht an, daß aus der von Frankreich abzutretenden Provinz Elsaß-Lothringen eine bundesunmittelbare Provinz (wie er es nennt) werden müsse. — Die Bedenken, welche er — und wie es scheint auch die preußische Regierung — gegen die sofortige vollständige Einverleibung dieser neuen Provinz in den preußischen Staat haben mögen, werden besonders in der voraussichtlichen Schwierigkeit zu suchen sein, die Bewohner dieser entfremdeten Lande zu guten Preußen zu machen und sie von Berlin aus als solche zu regieren. — So scheint man denn vorzuziehen, hier eine mehr selbstständige eigne Provinz mit ge-

Landesbibliothek Oldenburg

sonderter Gesetzgebung unter Oberaufsicht der Bundesgewalt zu schaffen. — Würde aber das Bundesoberhaupt zum deutschen Kaiser erklärt, so ergiebt sich sofort, daß Elsaß-Lothringen ohne Bedenken eine kaiserliche Provinz mit eigner provinzieller Verwaltung (wie allmälig alle übrigen kaiserlichen Provinzen) werden könnte und müßte. — Es würde sich damit viel leichter und früher begnügt und zur Verschmelzung mit Deutschland geneigt finden, als durch eine Sonderstellung, welche die Blicke der Bevölkerung entschieden und lange auf die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit Frankreich gerichtet, festhalten müßte. —

Sodann äußert unser Verfasser die Ansicht, Preußen müsse auch in dem neuen bedeutend vergrößerten deutschen Bund nicht mehr Stimmen im Bundesrath verlangen, als bisher, wiewohl es der Bevölkerung nach alle übrigen Staaten auch des neuen Bundes um das Doppelte überwiege. — Das will mir denn doch recht bedenklich scheinen. Preußen hat gegenwärtig 17 Stimmen im Bundesrath gegen 26 der andern Staaten, es muß also immer 5 Stimmen der Kleinen für sich sammeln, um im Bundesrath die Majorität zu behaupten. Das scheint mir für manche Fälle, in welchen es sich um einheitliche Tendenzen handelt, schon schwierig und bedenklich genug. Nach der Aufnahme der Südstaaten in den Bund aber würden mindestens 15 Stimmen mehr auf das außerpreußische Deutschland fallen und es ständen somit den 17 preußischen Stimmen im Bundesrath 41 außerpreußische gegenüber, so daß Preußen um einen wichtigen Vorschlag durchzubringen, jedenfalls auf 13 Stimmen der andern Bundesstaaten zu rechnen hätte. — Bedenkt man nun die große Bedeutung des Bundesraths in der bestehenden Verfassung und daß derselbe im Wesentlichen die Stellung einer Pairskammer oder eines Oberhauses hat, daß also ohne seine Zustimmung keinerlei neue gesetzliche Bestimmung eintreten kann, so möchte diese Anforderung an die Großmuth und Selbstbeschränkung der so unendlich überlegenen Vormacht des Bundes denn doch übertrieben und gefährlich erscheinen, — und alle künftigen Versuche, auf gesetzlichem Wege zu einer strafferen Einigung und Gemeinschaftlichkeit in einzelnen Zweigen der Gesetzgebung zu gelangen, wären vielleicht im Voraus abgeschnitten. — — —

Wenn ferner unser Verfasser verlangt, daß die neue Verfassung, oder vielmehr die erforderliche Umwandlung der norddeutschen in eine deutsche Verfassung, mit dem Reichstage berathen und verein-

Landesbibliothek Oldenburg

bart werden müsse, so scheint er damit andeuten zu wollen, daß auch die Formen und Bedingungen, unter welchen die süddeutschen Regierungen aufzunehmen seien, zunächst im Reichstag debattirt und bestimmt werden sollten. — Die bedeutende Schwierigkeit und Gefahr eines solchen Verfahrens leuchtet ein. — Glücklicherweise scheint der große deutsche Staatsmann unserer Zeit anderer Ansicht über den modus procedendi zu sein, da uns die Zeitungen melden, daß er soeben eine Anzahl von Capacitäten aus der Heimath und Gesandte der Südstaaten nach Versailles berufen hat, um mit ihnen den Entwurf einer künftigen deutschen Verfassung zu berathen und zu vereinbaren, welcher dann später dem einzuberufenden bisherigen Reichstag, wie den Ständeversammlungen der Südstaaten zur Erwägung und Beistimmung vorzulegen sein wird. — So ist denn meinem Bedenken in dieser Beziehung schon im Voraus abgeholfen und glücklicherweise dürfen und können wir das Vertrauen zu Herrn v. Bismarck haben, daß er nach allen Richtungen vorschlagen und erreichen wird, was recht und möglich ist! — —

Ich halte mich überzeugt, er würde in allem Wesentlichen die Ideen und Ausführungen des Verfassers unserer Broschüre billigen, wenn ihm dieselbe je zu Gesicht kommen sollte. Namentlich hoffe und erwarte ich das in Betreff der Forderung, daß keinem der neu eintretenden süddeutschen Staaten in irgend einer Beziehung eine Sonderstellung gewährt werde. —

Die neuesten aus Baiern herüberklingenden Aeußerungen der dortigen Presse, namentlich verschiedene Artikel der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", deuten an und führen aus, „wie unmöglich es für Baiern sein werde und sein müsse, sich der bestehenden Bundesverfassung, namentlich in militairischer, diplomatischer und finanzieller Beziehung, unbedingt zu unterwerfen. Ein so günstig gelegenes, wohlarrondirtes Königreich mit fast fünf Millionen Einwohnern, also größer als Preußen vor dem siebenjährigen Kriege und vor dem Befreiungskriege von 1813, könne sich unmöglich zu der Rolle und Stellung von Lippe-Detmold und Schwarzburg-Sondershausen, oder selbst zu der von dem heutigen Sachsen und von Mecklenburg verurtheilt sehen. — Ein König von Baiern könne seine Armee von 60000 Mann nicht von Berlin aus commandiren, inspiciren, dislociren und verpflegen lassen; — ein so bedeutendes zusammenhängendes Königreich an der Donau und dem Main, von Oesterreich halb umfaßt

Landesbibliothek Oldenburg

und nahe an Italien gelegen, könne sein ganzes Verkehrs- und Abgabenwesen nicht unter die Aufsicht und Gesetzgebung der Berliner Regierung geben; — die engen Beziehungen und Verbindungen Baierns mit vielen europäischen Großstaaten erforderten gebieterisch ein auswärtiges Amt und besondere Organe desselben im Auslande" u. s. w. u. s. w.

Ich weiß wohl, daß es auch in Baiern, und namentlich in den fränkischen Provinzen, eine Partei giebt, die das Land unbedingt und unter den jetzt geltenden Formen in den deutschen Bund aufgenommen sehen möchte. Aber dieselbe ist verhältnißmäßig schwach an Zahl und Einfluß, wenn sie auch durch den gegenwärtigen Krieg in beiderlei Beziehung gewonnen haben mag. — Alles was mit dem Hofe, dem Beamtenthum, dem Militair zusammenhängt, dann die ganze mächtige katholische Priesterschaft und das von ihr beeinflußte Volk will ein selbstständiges, unabhängiges Baiern und hält es für eine Ehrensache, sich nicht von Berlin aus regieren zu lassen. —

Unter solchen Umständen und Stimmungen wird sich Baiern schwerlich in die Formen und Einschränkungen fügen, welche der deutsche Bund und in seinem Namen Graf Bismarck fordern wird und muß, — und ich meinestheils gestehe aufrichtig, daß ich nach den vorliegenden Umständen kein Unglück darin sehen würde, wenn das gegenwärtige Baiern vorläufig draußen bliebe. Zwischen Deutschland und dem noch gefährlicheren Oesterreich eingeklemmt, seit der eklatanten Niederlage Frankreichs ohne irgend eine politische Stütze von Außen her, würde es sich bald in einer unerträglichen merkantilen, pecuniären und politischen Klemme befinden, welche durch wachsende Unzufriedenheit, Parteiungen und Unruhen im Innern zu Verwickelungen der schlimmsten Art, selbst zu Empörungen und Abfällen führen könnte. — Nur das mächtige und sich mehr und mehr consolidirende deutsche Reich müßte und würde dann helfen, indem es Franken und die Pfalz gesondert in sich aufnähme und dann das so reducirte und auf sein rechtes Maaß zurückgeführte Königreich Baiern ebenfalls mit sich vereinigte. Das gegenwärtige Baiern überschreitet entschieden dies Maaß, denn einmal hat es auch nicht annähernd den Character einer Reichsprovinz, weil es zu groß und aus ganz heterogenen Bestandtheilen (Pfälzer, Franken, Schwaben, Altbaiern) zusammengesetzt ist, — und dann, weil ihm seine unverhältnißmäßige Ausdehnung und Bedeutung (welche durch Bündnisse mit den Franzosen gegen

Landesbibliothek Oldenburg

deutsche Mächte erworben ist) immer die Versuchung zur Widersetzlichkeit, ja zu politischem Verrath erneuern werden. —

So könnte ich es denn für kein großes Unglück, sondern selbst für einen künftigen politischen Vortheil halten, wenn das ungefügige und gegen die nothwendigen Bedingungen der Aufnahme in das zu gründende deutsche Reich widersetzliche Baiern vorläufig draußen und sich selbst überlassen bliebe. — — — Mosle.

Landesbibliothek Oldenburg

Berichtigung.

Auf Seite 17 Zeile 18 von unten lies Qu'avez statt Q'avez.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg